DIE FACKEL

BAND XXX JÄNNER–MÄRZ 1908.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS.

WIEN 1908.

VERLAG ‚DIE FACKEL', III. HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

B 394-09

INHALT:

DIE FACKEL

NR. 241 WIEN, 15. JÄNNER 1908 IX. JAHR

Vorurteile.

Es gibt zweierlei Vorurteil. Das eine steht über allem Urteil. Es nimmt die innere Wahrheit vorweg, ehe das Urteil der äußern nahegekommen ist. Das andere steht unter allem Urteil; es kommt auch der äußern Wahrheit nicht nahe. Das erste Vorurteil ist über die Zweifel des Rechts erhaben, es ist zu stolz, um nicht berechtigt zu sein, es ist unüberwindlich und führt zur Absonderung. Das zweite Vorurteil läßt mit sich reden; es macht seinen Träger beliebt und ist auch als Verbindung eines Urteils mit einem Vorteil praktikabel.

*

Der Philister langweilt sich und sucht die Dinge, die ihn nicht langweilen. Den Künstler langweilen die Dinge, aber er langweilt sich nicht.

*

Ich unterschätze den Wert der wissenschaftlichen Erforschung des Geschlechtslebens gewiß nicht. Sie bleibt immerhin eine schöne Aufgabe. Und wenn ihre Resultate von den Schlüssen künstlerischer Phantasie bestätigt werden, so ist das schmeichelhaft für die Wissenschaft und sie hat nicht umsonst gelebt.

*

Man glaubt gar nicht, wie schwer es oft ist, eine Tat in einen Gedanken umzusetzen!

*

Diese finden jenes, jene dieses schön. Aber sie müssen es »finden«. Suchen will es keiner.

*

Ich habe den Satz von der ersten Geliebten, die eine Kletterstange war, wörtlich, nicht metaphorisch ge-

meint. Ich werde doch nicht einer Frau den Rang einer Kletterstange anweisen. Wohl aber umgekehrt.

*

Das Gefühl, das man bei der Freude des andern hat, ist in jedem Fall selbstsüchtig. Hat man ihm die Freude selbst bereitet, so nimmt man die größere Hälfte der Freude für sich in Anspruch. Die Freude aber, die ihm ein anderer vor unseren Augen bereitet, fühlen wir ganz mit: die Hälfte ist Neid, die Hälfte Eifersucht.

*

Frauen sind hohle Koffer oder Koffer mit Einlage. In die hohlen packe man keinen geistigen Inhalt, er könnte in Verwirrung geraten. In die andern läßt er sich gut hineinlegen.

*

Wenn man einmal durch Erleben zum Denken gelangt ist, gelangt man auch durch Denken zum Erleben. Man genießt die wollüstigen Früchte seiner Erkenntnis. Glücklich, wem Frauen, auf die man Gedachtes mühelos anwenden kann, zu solcher Erholung beschieden sind!

*

Es ist die wichtigste Aufgabe, das Selbstunbewußtsein einer Schönen zu heben. Und das Selbstbewußtsein derer, die um sie sind.

*

Wenn ich eine Frau so auslegen kann, wie ich will, ist es das Verdienst der Frau.

*

Mein Gehör ermöglicht es mir, einen Schauspieler, den ich vor zwanzig Jahren in einer Dienerrolle auf einem Provinztheater und seit damals nicht gesehen habe, als Don Carlos zu imitieren. Das ist ein wahrer Fluch. Ich höre jeden Menschen sprechen, den ich einmal gehört habe. Nur die Wiener Schriftsteller, deren

Feuilletons ich lese, höre ich nie sprechen. Darum muß ich jedem erst eine besondere Rolle zuweisen. Wenn ich einen Wiener Zeitungsartikel lese, höre ich einen Zahlkellner oder einen Hausierer, der mir vor Jahren einmal einen Taschenfeitel angehängt hat, reden. Oder es ist eine Vorlesung bei der Hausmeisterin. Mit einem Wort, ich muß mich auf irgend einen geistigen Dialekt einstellen, um hindurchzukommen. Mit meiner eigenen Stimme bringe ich's nicht fertig.

*

Es müßte ein geistiger Liftverkehr etabliert werden, um einem die unerhörten Strapazen zu ersparen, die mit der Herablassung zum Niveau des Wiener Schrifttums verbunden sind. Wenn ich wieder zu mir komme, bin ich immer ganz außer Atem.

*

Dem Erotiker wird das Merkmal des Geschlechts nie Anziehung, stets Hemmung. Auch das weibliche Merkmal. Darum kann er zum Knaben wie zum Weib tendieren. Den durchaus Homosexuellen zieht das Merkmal des Mannes an, gerade so wie den hypersexuellen »Normalen« das Merkmal des Weibes als solches anzieht. Jack the ripper ist also viel »normaler« als Sokrates.

*

Der sexuelle Mann sagt: Wenn's nur ein Weib ist! Der erotische sagt: Wenn's doch ein Weib wäre!

*

Das Weib kann Sinnlichkeit auch zum Weib führen. Den Mann die Phantasie auch zum Mann. Hetären und Künstler. »Normwidrig« ist der Mann, den Sinnlichkeit, das Weib, das Phantasie zum eigenen Geschlecht führt. Der Mann, der mit Phantasie auch zum Mann gelangt, steht höher als jener, den nur Sinnlichkeit zum Weib führt. Das Weib, das Sinnlichkeit auch zum Weib führt, höher, als jenes, das erst mit Phantasie zum Mann gelangt. Der Normwidrige kann Talente haben, nie eine Persönlichkeit sein.

Der andere beweist seine Persönlichkeit schon in der »Perversität«. Das Gesetz aber wütet gegen Persönlichkeit und Natur, gegen Werte und Defekte. Es straft Sinnlichkeit, die das Vollweib zum Weib und den Halbmann zum Mann, es straft Phantasie, die den Vollmann zum Mann und das Halbweib zum Weib führt. — Ich spreche diese Erkenntnis, die die Analphabeten aus meiner Abhandlung über »Perversität« nicht entnehmen konnten, hier noch einmal aus. Es muß mir vor allem darauf ankommen, die Analphabeten zu überzeugen, da sie ja die Strafgesetze machen.

*

Wenn man vom Sklavenmarkt der Liebe spricht, so fasse man ihn doch endlich so auf: die Sklaven sind die Käufer. Wenn sie einmal gekauft haben, ist's mit der Menschenwürde vorbei; sie werden glücklich. Und welche Mühsal auf der Suche des Glücks! Welche Qual der Freude! Im Schweiße deines Angesichts sollst du deinen Genuß finden. Wie plagt sich der Mann um die Liebe! Aber wenn eine nur Wanda heißt, wird sie mit der schönsten sozialen Position fertig.

*

Ein schauerlicher Materialismus predigt uns, daß die Liebe nichts mit dem Geld zu tun habe und das Geld nichts mit der Liebe. Die idealistische Auffassung gibt wenigstens eine Preisgrenze zu, bei der die wahre Liebe beginnt. Es ist zugleich die Grenze, bei der die Eifersucht dessen aufhört, der um seiner selbst willen geliebt wird. Sie hört auf, wiewohl sie jetzt beginnen könnte. Das Konkurrenzgebiet ist verlegt.

*

Die Rechtsstellung des Zuhälters in der bürgerlichen Gesellschaft ist noch nicht geklärt. Ethisch ist seine Rolle, wenn er bloß achtet, wo geächtet wird. Ethisch ist er als Antipolizist. Also ein Auswurf der Gesellschaft. Vollends, wenn er für seine Überzeugung Opfer bringt. Wenn er aber für seine Über-

zeugung Opfer verlangt, fügt er sich in den Rahmen der Gesellschaftsordnung, die zwar dem Weibe Prostitution nicht verzeiht, aber dem Manne Korruption.

*

Verachtung der Prostitution?
Die Huren schlechter als Diebe?
Wißt: Liebe nimmt nicht nur Lohn,
Lohn gibt auch Liebe!

*

Hierzulande gibt es unpünktliche Eisenbahnen, die sich nicht daran gewöhnen können ihre Verspätungen einzuhalten.

*

Ein skrupelloser Maler, der unter dem Vorwand, eine Frau besitzen zu wollen, sie in sein Atelier lockt und dort malt.

*

Das Gesetz enthält leider keine Bestimmung gegen die Männer, die ein unschuldiges junges Mädchen unter der Zusage der Verführung heiraten und wenn das Opfer eingewilligt hat, von nichts mehr wissen wollen.

*

Die einen verführen und lassen sitzen; die andern heiraten und lassen liegen. Diese sind die Gewissenloseren.

*

Versorgung der Sinne! Die bangere Frauenfrage.

*

Ich bin doch gewiß bereit, einen Gegner nachsichtig zu beurteilen. Aber ich muß so gerecht sein und zugeben, daß die Artikel, die H. über seinen Prozeß geschrieben hat, der letzte Schund sind.

*

Eine untrügliche Probe der Dummheit: Ich frage einen Diener, um welche Zeit gestern ein Besuch da war. Er sieht auf seine Uhr und sagt: »Ich weiß nicht, ich hab' nicht auf die Uhr gesehen!«

*

Einen gewissen Grad von Unfähigkeit, sich geistig zu regen, wird man jenen »ausübenden« Künstlern, die nicht das Wort gestalten, den Malern und Musikern, zugutehalten dürfen. Aber man muß sagen, daß die Künstler darin die Kunst zumeist überbieten und an den Schwachsinn einer Unterhaltung Ansprüche stellen, die über das erlaubte Maß hinausgehen. Dies gilt nicht von den vollen Persönlichkeiten, die auch außerhalb der Kunst von Anregungsfähigkeit bersten, nur von den Durchschnittsmenschen mit Talent, denen die Kunst fürs Leben nichts übriggelassen hat. Zuweilen ist es unmöglich, einen Menschen, dessen Denken in Tönen oder Farben zerrinnt, auf der Fährte eines primitiven Gedankens zu erhalten. Es war ein preziöser Dichter, der einmal, als man ihm eine Gleichung mit zwei Unbekannten erklärte, unterbrach und sein vollstes Verständnis durch die Versicherung kundgab, die Sache erscheine ihm nunmehr violett. Ein Maler wäre auch dazu nicht imstande und ließe einfach die Zunge heraushängen. Ein Musiker aber täte nicht einmal das. Ich habe Marterqualen in Gesprächen mit Geigenspielern ausgestanden. Als einmal eine große Bankdefraudation sich ereignete, gratulierte mir einer. Da ich bemerkte, daß ich nicht Geburtstag habe, meinte er, ich hätte mich als Propheten bewährt. Da ich replizierte, daß ich meines Erinnerns die Defraudation nicht vorhergesagt hätte, wußte er auch darauf eine Antwort und sagte: »Nun, überhaupt diese Zustände«; und ließ in holdem Blödsinn sein volles Künstlerauge auf mir ruhen. Es war ein gefeierter Geigenspieler. Aber solche Leute sollte man nicht ohne Geige herumlaufen lassen. So wenig wie es erlaubt sein sollte, in das Privatleben eines Sängers einzugreifen. Für Männer und Frauen kann die Erfahrung nur eine Enttäuschung bedeuten. Sobald ein Sänger den Mund auftut, um zu sprechen, oder sich sonst irgendwie offenbaren möchte, gehts übel aus. Der Maler, der sich vor seine Leinwand stellt, wirkt als Klecks, der Musiker nach getaner Arbeit als Mißton. Wer's notwendig hat, soll in Gottes Namen

Töne und Farben auf sich wirken lassen. Aber es kann nicht notwendig sein, den Dummheitsstoff, der in der Welt aufgehäuft ist, noch durch die Möglichkeiten der unbeschäftigten Künstlerseele zu vermehren.

*

Ein pornographischer Schriftsteller kann leicht Talent haben. Je weiter die Grenzen der Terminologie, desto geringer die Anstrengung der Psychologie. Wenn ich den Geschlechtsakt populär bezeichnen darf, ist das halbe Spiel gewonnen. Die Wirkung eines verbotenen Wortes wiegt alle Spannung auf und der Kontrast zwischen dem Überraschenden und dem Gewohnten ist beinahe ein Humorelement.

*

Es gibt seichte und tiefe Hohlköpfe. In der Vogelperspektive aber ist zwischen einem Paul Goldmann und einem Professor der Philosophie kein Unterschied.

*

Es wäre immerhin möglich, daß eine Sitzung des Vereins reisender Kaufleute sich als eine Versammlung der Väter unserer jungwiener Dichter entpuppte.

*

Die Boheme hat sonderbare Heilige. Ein Einsiedler, der von Wurzen lebt!

*

Ein amerikanischer Denker: Deutsche Philosophie, die auf dem Transport Wasser angezogen hat.

*

Die Persönlichkeit hat's in sich, das Talent an sich.

*

Es ist etwas Eigenes um die gebildeten Schönen. Sie krempeln die Mythologie um. Athene ist schaumgeboren und Aphrodite in eherner Rüstung

dem Haupt Kronions entsprossen. Klarheit entsteht erst wieder, wenn die Scheide am Herkulesweg ist.

*

Sie gewährt, an die Pforte ihrer Lust zu pochen und läßt alle die Schätze sehen, von denen sie nicht gibt. Die Unlust des Wartenden bereichert indeß ihre Lust: sie nimmt dem Bettler ein Almosen ab und sagt ihm, hier werde nichts geteilt.

*

Wir kürzen uns die Zeit mit Kopfrechnen ab. Ich ziehe die Wurzel aus ihrer Sinnlichkeit und sie erhebt mich zur Potenz.

*

In der Nacht sind alle Kühe schwarz, auch die blonden.

*

Sittlichkeit und Kriminalität.

Wir können ruhig schlafen,
weil man ins freie Feld
der Lust, den Paragraphen
Als Vogelscheuche stellt!

Doch Warnung lockt den Flieger,
die Scheuche schreckt den Schlaf.
Die Lust bleibt immer Sieger,
ihr Schmuck der Paragraph.

*

Ich hörte einen angeheiterten deutschen Mann einem Mädchen, das in eine Seitengasse einbog, die humoristisch deklamierten Worte nachrufen: »Da geht sie hin, die Schanddirne!« Es ist nicht anzunehmen, daß ein Gesetz zustandekommt, das es erlaubt, solche deutschen Männer ohneweiters niederzuschießen, wiewohl sie mit einem einzigen Wort den vollständigen Nachweis ihrer Nutzlosigkeit auf Erden erbracht haben.

*

Man beobachte einmal, wie die besseren Herren eine Frau grüßen, von der »man spricht«. In dem

Gruß ist der abweisende Stolz der Gesellschaftsstütze mit der einverständlichen Kennerschaft des Markthelfers vereinigt. Für beides möchte man ihnen an die Gurgel fahren.

*

Was könnte reizvoller sein als die Spannung: wie der Ort beschaffen sein werde, den ich mir so oft vorgestellt habe? Die Spannung: wie ich meine ursprüngliche Vorstellung wiederherstelle, nachdem ich ihn gesehen habe.

*

Ich habe beobachtet, daß die Schmetterlinge aussterben. Oder werden sie nur von den Kindern gesehen? Als ich zehn Jahre alt war, verkehrte ich auf den Wiesen bei Weidlingau ausschließlich mit Admiralen. Ich kann sagen, daß es der stolzeste Umgang meines Lebens war. Auch Trauermäntel, Tagpfauenaugen und Zitronenfalter machten einem das junge Leben farbig. Vanessa Jo, Vanessa cardui — Vanitas Vanitatum! Als ich nach so vielen Jahren wiederkam, waren sie alle verschwunden. Die Mittagssonne dröhnte wie ehedem, aber kein Farbenschimmer war sichtbar, dafür lagen Fetzen von ‚Neuer Freier Presse‘, ‚Tagblatt‘ und ‚Extrablatt‘ auf der Wiese. Später erfuhr ich, daß man das Holz der Wälder zur Herstellung des Zeitungspapiers gebraucht hatte, und daß bei der Fülle der Informationen die Schmetterlinge im Übersatz bleiben mußten. Ein Freund unseres Blattes sendet uns den letzten Schmetterling, und einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, ihn auf die Feder zu spießen und nach den Ursachen seiner Vereinsamung zu fragen. Die Welt flieht vor den Farben der Persönlichkeit, man schützt sich, indem man sich »organisiert«. Nur die Schmetterlinge selbst haben es unterlassen, sich zu organisieren. So kam es, daß an den Blumenkelchen jetzt Redakteure nippen. Schillernde Feuilletonisten, Sonntagsplauderer. Selbst die eintönigen Kohlweißlinge, mit denen der Journalismus wegen einer gewissen Verwandtschaft des Namens und der Gesinnung noch

am ehesten hätte paktieren können, mußten weichen. Der Vernichtungskampf gegen die Flieger bezeichnet den Triumph der Zeitungskultur. Falter und leichtfüßige Frauen, Schönheit und Geist, Natur und Kunst bekommen es zu spüren, daß die ‚Neue Freie Presse' am Sonntag hundertfünfzig Seiten hat. Mit Fliegenprackern schlägt die Menschheit nach den Schmetterlingen. Wischt sich den farbigen Staub von den Fingern; denn sie müssen rein sein, um Druckerschwärze anzurühren.

*

Es sollte verlockend sein, das Vorstellungsleben eines Tages der Kindheit wiederherzustellen. Der Pfirsichbaum im Hofe, der damals noch ganz groß war, ist jetzt schon sehr klein geworden. Der Laudonhügel war ein Chimborasso. Nun müßte man sich diese Dimensionen der Kindheit wieder verschaffen können. In einem Augenblick vor dem Einschlafen gelingt das der Phantasie manchmal. Plötzlich ist alles wieder da. Ein Fuchsfell als Bettvorleger wirkt ganz schreckhaft, der Hund in der Nachbarvilla bellt, eine Erinnerungswelle aus dem Schulzimmer trägt einen Duft von Graphit und das Lied »Jung Siegfried wa-a-ar ein tapferer Held« heran, der Lehrer streicht die Fiedel, als ob er der leibhaftige Volker wäre, das alte Herzklopfen, weil man »drankommen« könnte, im Garten Rittersporn und Raupen, kuhwarme Milch, erste Gleichung mit einer Unbekannten, erste Begegnung mit einer Unbekannten, das Tempo-Rufen des Schwimmmeisters, Cholera in Ägypten und die Scheu, in der Zeitung die Namen der Städte Damiette und Rosette (mit täglich zweihundert Toten) zu lesen, weil sie ansteckend wirken könnten, der Geruch eines ausgestopften Eichhörnchens und in der Ferne ein Werkel, das die Novität »Nur für Natur« oder »Er will dein Herr sein« spielt. Alles das in einer halben Minute. Wer nicht imstande ist, es herbeizurufen, wenn er will, kann sich sein Schulgeld zurückgeben lassen. Ein gutes Gehirn muß kapabel sein, sich jedes Fieber der Kindheit so mit

allen Erscheinungen vorzustellen, daß erhöhte Temperatur eintritt.

*

Feinnervige Menschen mögen sich daran erkennen, daß sie im Augenblick, da sie sich ins Bett legen, des Traums der vergangenen Nacht inne werden, aber nicht deutlicher, als eine Mondlandschaft den Nebelschleier spürt.

*

Unmittelbar nach einer Lektüre der »Begebenheiten des Enkolp« träumte ich der Reihe nach alle die Himmelserscheinungen, die Petronius als Vorboten des Bürgerkriegs beschreibt: »Im Laufe sterbend standen Ströme stille«, Kometen, blutiger Regen, alles war da, aber der Aetna, der »aus seinen Eingeweiden Feuerwogen speit«, war der Sonnwendstein. Schon trug ich eine Hoffnung — aber das Wiener Publikum, das im Hotel Panhans war, machte sich gar nichts draus, sondern saß auf der Terasse und applaudierte bei jedem Himmelszeichen. Ich war über die taktlose Störung des wunderbaren Schauspiels empört und dachte mir: das ist echt römisch. Offenbar war für diesen polemischen Teil des Traums Petrons Schilderung von der frechen Üppigkeit der Römer maßgebend: »Schon hatte Rom den Erdenkreis bezwungen . . .«, wilde Tiere werden auf Menschen losgelassen, »um satt an ihrem Blute sich zu trinken, indeß die Römer freudig dazu klatschen«.

*

Man liest manchmal, daß eine Stadt soundsoviel hunderttausend »Seelen« hat, aber es klingt übertrieben. Aus demselben Grunde müßte auch mit dem System der Volkszählung nach »Köpfen« endlich gebrochen werden. Man wäre aber gegen die Statistik der Millionenziffern nicht mehr mißtrauisch, wenn ein anderer Körperteil als Einheit bei der Volkszählung verwendet würde. Niemand könnte mehr sagen, daß eine solche Schätzung — zum Beispiel bei einer Großstadt wie Wien — übertrieben sei. Die Aufnahme und Abgabe

der Nahrung sind fraglos die wichtigsten Interessen, die das geistige Leben einer Nation bestimmen können. Traurig ist nur, wenn sie selbst das, was ihr das Wichtigste ist, so schlecht beherrscht. Die Kultur dieser Lebensbetätigungen schreitet durchaus nicht vorwärts, und wenn es auch ein Vorzug ist, ein starker Esser zu sein, so ist es doch keiner, ein lauter Esser zu sein und sich so zu gebärden, daß man die Geräusche der Behaglichkeit bis ins Ausland hört.

*

Ich habe etwas gesehen, das mich, ich möchte sagen mit der ganzen Überzeugungskraft des Grauens gepackt hat. Ein Weltenschauer faßte mich, und in diesem Entsetzlichen ging mir das Rätsel des Wiener Lebens auf. Es waren diese zwei — hier verkleinerten — Köpfe, die ein Wiener Blatt über einer Annoncentabelle feinerer Restaurants angebracht hat.



Wo ißt und trinkt man gut?



Daß es Menschen gibt, die diese beiden Köpfe mit Wohlgefallen betrachten, von ihnen tatsächlich zum Essen und Trinken animiert werden, daß man dem Wiener auch die einzige Fähigkeit, in der er bisher unübertroffen war, durch Anschauungsunterricht wieder beibringen muß (Ham-Ham und gutes Trinkerl), das ist wahrlich ein Selbstmordmotiv für jeden, der im Wahn gelebt hat, hier irgendwie auf Menschen wirken zu können. Der Kerl, der mit verglasten Augen auf das in Folge seines Mehlgehalts mit Recht so genannte »Papperl« starrt, und der andere, der die noch tierischere Fresse öffnet, um einen

Schluck zu tun, und das vorausgesetzte Behagen des Betrachters an allen beiden — nein, es gibt kein stärkeres Argument gegen den liberalen Aberglauben von Kultur und Volksbildung. Und es ist ganz ausgeschlossen, daß aus einer Stadt, in der einem Zeichner solche Typen mit solcher Wirkung glücken, Goethe nicht sofort als lästiger Ausländer ausgewiesen würde.

*

Zu den ärgsten unserer barbarischen Speisesitten gehört die Enttäuschung der Geschmacksnerven, die sich auf eine Speise eingerichtet haben, mit der der Kellner nach zehn Minuten »nicht mehr dienen« kann, und die Zwangswiederholung des Geschmacks einer Speise für das Ansagen bei der Rechnung. Ich bin bereits lebensüberdrüssig und muß dem Kellner noch gestehen, daß ich ein Roastbeaf gehabt habe.

*

Ja gibt es denn keinen Schutz gegen den Druckfehler, der, so oft die Gefahren einer stupiden Belesenheit geschildert werden sollen, eine »stupende« daraus macht?

*

Die Vorstellung, daß ein Journalist ebenso richtig über eine neue Oper wie über eine neue parlamentarische Geschäftsordnung schreibt, hat etwas Beklemmendes. Er könnte sicherlich auch einen Bakteriologen, einen Astronomen und vielleicht auch einen Pfarrer lehren. Und wenn ihm ein Fachmann in höherer Mathematik in den Weg käme, er bewiese ihm, daß er natürlich in noch höherer Mathematik zu Hause sei.

*

Wenn einer für »universell gebildet« gilt, hat er vielleicht wirklich eine große Chance im Leben: daß er es am Ende doch nicht ist.

*

Die Naturheilmethode wütet auch in der Kunst.

*

Der Stoff, den der Musiker gestaltet, ist der Ton, der Maler spricht in Farben. Darum maßt sich kein ehrenwerter Laie, der nur in Worten spricht, ein Urteil über Musik und Malerei an. Der Schriftsteller gestaltet ein Material, das jedem geläufig ist: das Wort. Darum maßt sich jeder Musiker und Maler ein Urteil über die literarische Kunst an. Die Analphabeten des Tons und der Farbe sind bescheiden. Aber Leute, die lesen und schreiben können, sind bekanntlich keine Analphabeten. Sie glauben, die Schriftstellerei habe einfach den Zweck, Meinungen auszudrücken, und die Schriftstellerei, die diesen Zweck am gefälligsten erreicht, sei die beste. Drückt ihnen einer nicht ihre Meinung aus oder so, daß sie sie nicht sogleich erkennen, tadeln sie das Werk. In dem unermeßlichen Spielraum künstlerischer Möglichkeiten, die das geschriebene Wort gibt, finden sie sich nicht zurecht. Wagte es aber einer, ihnen zu sagen, er verlange von einem Bild oder einem Musikstück, daß es in gefälliger Form eine Meinung ausdrücke, sie hielten ihn für einen Kretin. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß hochgestimmte künstlerische Beurteiler von Musik und Malerei der Kunst des Wortes so hilflos gegenübergestanden sind, wie — ich ihren eigenen Sphären, aber unbescheidener.

*

Die Menschheit verblödet zusehends. Es stellt sich in erschreckender Weise heraus, daß die Gehirne der Hypertrophie maschineller Entwicklung nicht gewachsen sind. Diese kommt nur der Persönlichkeit zunutze, die über die Hindernisse des äußeren Lebens schneller zu sich selbst kommen muß. Von der fürchterlichen Verwüstung, die die Druckpresse anrichtet, kann man sich heute noch gar keine Vorstellung machen. Das Luftschiff wird erfunden und die Phantasie kriecht wie eine Postkutsche. Automobil, Telephon und die Riesenauflagen des Stumpfsinns — wer kann

sagen, wie die Gehirne der zweitnächsten Generation beschaffen sein werden? Die Abziehung von der Naturquelle, die die Maschine bewirkt, die Verdrängung des Lebens durch das Lesen und die Absorbierung aller Kunstmöglichkeiten durch den publizistischen Tatsachengeist werden verblüffend rasch ihr Werk vollendet haben. Nur in diesem Sinne ist das Heranbrechen einer Eiszeit zu verstehen. Man mag inzwischen alle soziale Politik gewähren lassen, an ihren kleinen Aufgaben sich betätigen, mit »Volksbildung« und sonstigen Surrogaten und Opiaten wirtschaften lassen. Das ist Zeitvertreib bis zur Auflösung. Die Dinge haben eine Entwicklung genommen, für die in historisch feststellbaren Epochen kein Beispiel ist. Wer das nicht in jedem Nerv spürt, mag sich mit dem allgemeinen Wahlrecht vergnügen, und die gemütliche Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit fortsetzen. Leider wird's nicht so weiter gehen. Die neueste Zeit hat nicht mit der Wahlreform, sondern mit der Herstellung neuer Maschinen zum Betrieb einer alten Ethik begonnen. In den letzten dreißig Jahren ist mehr geschehen, als vorher in dreihundert. Und eines Tages wird sich die Menschheit für die großen Werke, die sie zu ihrer Erleichterung geschaffen hat, aufgeopfert haben.

*

Es ist festgesetzt worden, daß, wenn die Welt untergeht, noch einmal »dummer, dummer Reitersmann« gespielt wird. Es handelt sich nicht um ein lokales Symptom, in allen Zentren der europäischen Kultur geht die Verendung mit rauschenden Erfolgen der »Lustigen Witwe« und des »Walzertraums« Hand in Hand. Daß die Schöpfer dieser Werke schon heute mehr verdient haben, als sämtliche deutschen Klassiker zusammen, will nichts beweisen. Nestroy sagt, daß das »ganz andere Verhältnisse« sind. Aber sie verdienen mehr als alle Dichter, die heute leben. Und früher ließ bloß Deutschland seine Künstler verhungern, während sich jetzt alle

Nationen vereinigen, um den Wiener Librettisten das Leben angenehm zu machen. Kein Tag vergeht, ohne daß aus England, Frankreich, Rußland Triumphmeldungen kämen. Schon vor zwei Jahren bekannte sich Dänemark zur »glade enke«, und bald wird auch das letzte Bollwerk der finnischen Kultur gefallen sein. Wer bedeutender ist, Stein oder Jacobson? Freuen wir uns, daß die deutsche Nation zwei solche Kerle hat!

*

Wir Menschen sind immer mehr auf die Maschine angewiesen und in Wien funktioniert nicht einmal die Maschine. Alles steht, nichts geht. Wird ein neues Restaurant eröffnet, so ist's, als ob es sich um die erste Erschaffung eines Restaurants handelte. Alles steht erwartungsvoll. Aber das Restaurant geht nicht. Ich habe noch nie einen Berliner stehen sehen. Hier steht alles und wartet: Kellner, Fiaker, Regierungen. Alles wartet auf das Ende, — wünsch einen schönen Weltuntergang, Euer Gnaden!, und verlangt dafür noch Trinkgeld. Wenn ein Roß fällt, stehen wir: wir können warten. Wir stehen und sehen auf's Dach, wenn ein anderer hinaufsieht. Der Kaffeesieder stellt sich vor unsern Tisch, der Restaurateur, der Direktor, der Geschäftsführer steht uns mit Grüßen zu Diensten. Eine Hofequipage staut den Verkehr; wir können aufwarten. Der Berliner geht. Der Wiener steht in allen Lebenslagen. Er geht nicht einmal unter. Ein Kutscher muß die Schreie eines homerischen Helden ausstoßen, um einen Passanten zu warnen, und man merkt, daß die Leute, wenn sie doch einmal gehen müssen, es nicht gelernt haben. Aber wie gesagt, stehen können sie vorzüglich. Gehen — nur mit der Burgmusik und hinter einem Erzherzog. Wien hat lauter »Wahrzeichen« und jeder Wiener fühlt sich als solches; der jüngste Steffel sieht sich gern stehen. Das mag sehr schön sein, sehr stolz, sehr eigenberechtigt. Wenn nämlich ein Goethe stünde. Wenn aber ein Trottel den Weg verstellt, kommt ein Goethe nicht vorwärts.

*

Wo tue ich das Gesicht nur hin? Man sinnt und sinnt und kommt nicht darauf. Aber neuestens kann's auch einer sein, den man bestimmt zum erstenmal getroffen hat. Endlich hat man ihn. Was für eine Art Mensch ist es? Er erzeugt Schuhe, oder seine Uhren sind die besten, oder kauft nur bei ihm Hüte! Ja, schon sein Gesicht, das uns von Plakaten anlächelt, uns gleichsam die versöhnliche Seite der Gasthausrechnungen zeigt, und noch von einer Wiese grüßt, an der uns die Eisenbahn vorbeiführt, — schon sein Gesicht muß als Empfehlung seiner Ware wirken. Das muß ein treuer Uhrmacher sein, ein charmanter Huterer, ein bezaubernder Schuster! Und über allen der Gummi-König! Wer könnte ihm widerstehen? Wer sollte nicht schon im Anblick dieser verläßlichen Züge sich zu einer Probe auf die Unzerreißbarkeit menschlichen Vertrauens haben verführen lassen? Dieses Gesicht, in dem sich Herzlichkeit mit Klugheit paart, ist beinahe die Liebe selbst, jene Liebe, die ausschließlich die Vorsicht zur Mutter der Weisheit macht. Aber es wird zum Gesicht des Voyeurs, das uns bis an heimliche Stätten verfolgt. Seit Jahren. Und wir möchten uns manchmal doch fragen, ob wir uns das gefallen lassen müssen. Wenn wir nämlich dieses Gesicht als eine jener Hemmungen empfinden sollten, mit denen der erotische Sinn ausnahmsweise nicht fertig wird. Wir möchten uns fragen, ob das Glück, das diese Augen verheißen, nicht ohne diese Augen genossen werden könnte, und ob nicht eine Hochzeitsreise auch ohne die Begleitung des Gummi-König denkbar wäre. Aber eine Geschmackspolizei gibt es nicht, die es uns ersparen würde, mit der Ware immer gleich die Erinnerung an den Händler zu beziehen. Und so schlingt sich ein Reigen markanter Persönlichkeiten durch das Leben eines Wiener Tages. Nehmen wir dazu all die bald entsetzten, bald jubelnden Physiognomien, die uns in den Annoncenrubriken tagtäglich versichern, wie trostlos das Leben ohne den Kleider-Gerstl und wie glücklich es ist, nachdem

man ihn gefunden hat, so können wir wohl sagen, daß dieses Wiener Dasein der Abwechslung starker Eindrücke nicht entbehrt.

*

Die Sonntagsruhe sollte zum Nachdenken verwendet werden dürfen. Etwa zum Nachdenken über die Sonntagsruhe. Daraus müßte die Erkenntnis hervorgehen, wie notwendig die vollständige Automatisierung des äußeren Lebens ist. Wer genießt heute die Sonntagsruhe? Außer den Verkäufern die Ware. Den Käufern schafft sie eine Unbequemlichkeit. Am Sonntag ruhen sich die Zigarren aus in den Zigarrenladen, das Obst in den Fruchtladen und der Schinken in den Delikatessengeschäften. Die haben's gut! Aber wir möchten es auch gut haben und gerade am Sonntag die Zigarren, das Obst und den Schinken nicht entbehren. Wenn die Heiligung des Sonntags in einer Enthaltung von Genußmitteln bestände, hätte die Sonntagsruhe der Genußmittel einen Sinn. Da sie aber eine Entlastung der Vermittler bezweckt, ist sie zwar nicht in ihrer Tendenz, aber in ihrer heutigen Form antisozial. Allerdings wäre es möglich, daß hierzulande auch die Automaten am Sonntag nicht funktionierten, weil eben Sonntagsruhe ist.

*

Die Nordaus und Goldmanns siegen auf der ganzen Linie. Diese Erkenntnis umschließt wie eine Mauer, hinter der es einem eben noch erlaubt ist, zu verzweifeln. Aber die Mauer bleibt nicht stehen, sie rückt immer näher. Die Poe'sche Vision von der Wassergrube und dem Pendel. »Nieder, und immer wieder nieder! Ich fand ein wahnsinniges Vergnügen daran, die Schnelligkeit der Schwingungen nach oben und nach unten miteinander zu vergleichen. Zur Rechten — zur Linken, auf und ab, ging es immerfort . . . Abwechselnd lachte und heulte ich dazu, je nachdem die eine oder die andere Vorstellung die Oberhand gewann. Nieder, und immer

nieder fuhr es mit erbarmungsloser Sicherheit. Es sauste nur noch drei Zoll hoch über meinem Herzen dahin . . . Ich hätte ebenso gut den Versuch machen können, den Sturz einer Lawine aufzuhalten.« Der Vergleich stimmt nur zum Teil, tröstet ein Freund; denn der Brunnen, an dessen Rand der Gefangene steht — der bedeutet keine Folter, sondern die schöpferische Möglichkeit, all dieser Schrecken Herr zu werden.

*

Pest und Erdbeben sind große Themen. Wie kleinlich, Gliederreißen als Symptom der Pest zu erkennen und sich bei einer Trübung des Quellwassers aufzuhalten, die ein Erdbeben anzeigt! Wie kleinlich, den Weltekel zu fühlen, wenn ein Schmock vorübergeht!

*

Den Griechinnen, die sich in unsere Zeit verspätet haben, wird man durch einen Kommerzienrat vorgestellt. Manchmal glaubt man trotzdem, jetzt müsse eine vor versammeltem Volk ins Meer tauchen. Aber das Meer ist nicht da, es ist versandet und es ist jenes, durch das sie trockenen Fußes hindurchkommen. Und das Volk kniet nicht in Bewunderung, sondern mißt die Schönheit mit Blicken, die von pikantem Klatsch wissen.

*

Es ist eine schlimme Zeit, in der das Pathos der Sinnlichkeit zur Galanterie einschrumpft!

*

Der Losgeher hat nichts zu verlieren. Der andere nähert sich einer Frau nicht, weil er einen ganzen Lebensinhalt, den er zitternd trägt, aus der Hand fallen lassen könnte.

*

Der Schönheit sei es ein Trost, daß sich an den Mauern derselben Welt, die ihr den Quell absperrt, der Geist blutig stößt. Sie müßten sich beide verniedlichen, um erlaubt zu sein.

*

Man setzt sich heutzutage genug Unannehmlichkeiten aus, wenn man von einem Kunstwerk sagt, daß es ein Kunstwerk ist. Aber man würde gesteinigt werden, wenn man das so laut von einem Frauenkörper sagte, wie es immer wieder gesagt werden müßte, um ihn neu zu beleben. Denn durch Worte kann man Anmut zusprechen.

*

Koketterie ist bloß Talent. Aber es gibt Blicke, die nicht sagen, daß sie lieben, nur sich daran sättigen, daß sie geliebt werden. Sie haben so viel Liebe, weil sie so viel Liebe aufnehmen müssen. Der Spaziergänger, der gebannt stehen bleibt, könnte glauben, daß sie ihm gelten, aber sie gelten wahrscheinlich dem Hund, den die Besitzerin soeben in einer dem Hund und dem Passanten unvergeßlichen Attitüde über die Straße getragen hat.

*

Es gibt Leute, die mich wie eine wilde Bestie meiden. Das sollten sie nicht tun. Wir entfernen uns allzuweit voneinander. Denn sie sind es doch, die ich viel schnelleren Fußes als zahme Haustiere fliehe.

*

Ich habe ein Gottseidank ganz unverständliches Gedicht gemacht, das aber leider leicht zu merken ist und darum hoffentlich als Stammbuchvers zu Ehren kommen wird:

Dem Sexus kommt es darauf an:
»Weib ist Weib« und »Mann ist Mann«.

Eros aber deckt den Leib:
Weib ist Mann und Mann ist Weib.

Sucht das Tier den Unterschied,
Paart der Geist sich, wo er mied.

*

Eine Frau muß wenigstens so geschickt kokettieren können, daß der Gatte es merkt. Sonst hat er gar nichts davon.

Worin könnte die Größe des Weibes liegen? In der Lust. Will ich das Weib, so habe ich die Lust. Und dazu habe ich keine Lust. Will sie mich, so sehe ich die Lust nicht. Und das ist auch kein Vergnügen. Es bleibt also nichts übrig, als eine Distanz zu schaffen, sich aus dem Mitschuldigen in einen Zeugen zu verwandeln oder in den Richter, der ein Bekenntnis der Lust entreißt, oder — sich auszuschalten. Wenn man sich durchaus darauf kapriziert, einen Wert des Weibes zu erkennen.

*

Was ist ein Wüstling? Einer, der auch dort noch Geist hat, wo andere nur Körper haben.

*

Wenn's einem kein Vergnügen macht, eine Frau zu beschenken, unterlasse man es. Es gibt Frauen, gegen die ein Danaidenfaß die reinste Sparbüchse ist.

*

Das Unbewußte macht aber wirklich schlechte Witze, erwiderte der Traumdeuter. Das Unbewußte ist nun einmal so. Was kann denn die ernste Wissenschaft dafür? Gewiß, sie behält in jedem Falle Recht. Auch wenn sich — und bei manchen jungen Traumdeutern mag's gelingen — am Ende nachweisen ließe, daß die schlechten Witze nicht aus dem Unbewußten des Träumers, sondern aus dem Unbewußten des Deuters kommen, gleichsam als eine Schuld, die er überwälzt. Nun, das Unbewußte macht also doch schlechte Witze.

*

Irren ist menschlich. Aber unverzeihlich ist es, wenn einer, der irrt, irrtümlich das Richtige trifft! Nur beim Telephon wünsche ich mir diese Erfahrung zu machen. Ich sage eine Nummer an. Daß die Telephonistin mißversteht, versteht sich. Aber warum wiederholt sie eine Nummer, die ich bestimmt nicht gesagt habe, und trifft nicht zufällig die gesagte? Die Klangwirkung muß zudem immer noch dieser ähnlicher gewesen sein als der wiederholten.

*

Der Spiritismus beruht auf der Metaphysik der Tischgesellschaft und ist die Rationalisierung des Jenseits. Es ist plausibel, daß erst ein Tisch gerüttelt werden muß, wenn der Geist sich einstellen soll. Die Entlarvung eines Mediums ist keine Heldentat und viel leichter als die Entlarvung eines Kiebitz. Der Spiritismus ist der Wahn der Dickhäuter. Nur Menschen, denen die Vergeistigung der Materie so fernliegt, wie dem Elefanten das Seiltanzen, werden mit der Zeit dem Drang verfallen, die Geister zu materialisieren.

*

Wer sich nachts, allein in seinem Zimmer, vor allen Überraschungen gesichert fühlt, den beneide ich nicht um seine Sicherheit. Daß Bilder nicht aus ihren Rahmen treten können, mag einer wissen, und dennoch glauben, daß es geschehen könnte. Solchen Glauben sollte man sich erhalten. Es ist nicht der Glaube der Väter, aber weil er als der Glaube der Kinder verlacht wird, sollte man ihn ernst nehmen. Er ist die Häresie des Aberglaubens. Man muß sich nicht zum Dogma bekennen, daß man an einem Freitag nicht dreizehn Schlechtigkeiten begehen darf. Aber eine mit linker Hand erfaßte Türklinke wird aufstehen und gegen mich zeugen.

*

Leidenschaften können Musik machen. Aber nur wortlose Musik. Darum ist die Oper ein Unsinn. Sie setzt die reale Welt voraus und bevölkert sie mit Menschen, die bei einer Eifersuchtsszene, bei Bauchschmerzen, bei einer Kriegserklärung singen. Je menschenmöglicher die Handlung, desto größer der Unsinn. Trotzdem gibt es nur einen »Operettenunsinn«. Aber dieser ist Romantik. Er setzt eine absurde Welt voraus, deren Menschen umso sinnvoller handeln, je absurder sie sich gebärden. Die Voraussetzung einer solchen Welt wird einer Welt, die mit jedem Tage voraussetzungsloser wird, immer schwerer. Darum muß die Operette vernünftig gemacht werden. Sie muß die Romantik ihrer Herkunft verleugnen

und der Vernunft eines Commis voyageur huldigen. So wird der Unsinn immer unerträglicher. Jetzt singen nicht mehr die Bobèche und Sparadrap, die Schäferprinzen und Prinzessinnen von Trapezunt, die fürchterlichen Alchymisten, in deren Gift Kandelzucker ist, keine Königsfamilie mehr wird beim bloßen Wort »Trommel« zu musikalischen Exzessen hingerissen, kein Hauch eines Tyrannen wirft einen falsch mitsingenden Höfling nieder. Aber Attachés und Lieutenants bringen sachlich in Tönen vor, was sie uns zu sagen haben. Pfui Teufel! . . Psychologie ist die ultima ratio der Unfähigkeit, und so muß auch die Operette psychologisiert werden. Aber als der Unsinn blühte, war er ein Erzieher. Ein Orchesterwitz in Offenbach's Blaubart hat mir mehr Empfindung beigebracht, als hundert Opern. Erst jetzt, da das Genre Vernunft angenommen und den Frack angezogen hat, wird es sich die Verachtung verdienen, die ihm die Ästhetik seit jeher bekundet.

*

Nichts wird von der Schauspielkritik so gern verwechselt wie die Persönlichkeit, die immer sich selbst ausdrückt, und der Mangel, der nichts anderes als sich selbst ausdrücken kann: beides ist »Natur«. Wir haben einst an jedem Abend das Glück gehabt, ein paar große Menschen vor uns hintreten zu sehen, die sich schauspielerisch nie so ganz verwandeln konnten, daß wir in ihnen die großen Menschen verkannt hätten. Aber nun sagt man uns, die Eigenart habe sich differenziert und Individualitäten seien auch jene, die man sofort daran erkennt, daß sie heiser sind oder stottern oder schielen. Zwei Falstaffs gegenüber ist solche Kritik ratlos: soll sie einer Fülle, die sich selbst spielt, den Vorzug geben, oder einem glaubhaften Bauch?

*

Girardi in Berlin? Wir haben einen Bazar nach Berliner Muster aus uns gemacht, in dem für Echtheit kein Platz ist. Darum hat die Echtheit nach

Berlin gehen müssen. Dort ist für alles Platz, denn dort bewährt sich ein System, dem wir nicht gewachsen sind. Wir sind ethnographisch interessant geworden und haben die Eigenart unseres Volkstums in die Weltausstellung geschickt.

*

Die Hand einer schönen Frau zu verewigen, sie gleichsam von ihrer Anmut abzuschneiden, ist ein Werk jener grausamen Nichtachtung der Frauenschönheit, deren nur ein Ästhet fähig ist. Eine Hand müßte gar nicht schön sein, und die Wirkung, die von der Frau ausgeht, könnte die Wirkung sein, die man von einem Elementarereignis empfängt. Der Eindruck eines Gewitters reicht über die objektive Anerkennung seiner Schönheit hinaus. Und es gibt Frauen, die wie der Blitz in die erotische Phantasie einschlagen, erzittern machen und die Luft des Denkens reinigen.

*

Wenn in einer Stadt die Dummheit ausgebrochen ist, werde sie für verseucht erklärt. Dann darf aber auch kein Fall verheimlicht werden. Wie leicht kann es geschehen sein, daß ein Trottel in einem Haus ein- und ausgegangen ist, in dem Kinder sind. In solchen Zeiten empfiehlt sich Sperrung der Schulen, nicht, wie man meinen könnte, Eröffnung von Schulen.

*

Gestehen wir es uns nur ein, die Menschheit ist seit der Einführung der Menschenrechte auf den Hund gekommen.

*

Alles Reden und Treiben der sogenannten ernsten Männer von heute wäre in den Kinderzimmern früherer Jahrhunderte nicht möglich gewesen. Aber in den Kinderzimmern von heute macht wenigstens das Argument der Ruthe Eindruck. Die Menschenrechte sind das unzerreißbare Spielzeug der Erwachsenen, auf dem sie herumtreten wollen und

das sie sich deshalb nicht nehmen lassen. Dürfte man peitschen, man würde es viel seltener tun, als man jetzt Lust hat, es zu tun. Worin besteht denn der Fortschritt? Ist die Lust zum Peitschen abgeschafft? Nein, bloß die Peitsche. In den Zeiten der Leibeigenschaft war die Furcht das Gegengewicht der Lust. Heute hat sie kein Gegengewicht, dafür einen Sporn in dem demokratischen Stolz, mit dem die Dummheit ihr Menschenrecht proklamiert. Eine schöne Freiheit: bloß nicht gepeitscht zu werden!

*

Als es noch keine Menschenrechte gab, hatte sie der Vorzugsmensch. Das war inhuman. Dann wurde die Gleichheit hergestellt, indem dem Vorzugsmenschen die Menschenrechte aberkannt wurden.

*

Bei manchen Schriftstellern steht das Werk für die Persönlichkeit. Bei anderen steht die Person fürs Werk. Man muß sie sich hinzudenken. Jedes Achselzucken der Ironie, jede Handbewegung der Gleichgiltigkeit.

*

Einer Idee ist weit mehr gedient, wenn sie nicht so gefaßt wird, daß sie den geraden Weg in die Massen nehmen kann. Nimmt sie nur den Weg durch das Hindernis einer Persönlichkeit, so erreicht sie nicht bloß im künstlerischen Sinne, sondern auch als bloße Idee mehr, als sie je durch eine populäre Fassung erreichen könnte. Es beweist mehr für ihre Tragfähigkeit, daß sie ein Kunstwerk erzeugen kann, als daß sie in der glänzendsten Hülle eines Tendenzwerkes zu unmittelbarer Wirkung gelangt. Das gilt vom Drama so gut wie vom Essay. Eine Idee dient entweder einem Werk oder ein Werk dient ihr. Strömt sie in Kunst über, so geht sie gleichsam im Weltenraum auf und wird auf der Erde zunächst nicht wahrgenommen. Oder sie strömt aus dem Werk und mündet in den Gehirnen der Gegenwart. Eine Idee muß von sich sagen können, sie komme gar wenig unter Leute.

*

Ein Esel meint, mein Satz über den Stil H's: Schwulst ist Krücke, sei ein Selbstbekenntnis. Gewiß, ich bin manchmal so »schwer verständlich«, wie Herr H. Die Distanz zwischen uns und dem Kaffeehausleser ist eine gleich weite. Nur daß ihm dieser ungeduldig vorauseilt und die schönste Mythologie im Stich läßt, wenn Herr H. mit einem Gedankenminus noch lange nicht fertig ist, und daß es mir gelingt, dem Leser zu enteilen. Nichts weiter als der Unterschied zwischen Fett und Sehnen. Daß jenes dem Leser immer noch wohlgefälliger ist, mag sein, aber daß er zwei so verschiedene Körperlichkeiten verwechselt, ist traurig. Sonst räume ich gern ein, daß es vortreffliche Schriftsteller gibt, die vor mir den Nachteil voraus haben, daß sie leicht verständlich schreiben. Aber auch diesen Unterschied, den Unterschied einer Schreibweise, in der Gedanke Sprache und Sprache Gedanke geworden ist, und einer, in der die Sprache bloß die wertvolle Hülle einer wertvollen Meinung abgibt, sind die wenigsten imstande, zu erkennen. Die literarische Kultur ist vollkommen ausgestorben. Es könnte — nicht um Werte anzusprechen, sondern bloß um einen Unterschied zu bezeichnen — gesagt werden, daß es heute möglich ist, Paquin mit Rodin zu verwechseln, weil beide Formen schaffen.

*

Es ist unmöglich, einen Schriftsteller, dessen Kunst das Wort ist, zu kopieren oder zu plagiieren. Man müßte sich schon die Mühe nehmen, sein ganzes Werk abzuschreiben. Worte, die für sich bestehen, sich dem Gedächtnis des Durchschnitts einprägen und darum auch nicht den größten Wert haben, können abgenommen werden. Wie schal und leer wirken sie aber plötzlich in der andern Umgebung. Nicht wiederzuerkennen! Ein Witz, der als die naturnotwendige Äußerung eines Zorns entstanden ist, hat manchmal das Unglück, so locker zu sitzen, daß ihn jeder abreißen kann, der vorübergeht. Die Blüte läßt sich pflücken

und welkt rasch. Ob sie nun ein Leser ins Knopfloch steckt oder ein Literat an seinen blütenleeren Baum. Zwar müßte man besonders eifersüchtig auf solche Blüten sein. Denn das Publikum weiß nur von diesen. Daß ich ein paar üble Dinge berührt und dazu ein paar gute Witze gemacht habe, weiß mancher. Die besseren kann man glücklicherweise nicht zitieren. Gelingt es einem, scheinbar entlegene Zeiterscheinungen, Gegenständliches und Hintergründliches, in einem Zug so zusammenzufassen, daß der Gedanke ein abgekürzter Aufsatz ist, dient der Sprachwitz selbst pathetischer Empfindung als Kompositionselement, so ist keine Aussicht auf eine Popularität beim Kaffeehausleser gegeben, der sich aber noch lange in Lachkrämpfen winden wird, wenn »der Schneiderhan balzt«.

*

Ich habe kürzlich bei der Korrektur meiner Schriften für die Buchausgabe gesehen, daß ich einmal den Konflikt zwischen Naturgeboten und aufpropfter Sexualethik in einem einzigen Satz ausgedrückt habe: »So wachsen die Kinder dieser Zeit heran, wissen nicht, was sie müssen, und wissen so viel, was sie nicht dürfen« (Fall Hervay). Der Setzer hatte daraus den folgenden Satz gemacht: »So wachsen die Kinder dieser Zeit heran, wissen nicht, was sie wissen müssen, und wissen so viel, was sie nicht dürfen«. Ein ganz verständlicher Gedanke, bei dem keinem Leser der Kopf wirbeln wird: er berührt das Problem sexueller Aufklärung. Und dies ist viel gefälliger als der frühere Gedanke. Trotzdem habe ich den früheren Gedanken wiederhergestellt. Aber es ist ein lehrreiches Beispiel für meine Methode, denn es zeigt in erschreckender Weise: Meine Weltanschauung kann Gottseidank durch einen Druckfehler zerstört werden!

*

Eitelkeit ist die unentbehrliche Hüterin einer Gottesgabe. Es ist närrisch, zu verlangen, daß das Weib seine Schönheit und der Mann seinen Geist

schutzlos preisgebe, um die Armut nicht zu kränken. Zu sagen, ein Wert dürfe nicht auf sich selbst weisen, um nicht auf den Unwert des Andern zu weisen. Wer mir Eitelkeit vorwirft, macht sich des Neides verdächtig, der bei weitem keine so schöne Eigenschaft ist wie die Eitelkeit. Aber wer sie mir abzusprechen wagt, verdächtigt mich der Armut.

*

Es ist nicht wahr, daß man ohne eine Frau nicht leben kann. Man kann bloß ohne eine Frau nicht gelebt haben.

*

Vergleichende Erotik.

So wird das Wunderbild der Venus fertig:
Ich nehme hier ein Aug, dort einen Mund,
hier eine Nase, dort der Brauen Rund.
Es wird Vergangenes mir gegenwärtig.

Hier weht ein Duft, der längst verweht und weit,
hier klingt ein Ton, der längst im Grab verklungen.
Und leben wird durch meine Lebenszeit
das Venusbild, das meinem Kopf entsprungen.

*

Als die Prinzessin bei der Drehorgel mit Kutschern tanzte, war sie so schön, daß der Hof in Ohnmacht fiel.

*

Man muß meine Arbeiten zweimal lesen, um Geschmack daran zu finden. Aber ich habe auch nichts dagegen, daß man sie dreimal liest. Lieber aber ist mir, man liest sie überhaupt nicht, als bloß einmal. Die Kongestionen eines Dummkopfs, der keine Zeit hat, möchte ich nicht verantworten.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 242—43 WIEN, 31. JÄNNER 1908 IX. JAHR

Sehr geehrter Herr!

Nach Ihrer glänzenden Erledigung des Falles Harden, die sich völlig mit meinen Ansichten über diesen Publizisten deckt, bleibt mir nur wenig zu sagen.

Ich habe Herrn Harden eigentlich nie ernst genommen und war immer höchst verwundert, daß er ein so hohes Ansehen in Deutschland genoß. Es muß, weiß der Teufel, schlimm um eine Nation bestellt sein, in der ein Harden eine literarische Persönlichkeit ist und in der er die Rolle des politischen Führers und Vaterlandretters spielen konnte.

Als Politiker kam er mir vor wie einer von den bekannten, zudringlichen und unangenehmen Beratern beim Kartenspiel, die nicht die geringste Ahnung von dem Spiel haben. Hat man verloren, so haben sie es natürlich längst vorhergesehen, bereits am 27. Juni 1903. Gewinnt man, so ist es natürlich ihr Verdienst: das System, auf Grund dessen man gewinnen mußte, ist von ihnen bereits unter dem Datum des 13. Mai 1901 in allen Linien vorgezeichnet. Aber ab und zu versuchen sich die Herren auf ihre eigene Faust, und dann gibt es ein klägliches, jämmerliches Fiasko.

Welche in Politiker, der auf die Beschwerden eines unbefriedigten und infolge dessen der Hysterie verfallenen Weibes seine Anklage gegen einen durchaus unschuldigen Menschen richtet! Ein Retter des Vaterlands, der sein Mütchen an einem alten, vornehmen Herrn kühlt, von dem er wissen

konnte, daß er es unter seiner Ehre halten würde, einem verärgerten Weibe Rede zu stehen, oder sich gar durch Gegenklagen, deren er vermutlich mehr als genug hätte, zu verteidigen.

Herr Harden sollte uneigennützig den Prozeß heraufbeschworen haben? Den Schlüssel zu seinem ganzen Vorgehen bildet sein Geständnis, Fürst Bismarck habe ihm einmal gesagt, er würde mit allen fertig werden, nur mit Fürst Eulenburg nicht. So ungefähr lautete Hardens Aussage. Nun: er, Herr Harden, wollte zeigen, daß er es doch zu Stande bringen könne, und an diesem Ambitiönchen — um im Stil des Herrn Harden zu sprechen — ist er gestrandet.

Wenn er aber aus Pietät gegen den großen Mann gehandelt hat, der unter den verschiedenen Eulenburgs gelitten haben soll, — um ihn zu rächen, dann ist eine solche Rache, betrieben mit so widerlichen, schändlichen Mitteln, etwas so Häßliches, daß Fürst Bismarck wahrscheinlich sich mit Ekel davon abgewandt hätte.

Hätte Herr Harden nur weiter drauf losgeschimpft, sich mit der Rolle des prophetischen Beraters begnügt, auf der Marokkofrage weiter herumgeritten, wäre ja Alles gut, und er könnte als großer Politiker fortbestehen. Nun aber gelüstete ihn, einmal selbstständig vorzugehen und die Krücken, die ihm der Riese in einer witzigen Laune geliehen hat, brachen erbärmlich zusammen; Herr Harden hat es nicht verstanden, sich ihrer zu bedienen.

Das Interessanteste an dem ganzen Prozeß war es, die Psychologie der Menge zu studieren.

Oh, wie hat der Plebs gejohlt, welch ein gefundenes Fressen! Was war dagegen Hau und Olga Molitor: Ein Graf, ein Fürst der Päderastie bezichtigt! Bei keinem Besuch eines gekrönten Hauptes erhob sich je ein so begeistertes Hurrah, wie bei der moralischen Hinrichtung eines schuldlosen Opfers.

Ein Blödsinn ist es, zu sagen, Deutschland sei durch diesen Prozeß kompromittiert worden.

Nur der Pöbel hat sich einmal wieder in seiner scheußlichen Größe nackt gezeigt.

Der Pöbel und Herr Harden sind gerichtet. Herr Harden, der gewußt hat, womit der Pöbel zu ködern sei.

Und bloß darum schon, weil er sich zum Anwalt der niedrigsten, ekelhaftesten Pöbelinstinkte aufgeworfen hat, muß er auf das Recht, als eine Persönlichkeit zu gelten, völlig verzichten.

Eine »Persönlichkeit« das, die da wutschnaubend und händefuchtelnd mit allen Grimassen und dem falschen Pathos eines verkrachten Schauspielers dem Gegner nichts anderes vorzuwerfen hat, als daß er bei den Hofschranzen und einer kranken Dame im Geruche eines Päderasten steht! Widerlich!

Herr Harden als Schriftsteller?

Den haben Sie, verehrter Herr, scharf genug beleuchtet.

Nun hat er sich an seinem klein-kleinen »Ambitiönchen« selbst zugrunde gerichtet.

Wenn es doch wenigstens etwas einigermaßen Großes wäre, woran er hätte stranden müssen, aber so:

Requiescat!

Man könnte mir vorwerfen, ich als Pole wäre nicht im Stande, über Harden, den Polenfresser, ein unbefangenes Urteil abzugeben.

Ich verehre den Fürsten Bismarck, den gewaltigen Roboam, der das Polentum in den Ostmarken mit Skorpionhieben zu einem stolzen und herrlichen Nationalbewußtsein aufgepeitscht hat — die Polen könnten diesem mächtigen Wallenrod aus Dankbarkeit ein Denkmal erbauen —; aber ich habe weder Haß noch Liebe zu seinen Kammerdienern.

Einem Lakai steht man immer unbefangen gegenüber.

Dies, verehrter Herr, ist meine Meinung über den traurigen Bajazzo in Deutschlands politischem Leben. Mit tiefster Hochachtung

Ihr ergebener

München, 7. Jänner 1908. Stanislaw Przybyszewski.

MAXIMILIAN HARDEN.

Ein Nachruf.

Da laß' ich Jeden lügen
Und reden, was er will;
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel!

Hutten oder Harden.

Da einer starb — an einem kranken Ruhm und nicht an einem gesunden Rippenfell —, ziemte es sich zu schweigen und mit übler Nachrede zu warten, bis er gestorben war. In einem Abstand der Wochen aber dann nicht »aussprechen, was ist«, wäre eine Feigheit, die der Selige selbst stets zu verpönen vorgegeben hat, und für die ich dem ganzen Dichtervolk, das jetzt für ihn aufsteht, erlaubte mir ins Gesicht zu spucken. Ich hab's gewagt, Herrn Maximilian Harden für keinen Hutten zu halten. Ich halte, was ich gewagt, auch in einem zweiten Verfahren aufrecht. Zu Gunsten des Retters Deutschlands hat sich seit dem ersten nichts gewendet, zu seinen Ungunsten alles, was damals noch die wertlose Ehre eines informierten Journalisten ausgemacht hat. Wem beim gottlosen Ulk des Schöffengerichts für die deutsche Rechtssicherheit bange wurde, wer aber dann die ehrenvolle Selbstkasteiung der Justiz einen Gewaltakt gegen Herrn Harden nennt, bei dem könnte ich von einem weichen Herzen auf ein weiches Gehirn schließen. Wem jedoch der Freispruch den Mann verekelt hat und wem dann die Verurteilung zu vier Monaten ein Argument für seine Bedeutung vorstellt, den halte ich gradaus für einen Schwachkopf. Solcher

Schwachköpfe sind in Mitteleuropa viele. Daß sie sich auch unter den Künstlern finden, ist eine Erfahrung, die dem vollsinnigen Spießbürger ein Hochgefühl der Überlegenheit beibringen könnte. Und nichts könnte verhängnisvoller sein. Das geistige Deutschland bietet seit dem Tage, da das Berliner Landgericht der überzeugenden Qual des Grafen Moltke ein Ende gemacht und ein geschminktes Martyrium des Herrn Harden eröffnet hat, einen beschämenden Anblick. Wenn dieser Prozeßfall überhaupt eine Perspektive hat, so verdankt er sie nicht der Entblößung der Verhältnisse, in denen die deutschen Soldaten leben, sondern der Enthüllung der Disziplinlosigkeit deutscher Köpfe. Keine Kürassierhose vermöchte so unmittelbar zu faszinieren, wie ein schönes Schlagwort. Der traurige Unterschied ist nur, daß dort ein Gemeiner einem General zu willen ist, und hier der letzte Kommisknopf des Feuilletonteils Deutschlands führende Geister zu einem Liebesdienst kommandiert. Wer nach zehn Jahren eine Zeitung zur Hand nehmen wird, um sich über den Eindruck der Harden-Affäre zu unterrichten, wird hellaut auflachen. Kein Preßköter hätte vom Grafen Moltke einen Bissen genommen, ehe durch eine Prozedur, die dem deutschen Volk die verlernte Gerechtigkeit förmlich vorbuchstabierte, der Ruhm des Herrn Harden Blatt für Blatt kaput ging. Mit einemmal hatte er es erzielt, daß ein dem Gegner gereichtes Riechfläschchen, das vor dem Schöffengericht ein Symptom seiner Normwidrigkeit gewesen wäre, als Beispiel für Barmherzigkeit den Fibeln künftiger Zeiten vorbehalten wurde. Kaum aber war die Wahrheit als Lüge und die Lüge als Wahrheit erkannt, der Wandel des journalistischen Urteils in den Ton einer Operettenvergeltung verklungen und der Beschluß gefaßt, daß der Eisenstein eingesperrt werde, drehten sich die Blätter. Hol der Teufel die Ehrlichkeit, hieß es jetzt, wenn der Unehrliche

leiden muß! Die Gerechtigkeit war abgekartet, und in Deutschland wird über höheren Auftrag Recht geübt. In der ‚Zukunft' aber sagte Herr Harden: Wenn hier auch dem Gesetz Genüge geschehen sei, so müsse das Gesetz in solchen besonders berücksichtigenswerten Fällen durch Willkür ersetzt werden. Der Kronprinz, dem die Ehre der Anbiederung des Herrn Harden schon seit langem widerfährt, möge es verhüten, daß dies Urteil vollstreckt werde. Man hatte ein im Namen des Königs erflossenes Urteil »zerbrochen«. Was freilich das Schicksal vieler Urteile erster Instanz ist. Nun möge man das zweite Urteil im Namen des Kronprinzen zerbrechen. Zwar, »wo das Gesetz Alles, die Willkür nichts bestimmt, ist für eine Kamarilla kein Raum«. Aber das wird dem Kronprinzen zugleich mit der Aufforderung intimiert, sich eine Kamarilla aus dem Kreise des Herrn Harden zusammenzustellen. Denn »auch das Gesetz darf nicht zum Moloch werden«. Was geschehen sei, könne den Kronprinzen lehren, »daß Gesetze nur nachhinken und daß daher der Rat des greisen Bismarck, Ruhendes nicht in Bewegung zu bringen, nicht als allgemein giltige Regel aufgefaßt werden darf«. Daß vor dem Rat des greisen Bismarck neuestens gewarnt wird, ist nach der Haltung dieses Zeugen vor dem Landgericht nur zu begreiflich. Die Undankbarkeit Bismarcks, mit dem Harden bekanntlich eine Flasche Steinberger geleert hat, ist eine schmerzliche Enttäuschung. Und wie viele Bismarck-Worte wären ungesagt geblieben, wenn Herr Harden sie nicht veröffentlicht hätte! Wenn der Altreichskanzler Herrn Harden jetzt im Stiche gelassen hat, so hat er sich die üblen Folgen selbst zuzuschreiben. Wenn er sie aber nicht vorhergesehen hat, so beweist das wieder nur, daß er »seit jeher ein schlechter Menschenkenner war«. Der Liberalismus, den Herr Harden um Bismarcks willen verraten hat, nimmt jeden auf, der heimgefunden hat. Er sagt, Herr Harden hätte sich

mit der Politik und mit der Hysterie nie einlassen sollen, aber er stellt sich zwischen ihn und die Schergen, die jetzt wollen, daß ein Vaterlandsretter sich fürs Vaterland opfere. Ein toter Zeuge hat sich als fast so unzuverlässig erwiesen, wie eine lebende Zeugin. Aber um eines guten Glaubens willen müsse ein schlechtes Wissen verziehen werden, und noch nie habe ein Publizist so gut zu glauben vermocht wie Herr Harden. Ein Wort über Robespierre »Il croit tout ce qu'il dit« war bisher der Wahlspruch, den er auf seine Photographien schrieb. Die Gerichtssachverständigen haben erklärt, es sei ein Robespierre de strass. Er glaubt alles, was man ihm sagt . . . Wer so fest im Glauben ist, hat das Himmelreich verdient und nicht das Gefängnis. Das ist die Meinung aller, die jetzt in Deutschland die Stimmung der Revisionsverhandlung vorzubereiten haben; das ist unser aller Meinung. Aber wir anderen wollten uns eher Daumschrauben ansetzen lassen, bevor wir die Bitte um Begnadigung des Herrn Harden mit einem andern Argument als dem seiner Wehrlosigkeit gegen hysterisches Geschwätz zu unterstützen suchten. Bevor wir in die Wehklage der deutschen Dichter über die einer leuchtenden Persönlichkeit drohende Gefahr einstimmten.

Anstatt, daß man in stürmischen Zeiten Dichter an die Kette legt, weil ihre kostbare Phantasie sich am logischen Einmaleins wundläuft, weil ihr Temperament sich auch an einem unterdrückten Unrecht, an einer geknebelten Nichtswürdigkeit erregt und beim kümmerlichsten Anlaß die größten Gebärden mitmacht, kommt eine Redaktion, wie die des Berliner ‚Morgen', mehr Tölpel als Snob, daher und hetzt die liebe Ahnungslosigkeit auf den Fall Harden. Der Kolportagelärm der Friedrichstraße, dem es gleichgiltig ist, ob »Olga Molitor schuldig« oder Graf Moltke schuldig ist, wenn nur überhaupt jemand schuldig ist, wird von der Stimme der Kultur übertönt. Aber der Mißklang entsteht erst durch die Mischung, und

die Kultur erlebt ein Fiasko, wenn sie sich in eine Angelegenheit mischt, die eine Angelegenheit der Ausrufer ist. Nie hat Herr Harden etwas anderes in ihr gesehen, nie trotz allen hieratischen Vorwänden »seines Wollens Grenzen weiter gesteckt«. »Neieste Nummer der ‚Zukunft'. Sensationelle Enthüllungen über den Grafen Moltke!« Was suchen die Dichter in der Friedrichstraße? Wozu prostituieren sie sich dem Reklamebedürfnis zweier Schmockrevuen? Spielt da jene kleine Menschlichkeit mit, die auch den größten Novellenschreiber bewegen könnte, einer Zeitschrift, deren kritisches Wort leider auf dem Büchermarkt Geltung hat, ein günstiges Gutachten über den Herausgeber einer anderen Zeitschrift zu liefern, deren kritisches Wort den Büchermarkt leider beherrscht? Des Rätsels Lösung dürfte nicht in einer ethischen, sondern in einer geistigen Nachgiebigkeit gegenüber einer herrschsüchtigen Presse zu suchen sein. Auch sie glauben alles, was ihnen ein lügenhaftes Frauenzimmer sagt. Sie parieren aufs Schlagwort. Gewiß, man kann den Dichtern den guten Glauben zubilligen. Sie haben nicht eine Zeile von Herrn Harden gelesen, aber sie haben gehört, daß er eine leidenschaftliche Kampfnatur sei. Wenn das Gerücht zur Legende erstarken sollte, mußte es sorgsam vor der Lektüre bewahrt bleiben; und nie noch hat eine im nüchternsten Leben wirkende Persönlichkeit so sehr zur Gerüchtbildung geneigt, wie die des Herrn Maximilian Harden. Da glühte ein Temperament unter einer Lava von mühseliger Langeweile, durch die der Fuß des Genießers kaum zum Gipfel stapft. Wo so viel Lava ist, sind wahrscheinlich Gluten. Man spürte sie nicht, aber man glaubte an sie, und das ist mehr. Deutschland hat einen Vulkan, der nicht Feuer speit, dem man es aber zutrauen kann. Zwei Zeilen politische Mythologie, und man gab die Hoffnung auf, sich durchzuwinden. Und schämte sich, es einzugestehen, daß man am Fuße

des Vesuv war und nicht hinaufgelangt ist. Menschen mit Empfindung redeten uns ein, daß sie einen Artikel des Herrn Harden mit Genuß zu Ende gelesen hätten. Sie sagten nicht: Pfui Teufel, das ist ja Sünde wider den heiligen Geist der Sprache, das ist ja Affenschande an allen Grazien der Kultur, das ist eine Majestätsbeleidigung gegen den Geschmack! Sondern sie sagten: Herr Harden ist bekanntlich eine leidenschaftliche Kampfnatur. Der Bädecker empfiehlt ihn als besonders lohnend, und alle glaubten daran. Und weil alle daran glaubten, weil der Stil des Herrn Harden wirklich ein eigener war, einer, der immerhin ein geblumtes Muster zur Ledernheit eines landläufigen Journalismus schuf, wurde der Glaube ein Nationalheiligtum. Die Dichter, die dann um ihre Meinung befragt wurden, sagten nicht: Sein Prozeß ist uns gleichgiltig, aber seine vier Monate hat der Mann verdient, weil er das Wort »Grüppchen« geschaffen hat, gleichviel, ob er dessen Mitglieder der Päderastie bezichtigen wollte, weil er den Mai uns als »Weidemond« verekelt, weil in der Politik ihn die Hämorrhoiden eines Fürsten interessieren und weil er sie die »güldene Ader« nennt, mit einem Wort, weil er im politischen Leitartikel poetischer ist als wir, wenn wir Oden schreiben. Sie sagten nicht: Freuen wir uns, daß ein bedauerlicher Zwischenfall den Anstoß gibt, dieser Fülle gedunsener Leere den Garaus zu machen, diese polnische Sauce mit allen ihren Bildungsrosinen endgiltig auszutunken, von diesem Fettfleck eines gewollten Ästhetizismus das deutsche Geistesleben zu reinigen! Sie sagten nicht: Herr Harden steht in einem unüberbrückbaren Gegensatz zur Dutzendjournalistik; denn in dieser wirken Schmöcke von Profession und er ist ein Schmock aus Neigung. Mit ihnen, die wider ihren Willen in einer Redaktion statt in einem Comptoir sitzen, wollen wir fertig werden, wenn wir ihnen nur erst das Air einer Meinung genommen und sie gezwungen

haben, das Geschäft ihrer Brotherren zu bekennen. Aber dieser da ist gefährlich, weil er aus Wolken spricht, weil er keine Banalität sagen kann, ohne sie auf die Edda zurückzuführen, und weil er so profund ist, daß allen Flachköpfen das Welträtsel aufgeht ... Ein Deutschland, das den Wohllaut seiner Sprache dem Lärm der Rotationsmaschine geopfert hat, ist dem Respekt vor einer Sprache zugänglich, die immerhin auf eigenen Krücken steht. Auf den Trümmern der Verwüstung des Künstlerworts gebärdet einer sich, als ob er bauen könnte. Ein wahres Ei des Kolumbus, das seit fünfzehn Jahren aufrecht steht, weil ihm niemand das eingeschlagene Ende ansieht und den dumpfen Inhalt anriecht! Wie sollten es Dichter mit ihren feinen Sinnen? Sie dichten seitab von der publizistischen Realität, und wenn sie über Herrn Maximilian Harden befragt werden, vertrauen sie der Legende. Man müßte sie kritisch entmündigen, aber wenn man gewissenlos genug ist, lädt man sie zu einer Enquete.

Das Bedauern, daß im modernen Staat einer, der die Feder unrühmlich geführt hat, nicht bloß mit der Entziehung der Feder, sondern mit der Entziehung der leiblichen Freiheit gestraft wird, mag Dichter rühren. Aber daß sie einen Egmont dichten, wenn einer vom Herzog Alba behauptet hat, daß er normwidrig sei, und wenn er wegen Preßbeleidigung eingesperrt werden soll, das ist mehr als toll. Ein Eingriff in die Unterleibssphäre, der das geistige Niveau eines Publizisten mehr als seinen Charakter beschämt, soll nicht mehr als Beleidigung strafbar sein, und wenn er schon nicht mehr als vaterlandsretterische Tat drapiert werden kann, so soll bei seiner Bestrafung irgendein Genius das Haupt verhüllen. Die deutsche Kultur will vor einem Tatsachenheros, der sich von anderen Journalisten nur durch die schlechte Information und den guten Glauben unterscheidet, zum Klärchen werden, das in der Friedrichstraße

den Ruf ausstößt, »mit seinem Atem fliehe der letzte Hauch der Freiheit«. Mit einer Pose, deren Widrigkeit bloß Dichtern nicht in die Nase steigt, wird da einer, wenn's denn doch sein muß, die Feder hinlegen, als ob sie ein Degen wäre, der »weit öfter des Königs Sache verteidigt hat«, als das eigene Geschäft beschützt, und »diese treibt ein hohles Wort des Herrschers« — weil der Schöffenprozeß nicht etwa ein Justizskandal war, gegen den Remedur geschaffen werden mußte. Und euer — wie sagt doch der Held — euer »Liebchen« zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe! Trommeln . . . Dieser Ton des Nichtdaranglaubenkönnens, daß ein Held gefällt werden soll, dies klassische »Er, Er!« zieht sich jetzt durch die Kundgebungen aller Künstler, deren Anständigkeit man zutrauen muß, daß sie vor Ekel zusammengebrochen wären, wenn sie die Prozeßberichte gelesen hätten, und deren gutem Geschmack man zutrauen muß, daß sie sich ihr Urteil über die literarische Persönlichkeit des Herrn Harden in den fünfzehn Jahren gebildet haben, die sie nun schon die ‚Zukunft' nicht lesen. Ein Schriftsteller soll eingesperrt werden, man sagt, es sei ein Mann von Leidenschaft, manche haben auch gehört, es sei ein Mann von Einfluß; also gehen sie hin und klagen das deutsche Gewissen an, das solche Erniedrigung zu ertragen willens sei. Dichter haben sich mißbrauchen lassen, und sofort ist auch die ganze Empfindsamkeit des jüngsten Deutschland aufgeboten, um ein Mißgeschick, das an jedem Tag des staatlichen Betriebs der Grausamkeit zehn wertvollere Seelen trifft, unter dem an jedem Tag — im Volk der Richter und Henker — hundert Gerechtere leiden, mit all den exzeptionellen Redewendungen, wie sie jetzt die literarische Kritik verseuchen, zu einer säkularen Schmach zu erheben. Da wird aus einem Parvenu, dem Geschicklichkeit, Fleiß und Ehrgeiz mit Recht selbst der Staatsanwalt zuerkannt hat, ein »arrivé größten Stils«; da heißt ein Mann, dessen

Leben von keinem Leiden außer dem tiefgefühlten Mangel an Persönlichkeit zerwühlt ist, und den bloß die Energie einer festgehaltenen Manier vor der deutschen Kulturlosigkeit bestehen läßt, »ein Leidender und ein ekstatisch in die Weite Wirkender«, einer, »der seine Persönlichkeit zum Kunstwerk von europäischer Bannkraft gepflegt und gehärtet hat«. Es wird von der »empörten Trauer der Intellektuellen um die Marterung Maximilian Hardens« gesprochen. Wir machen, heißt es, »eine Zeit der Scham und Erbitterung durch; wir denken der entsetzlichen Rache, die die Londoner Presse einst an Oskar Wilde genommen«. Denn die Intellektuellen »empfinden Hardens Stellung und Macht als eines der wenigen in Deutschland aufgerichteten Triumphzeichen des Geistes«. Ich möchte um alles in der Welt kein Intellektueller sein, wenn ich damit zu solcher Empfindung verurteilt wäre. Ich empfinde vielmehr dies Triumphzeichen des Geistes als einen Beweis für die Stellung und Macht jener Intellektuellen, deren Frechheit im heutigen Deutschland über die Vornehmheit und deren Intelligenz über den Geist triumphiert. Diese Intelligenz hat sich aber selbst so wüste Schmutzkonkurrenz gemacht, daß von ihr nichts mehr übrig geblieben ist, und daß wir es erleben können, das Schicksal eines Oskar Wilde mit dem Malheur des Herrn Harden verglichen zu sehen, weil beide wegen der Päderastie eingesperrt werden. Es fehlt nur noch, daß Wilde, der sie selbst getrieben hat, das Martyrium aberkannt wird, während Herr Harden ein reiner Märtyrer ist, der um der Päderastie anderer willen leiden muß, weil er sie nämlich denunziert hat. Der Vergleich würde dann nicht stimmen, aber er ist aus jener »Stimmung« zusammengepatzt, über die die Kulturreporter augenblicklich verfügen, wenn man sie aus dem Schlaf rüttelt und ihnen ein Thema aufgibt. Die Zurückhaltung eines der wenigen urteilsfähigen Berliner Kritiker, Alfred Kerrs, der den Fall

Harden bloß eine Hanswurstkomödie nannte, hat einen »Intellektuellen« zu jenem verzweifelten Schritt getrieben, den Fall Wilde zum Vergleich heranzuziehen. Aber die Hanswurstkomödie des Prozesses war ein Oratorium neben dem Treiben, das sich jetzt auf den publizistischen Schaubühnen des deutschen Geistes abspielt. Die Intellektuellen finden es unbegreiflich, daß Herr Harden so behandelt werden soll wie etwa ein anderer Sexualplauderer, der bloß mit klaren Worten gesagt hat, daß er einen Stadtkommandanten für einen warmen Bruder halte. Denn Herr Harden hat ein Triumphzeichen des deutschen Geistes aufgerichtet, als er diese Meinung in schielender Form zum besten gab, als er eine Sprache »für Eingeweihte« führte, als er den Nervenfrieden von Männern, die in ihrem Unterleib mehr Kultur und Noblesse haben als Herr Harden in seinem Herzen, einige Quartale hindurch unter dem Damoklesschwert seines stupenden Mitwissens hielt. Und darum soll von ihm abgewendet werden, was rauher sonst und schmerzhafter jedem Journalisten widerfährt, der sich vor Gericht zu einer geschriebenen Büberei b e k e n n t, der bloß nicht beweisen kann, was er behauptet hat, aber nicht als doppelt schielender Taktiker zu beweisen sucht, was er »nicht behauptet hat«. Als Herr Harden auf der Festung in Weichselmünde saß und in Danzig Champagner trank, klagte er, oder wie er sagen würde, »stöhnte« er in Briefkastennotizen, die deutsche Presse kümmere sich nur um Dreyfus auf der Teufelsinsel und nicht um ihn. Ein Lärm aber, wie ihn die deutsche Presse um Dreyfus schlug, steht uns von Berliner Intellektuellen bevor, wenn Herr Harden wirklich ins Gefängnis gehen sollte. Der deutsche Kaiser könnte nichts klügeres tun als begnadigen. Als Herr Harden freigesprochen wurde, war er fertig. Selbst die Intellektuellen hätten sich geschämt, für den Mann, der den Beweis antrat, daß Graf Moltke Rot auflege, ein Wort zu sprechen. Dem

erschütternden Eindruck wortlos hingeschlachteter Vornehmheit, dem Grauen vor dem Triumph der Tatsachenbestie, die aus dem großen Maul des Lustspieldichters Bernstein auf den Gerichtstisch sprang, konnte sich niemand entziehen. Nun ist Herr Harden zu vier Monaten freigesprochen und die Schmach eines elenden Wahrheitsbeweises ist von ihm genommen. Er hat Glück. Daß er die Perversität des Grafen Moltke nicht nachweisen konnte, daß doch noch gottseidank die entscheidende Lücke des Sexualverdachts unausgefüllt blieb, rehabilitiert den Angeklagten mehr als den Kläger. Wie entsetzlich wäre es gewesen, wenn Herrn Harden der Beweis der »Normwidrigkeit« einiger hochgestellter Herren definitiv gelungen wäre. Daß er um diese Dinge doch nicht so ganz genau Bescheid gewußt hat, daß er es endlich spürt, das Schlafzimmer sei von dem Gebiet des »erweislich Wahren« streng separiert, ist wahrhaft erfreulich. Aber wahrhaft unerfreulich sind jene öffentlichen Beurteiler, die die Tat des Mannes mit dem guten Glauben decken und auf die Täuschung durch eine Hysterikerin versöhnlich hinweisen. Ist der Rückzug von der Tirade der Vaterlandsrettung auf die Retirade des guten Glaubens für einen Politiker jämmerlich genug, ist dieser Abstieg allein schon ein halsbrecherisches Experiment, so ist jene Zufriedenheit des Zuschauers, die eine Gemeinheit mit Dummheit entschuldigt, wohl eine der bedenklichsten Regungen des deutschen Intellektualismus. Als ob ein so schlechter Glaube je durch bona fides entschuldigt werden könnte! Als ob ich Dinge, die ich als zimmerreiner Mensch nicht erkunden darf, dann straflos verkünden dürfte, wenn ich sie für wahr halte. Ich sage: Je gelungener der Wahrheitsbeweis, desto größer die Infamie! Und der gute Glaube kann die Unwahrheit einer Behauptung wettmachen, aber ihre Nichtswürdigkeit vermehren. Die berufsmäßig Neugierigen haben sich darüber aufge-

halten, daß bei der Verhandlung die Öffentlichkeit so oft ausgeschlossen wurde und daß sie für ihre Stimmungsberichte auf die Informationsquelle des Mienenspiels der den Gerichtssaal verlassenden Zeugen angewiesen waren. Der Lakai des Fürsten Eulenburg wurde beneidet, weil ihm wenigstens in der Nähe der Tür, die den Skandal verschloß, zu stehen vergönnt war. Die geheimen Verhandlungen vor österreichischen Gerichten stehen freilich unter der Kontrolle journalistischer Vertrauensmänner, die das Geheimnis bis zum Erscheinen der Morgenblätter wahren. Hätte der Prozeß Harden-Moltke in Wien gespielt, die Vertreter der Presse hätten im Saal bleiben dürfen. Aber der Skandal wäre doch ein geringerer gewesen als vor dem Berliner Schöffengericht, das die Verhandlung in voller Öffentlichkeit durchgeführt hat. Denn dank einem Beleidigungsgesetz, das von dem reichsdeutschen in einem wichtigen Punkt verschieden ist, hätten die Vertreter der Presse außer der Anklageschrift und dem Schuldspruch nichts mitzuteilen gehabt. Vor dem Berliner Landgericht war die Öffentlichkeit ausgeschlossen, vor jedem österreichischen Gericht wäre der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen gewesen. Die Verhandlung hätte sich hier auf einen Beweis darüber, daß eine Beleidigung vorliege, daß der angeklagte Redakteur den Artikel geschrieben oder zum Druck befördert habe, und auf die Urteilsfällung reduziert. Und es muß einmal gesagt sein, daß dieser eine Paragraph, der in dem alten österreichischen Strafgesetz enthalten ist, uns ausnahmsweise einen kulturellen Vorsprung vor unseren Nachbarn sichert. Es ist uns nicht erlaubt, »unehrenhafte, wenn auch wahre Tatsachen des Privat- und Familienlebens« zu verbreiten, unser Leben hat also eine größere Freiheit. Uns ist ein wohltuendes Verbot auferlegt, das manche Fessel, die uns härter drückt als die reichsdeutschen Staatsbürger, erträglich macht. Die Beschaffenheit unserer Leintücher gehört nicht in den Bereich des

erweislich Wahren und ein coitus interruptus kann nicht vor Gericht gestellt werden! Der Journalist, der sich vermäße zu behaupten, einer tauge nicht zum General, weil er einmal seine Frau nicht besiegen wollte, würde es nicht erleben, daß die Hysterie dieser Frau gerichtsordnungsmäßig festgestellt wird, um die Unwahrheit der Information oder den guten Glauben des Irregeführten zu beweisen. Gottseidank! Und danken wir dem Schutzengel unserer Schwerfälligkeit, daß er dies alte Strafgesetz noch nicht abgeschafft hat. Er hat uns einen Paragraphen erhalten, der vielleicht einem Reformeifer, den öfter das reichsdeutsche Vorbild blendet, zum Opfer fiele. Das ist ein Paragraph, der als Wächter vor unserem Alkoven steht, mag darin — außer den Handlungen, die das Strafgesetz trifft — geschehen, was wolle. Ein Paragraph, in dem die christliche Sexualethik gleichsam das Gebot der christlichen Nächstenliebe erfüllt hat. Jene Ethik, die da ahndet, was wir im Bette sündigen, gemildert durch jene Liebe, die da verbietet, daß man es uns nachsage. Erinnern wir uns immer wieder dieses Paragraphen, der die Stelle hütet, wo wir sterblich sind: er bedeutet in Wahrheit die Stelle, wo unser altes Strafgesetz unsterblich ist. Weil es da eine Feinfühligkeit offenbart, die förmlich aus dem Bilde engstirniger Grausamkeit herausfällt. Und wäre es auch nur die Feinfühligkeit der Heuchelei. Aber die Heuchelei schützt die Freiheit des Geheimnisses, und diese ist ein höheres Gut als die Öffentlichkeit der Unfreiheit. Wenn uns ein Geschlechtsleben nur erlaubt ist, gegenüber der Sklaverei, es verheimlichen zu müssen, ist es schon Freiheit, es verheimlichen zu dürfen. Diesem österreichischen Heuchelglauben, der da annimmt, daß unser sexuelles Tun uns zur Schande oder zum Schaden gereiche, verdanken wir es, daß unsere Sexualprozesse wenigstens nicht letal enden; denn der Zeuge wird nicht zum Dilemma zwischen einem

Meineid und der eidlichen Aussage über seine Beziehungen zu einer Frau gezwungen. Diesen heuchlerischen Schutz des Privatlebens, der dem Kläger in einer Beleidigungssache oder dem Zeugen in einem Ehebruchsprozeß gewährt wird, liegt ein weise paktierendes Verständnis für die Sphäre, in der das Sittengesetz mit den Geschlechtstrieben kollidiert, zugrunde, ein tiefes Gefühl dafür, daß jene Beleidigung des Privatlebens die schmerzlichere ist, die die Wahrheit sagt. Trifft ein ehrenrühriger Vorwurf eine korrupte Handlung, die wir öffentlich zu verantworten haben, so trifft er härter, wenn er unbegründet ist. Aber ein unbegründeter Vorwurf einer sexuellen Anomalie kann so ins Innerste nie eingreifen wie ein begründeter. Je wahrer die Tatsache des Privat- und Familienlebens ist, die der Beleidiger in die Öffentlichkeit trug, desto empfindlicher die Beleidigung, desto größer muß die Strafe sein. Diese Erkenntnis allein richtet schon die geistige Minderwertigkeit des Echauffements der Harden-Leute um die »Wahrheit«. In der Beurteilung dieses Prozesses war das Gefühl dafür verschwunden, daß die Tat des Angeklagten häßlicher ist, wenn Graf Moltke wirklich in erotischer Tendenz das Taschentuch seines Freundes Eulenburg an die Lippen geführt hätte. Und wie enggeistig die fortwährende Differenzierung zwischen dem Vorwurf homosexuellen Tuns und dem Vorwurf homosexueller Neigung — schon das Wort »Vorwurf« bringt einem den ganzen Ekel bei —, die eine rein juristische Unterscheidung ist. Auch nach unserem Gesetz wäre übrigens für den »Vorwurf« einer homosexuellen Handlung, für die Beschuldigung eines Delikts, der Wahrheitsbeweis zulässig. Für die Behauptung normwidriger Neigung, also einer bloß unehrenhaften Tatsache des Privatlebens, wäre ein Wahrheitsbeweis unzulässig. In Deutschland ist er möglich; und erst ein Vorsitzender holt in einer meisterlichen Urteilsbegründung den vom Gesetz versagten Schutz des Privatlebens nach, indem

er Herrn Harden wenigstens die »Wahrnehmung berechtigter Interessen« aberkennt, die ein Eingriff ins Geschlechtsleben nie für sich in Anspruch nehmen könne. Bei uns wie drüben muß aber der Anwurf homosexueller Neigung so schwer wiegen wie die Beschuldigung der Tat. Erschwerend ist die Möglichkeit, von der populären Auffassung in diesen Dingen mißdeutet zu werden, die immer, wenn einer nur schielend von Männerfreundschaft spricht, den Vorwurf der schwersten Deliktsart für gegeben hält. Herr Harden aber fühlt gar nicht, daß der bloße Hinweis auf eine »Anlage« ungleich niedriger ist als die Beschuldigung päderastischen Handelns, für deren Wahrheit oder Unwahrheit es einen einfachen Beweis gibt, während dort ein Rest von Unklarheit fortwirkend das Gespött des Pöbels herausfordert. Hätte Herr Harden mit deutlichen Worten gesagt, daß Graf M. und Fürst E. ein Verhältnis nach allen Regeln haben, die Geschichte wäre so oder so erledigt gewesen; aber von Tütü und Phili wird noch die Nachwelt der Friedrichstraße munkeln. Wie erbärmlich die Entschuldigung solcher Hinweise — für die der humorloseste Schriftsteller Deutschlands auch noch das Recht der »Satire« in Anspruch nimmt — durch den »guten Glauben« ist, kann gar nicht oft genug gesagt werden. Aber die Lumperei wird eigentlich noch kräftiger von denen bejaht, die Herrn Harden die »leichtfertige Information« verübeln und sagen, er hätte »sorgfältiger« das Material prüfen müssen, ehe er es zu einer Publikation benützte. Hier erst spricht die Weltanschauung des Journalismus, der unsere Nachttöpfe als öffentliche Angelegenheit reklamiert und sich bloß die Pflicht einer gewissenhaften Untersuchung ihres Inhalts setzt.

Erschwerend, nicht mildernd ist, daß Herr Harden »weniger« gesagt hat, als man ihm infolge des berühmten »Lärms, der im Mai entstand« in die

Schuhe schiebt. Daß er angespielt und nicht behauptet hat, ist schlimmer. Und nicht daß er den Vorwurf, den er so oder so aufgestellt hat, nicht erweisen konnte, richtet ihn, sondern, daß er ihn aufgestellt hat. Seine Schuld wäre größer, wenn ihm der Wahrheitsbeweis gelungen wäre. Vor dem Schöffengericht hat der Geist der Information über die Kultur gesiegt. Jetzt hat er erst recht gesiegt. Denn jetzt ist bloß die Nicht-Informiertheit unterlegen und damit sind die Waffen verherrlicht, mit denen man der Kultur künftig wirksamer beikommen kann. Und siehe, die Frage, ob ein Journalist gut oder schlecht informiert war, als er uns an den Sexus griff, bewegt die Herzen der Dichter. Ihnen imponiert nach wie vor die literarische Persönlichkeit eines Menschen, der geschlechtliche Regungen unter Beweis und den erotischen Ton einer Freundschaft vor Gericht stellt. Pfui über solche Dichter! Ich habe den Schmöcken den Vortritt gegeben in einer Sache, die nur den Schmöcken nahegehen sollte. Aber ich darf es nicht unterlassen, auch die Dichter noch einmal zur Enquete zu laden, auf die Gefahr hin, durch allzu eindringliche Befragung wertvolle Freundschaften und Mitarbeiterschaften zu verlieren. Ich achte solch persönlichen Vorteil gering, wenn mir eine unterdrückte Empörung inneren Nachteil brächte. Und meine hohe Schätzung künstlerischer Potenzen bleibt unvermindert, wenn ich einmal sagen muß, daß Künstler sich in einer Sache, die ein urteilsmäßiges Denken erfordert, bis auf die Knochen blamiert haben, und wenn ich mit jedem Wort doch nur den Journalismus treffe, der künstlerisches Ansehen zu einer würdelosen Leistung mißbraucht hat. Daß sie zu einem Problem »Stellung nehmen«, dem sie blind gegenüberstehen, zum Teil gegenüberstehen müssen, ist traurig. Daß ein Stilist wie Herr Heinrich Mann, dessen Manieriertheit eine Fülle, nicht einen Mangel bedeutet, sich nicht mit Grausen von der Schreibweise eines Herrn Harden

wendet, es ihm aufs Wort glaubt, daß er »die Größe des Reiches will«, ist beschämend. Aber unbegreiflich ist eine Auffassung, die einer Nation die Schuld gibt, wenn »ein auf dem Boden großer Aktionen drängendes Talent nicht den herrschaftlichen Aufgang nehmen kann, sondern durch Schlafzimmer und schlecht riechende Nebenräume schleichen muß, um bestenfalls in einen Gerichtssaal zu gelangen«. Durch Herrn Harden werde »der in Deutschland zur Untätigkeit verdammte Geist gerächt«. »Wenn der Geist Macht erlangt haben wird über die adeligen Faustmenschen, deren überlebte Herrschaft uns vor Europa täglich tiefer schändet, dann wird Maximilian Harden sein Denkmal empfangen«. Nachdem er sich so lange in den Schlafzimmern und Nebenräumen der adeligen Faustmenschen hat herumtreiben müssen! Dort macht der Geist ihnen die Herrschaft streitig, dort ist der Schauplatz seiner Siege, von dort aus wird er die Welt erobern. Einer dieser adeligen Faustmenschen wollte heiraten. Da sagte er zu seiner Schwester: »Ja, wir haben aus unserer langen Korrespondenz bemerkt, daß wir uns verstanden. Ich habe ihr aber doch noch ein Buch Tolstois geschickt, damit sie über das Problem einer Ehe zwischen verschiedengearteten Menschen lesen könne.« Die Antwort auf diese Buchsendung habe ihn befriedigt und so sei diese Verlobung zustande gekommen. Er heiratete. Die Wunden, die eine Hysterikerin zeigt, sind irreal, aber die Wunden, die sie beibringt, bluten wirklich. Ein richtiger adeliger Faustmensch aber hat, als ihn ein Amtsrichter fragte, ob er die eidlichen Hirngespinste seiner früheren Frau für unwahr erklären könne, geschwiegen, die Zähne zusammengebissen, obgleich er in diesem Augenblick fühlte, daß sein Schweigen ihn vor einer demokratischen Justiz des Geistes richte. Solche Haltung kann der intellektuellen Publizistik, die höchstens einen »Dutzendmenschen« vor sich sieht, nicht imponieren. Und als der adelige

Faustmensch in diesem Grafen Moltke abgedankt hatte, brach der beredsame Geist, geführt von den Herren Harden und Bernstein, über die Schranken. Aber Herr Heinrich Mann, der Dichter, unterscheidet genau, auf welcher Seite die wahre Vornehmheit ist und was uns vor Europa täglich tiefer schändet. Die Presse repräsentiert ihm den Geist, und im Freundeskreis der Eulenburg und Gobineau sind die Faustmenschen zuhause... Herr Heinrich Mann wird nach dieser Probe seiner Verstandeskraft gut tun, sich auf die künstlerische Produktion zu beschränken. Herr Max Halbe wird daran nicht gut tun. Denn es ist immer noch besser, er gibt seine Meinung über den Fall Harden ab, als daß er den »Strom« schreibt. Daß Herr Halbe echten Humor hat, hat er nie zuvor bewiesen. Aber jetzt beschreibt er Herrn Harden wie folgt: »Ein Willensmensch, wie nicht gar viele über diese Erde gegangen sind, von exzedierender Phantasie, von dunkler, schwerblütiger Phantastik, ein napoleonesker Willensmensch, statt des Degens mit der Feder, wie ihn die Natur sich ausdenkt, wenn Zeiten sich wenden und alt gewordene Welten sterben sollen. Ein Willensmensch mit dekadenten Nerven, wie es der Verwünschung des Zeitalters gemäß. Ein Zerstörer wohl mehr als ein Aufbauer, wie es ebenfalls in der Sternenstunde bedingt. Einer, der Leiden über die Menschen bringt, aber auch einer — hier die sühnende Ausgleichung —, der unter dem Leidenbringen am letzten Ende selber am meisten zu leiden bestimmt ist. Einer aus der Luziferwelt, der in den Erdenkampf heraufgestiegen ist, um Erlösung zu suchen und, wenn es Gerechtigkeit gibt, sie jenseits unserer Grenzen auch zu finden. Ein grelles, seltsames Phänomen, nachgebornen Betrachtern, Gestaltern Anregung, Entzückung, Rausch, Leckerbissen, aber den Mitlebenden gefahrbringend, sich selbst ein dunkler Fluch und eine furchtbare Verantwortung . . .« Dies von Herrn Halbe. Auf der Kegel-

bahn in München trifft er alle neun Musen, so kräftig ist seine Hand. Aber so gut ist ihm doch nichts gelungen, wie dieses Porträt eines Großen. Nicht minder glücklich ist das von Herrn Karl Henckell entworfene, dessen Dankbarkeit für einen Zeitschriftenverleger, der ihm Lyrik abnimmt, keine Grenzen des Geschmacks kennt. Wie kommt ihm Harden vor? »Harden kommt mir vor wie ein kühner und gewandter Ulan auf dem Felde des zeitkritischen Polemos, und wenn er mal mit Stachel und mit Sporn lossaust, so treffen die Stöße seiner blitzenden Lanze mitunter verblüffend gut oder böse — je nachdem. Dann schießt er, wütend attackiert, auch noch sein Pistol ab und sprengt, ehe sich Rauch und Staub verzogen haben, mit einer boshaft mokanten Grazie, die die feinste, verhaßteste und verräterischste Gebärde seines quälend überlegenen, bis zur Misanthropie mürrisch-reizbaren Geistes ist, seiner, soviel ich weiß, leider nur im Grune-, nicht im Sachsenwald belegenen Villa zu.« Daß sich so ein Lyriker gleich eine Schlacht vorstellen muß, wenn er Staub sieht! Und eine Heldentat, wenn ein »Pistol« vorgewiesen wird! Herr Herbert Eulenberg, eine Harden'sche Entdeckung, achtet außer dem »Fleiß« vor allem die »Amoralität« des Herausgebers der ‚Zukunft', in der er zur Stunde in Deutschland nicht seinesgleichen habe. Über die äußere Form der schriftlichen Arbeiten wird nichts gesagt. Aber die Amoralität eines Mannes ist jedenfalls bemerkenswert, der die Verlassenschaft toter Schauspielerinnen auf ihre Herkunft untersucht und die Zahl der Ehebrüche einer entlaufenen Prinzessin nachrechnet. Nietzsche war nur ein schwacher Vorläufer dieser Weltanschauung. Wie irrig der Glaube, daß Herr Harden auf die Instinkte der Moralbestie spekuliert, daß er die deutsche Bereitschaft sittlicher Entrüstung verwertet habe, als er das »Grüppchen« einflußlos machen wollte; wie ungerecht die Annahme, daß Herr Harden auf die Sitten-

musterung der Armee, die eine Folge seines Prozesses ist, stolz sei. Wir wissen, im Fall Harden handelt es sich um einen Feldzug der deutschen Sittlichkeit gegen Herrn Harden. Der ‚Simplicissimus', der die Zeitgeschichte ehrlich spiegelt, hat's oft behauptet, daß hier die offizielle Heuchelei ein Edelwild zutode hetzt. Ob Herr Harden den § 175 abgeschafft oder konserviert sehen möchte, ob er diese oder jene Wirkung erzielt: sobald sich's um den § 175 handelt, gibt's nur Märtyrer. Ein Märtyrer ist auch der Erpresser, der das Bestehen des Paragraphen zu einem Raubzug, und der Herausgeber der ‚Zukunft', der es zu einer politischen Tat benützen muß; beiden ist ein stupendes Wissen gemeinsam. Und nicht antimoralisch, nein, amoralisch ist es, mit einer fröhlichen Wissenschaft um die Geschlechtsgewohnheiten von Grafen und Fürsten schwanger zu gehen und sie durch die Androhung einer deutlicheren Sprache zu einem Verzicht auf Amt und Einfluß zu zwingen ... Der Freiherr v. Wolzogen erklärt alles aus der Künstlerschaft des Herrn Harden. Er, der selbst keinen hat, hat an Herrn Harden »raschen Witz« entdeckt. Einen Witz, »der sein höchstes Behagen daran findet, verblüffende Zusammenhänge zwischen den verschiedenartigsten Dingen herauszufinden und durch künstliche Beleuchtungseffekte bald die eine, bald die andere Gruppe von Erscheinungen blendend hervorzuheben.« Gruppe? Nicht doch, Grüppchen! Aber die verblüffenden Zusammenhänge zwischen der Potenz des Ehegemals und der Befähigung zum Flügeladjutanten herauszufinden, könnte vielleicht auch einem Witz gelingen, wenn dessen Raschheit nicht durch krebsartige Neubildungen der deutschen Sprache gehemmt wäre und wenn nicht gelehrte Vergleiche und Zitate aus Jesaias die Deutlichkeit des Vorwurfs der Päderastie hinderten. Aber wenn die Annahme, daß Herr Harden über raschen Witz verfüge, eine offenbare Übertreibung

ist, echte Leidenschaft rühmen sie ihm alle ohne Ausnahme nach. Und das einzige, was ihm nach der Meinung des Herrn v. Wolzogen fehlt, ist ein Ministerportefeuille. Herr v. Wolzogen ist Aristokrat. Ich beurteile lieber das Niveau des deutschen Schrifttums nach den Aristokraten, die ihm angehören, als daß ich das Niveau der Aristokratie nach den Schriftstellern, die ihr angehören, beurteilen möchte. Denn sonst müßte ich zugeben, daß uns die Herrschaft dieser adeligen Faustmenschen vor Europa immer tiefer schändet und daß es wirklich höchste Zeit ist, daß einmal der Geist Macht erlange. Herrn v. Hofmannsthal möchte ich doch lieber ganz zur Literatur zählen. Er schätzt an Herrn Harden das berühmte »stupende Wissen«, das ich schon einmal als einen Druckfehler entlarvt habe. Aber ein Künstler — wenn er auch nur ein Künstler nach der Kunst und kein Künstler aus sich selbst ist — sollte sich schämen, derlei traurige Gewohnheiten schätzenswert zu finden. Immerhin ist die Anziehung, die Herr Harden auf diesen Dichter übt, verständlich. Beiden gemeinsam ist eben, daß sie sich, wenn sie Wein trinken, an dem Gefäß berauschen, nur mit dem Unterschied, daß Herr v. Hofmannsthal uns die eingelegten Edelsteine beschreibt, während Herr Harden nach jedem Schluck zum Zettelkasten geht, Rubrik P, und alles abschreibt, was er dort über Pokale findet. Beide schreiben Brokat, aber die Verse Hofmannsthals sind weniger feierlich ... Daß Seine Vehemenz, der alte Björnson, auch dabei sein muß, versteht sich von selbst. Er ist immer dort, wo irgendwer irgendwie unterdrückt wird. Er hilft den Ruthenen gegen die Polen, den Polen gegen die Preußen, den Rumänen gegen die Ungarn, den Ungarn gegen die Österreicher, er hilft immer und allen, und wo an dem Baum einer Kultur eine demokratische Wanze sitzt, preist er Gottes Wunder. Seine Politik ist die Bierbank ohne Alkohol, sein Losgängertum Regsamkeit ohne Geist, und wenn man vor dem

Nationaltheater in Christiania sein und Ibsens Standbild vergleicht, muß man zugeben, daß sein Gehrock besser sitzt. Es ist eine schöne Gewohnheit, den unterdrückten Brüdern in fernem Land die Hand zu reichen, besonders wenn man so ziemlich in den Angehörigen aller Nationen seine Brüder sieht, und es ist wahrhaft betrüblich, daß das Recht, Sendschreiben zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft oder zur Aufmunterung der Deutschen in Österreich zu erlassen, schon an einen Mann in Hoboken vergeben ist. Ein Heiratsstifter der Völkerliebe, ein Doktor Klaus der Literatur, rauher Polterer mit einem Herzen, das er täglich auf einem andern Fleck hat, aber immer auf dem rechten, und vom Scheitel bis zur Sohle gesunder Menschenverstand... Dennoch tut es einem in der Seele weh, ihn neben den Herren Salten und Trebitsch — in der deutschen Presse sagt ein schmeichelhafter Druckfehler Trebitzsch — zu sehen, die man als Repräsentanten der österreichischen Kultur um ihre Meinung gefragt hat. Herr Salten ist zwar einigermaßen befangen, wenn es gilt, einem Parvenü seine Bewunderung auszusprechen, aber er weiß doch immer, welche Meinung man gerade trägt. Wo Herr Trebitsch — bleiben wir bei dieser Orthographie — zur Zeit arbeiten läßt, ist mir nicht bekannt. Aber mit großem Interesse habe ich aus einer Plauderei, die er schon vorher im ‚Morgen‘ veröffentlicht hat, erfahren, daß er auf einer Reise die Bekanntschaft Karl Haus gemacht hat. Dieser habe ihn in Wien besucht und darauf »bestanden, sein letztes Buch zu lesen«. Gott, was die Trebitschs Glück haben! Kaum hat der eine Grönland entdeckt, lesen wir, daß der andere Karl Hau kennen gelernt hat. Hau hatte lange in Amerika gelebt und dürfte darum an den Shaw-Übersetzungen manches auszusetzen haben. Da er aber auch sein Deutsch verlernt hat, soll ihm das Novellenbuch des Herrn Trebitsch ungetrübten

Genuß bereitet haben. Dagegen empfinden es alle Leser, die nicht vor einer Verurteilung zum Tode stehen und noch andere Wünsche an das Leben haben als den Drang nach der Lektüre einer Trebitsch'schen Arbeit, als eine unerhörte Belästigung, ihnen die Meinung eines beliebigen Dilettanten über den Fall Harden aufzutischen ... Wenn ich es beklage, daß sich Künstler dazu hergegeben haben, die Persönlichkeit eines Geschichtenträgers auf den Glanz herzurichten, so nehme ich natürlich auch das Votum des Herrn Otto Julius Bierbaum aus. In dieser seichtesten Pfütze des deutschen Dichterwaldes mag sich ein Harden als »Antiphilister von Grund aus«, als »aristokratische Empörernatur« und als »Fanatiker der Echtheit« spiegeln. Ich habe nichts dagegen. Herr Bierbaum ist glücklicherweise nicht in der Lage, Herrn Harden in die Unsterblichkeit mitzunehmen. Trotz einer genialen Satire auf die Alkoholgegner, die jetzt durch die ganze Presse geht und in der Herr Bierbaum den geradezu klassischen Scherz macht, sich von nun an »Milchbaum« nennen zu wollen. Fünfhundert Säuen ist nicht so kannibalisch wohl als wie diesem Vertreter der Lebensfreude; es graust ihnen ... Ganz ernsthaft gesprochen: Keine Enttäuschung vermag auch das begeisterte Eintreten eines Frank Wedekind für Herrn Harden zu wecken. Daß er in ihm eine »glühende Feuerseele« entdecken werde, war zu erwarten. Was aber die Meinung betrifft, die schriftstellerische Tätigkeit des Herrn Harden »gleiche den Schmerzensäußerungen eines Menschen, der auf der Folter liegt«, so scheint hier eine interessante dichterische Übertragung der Sensationen eines Lesers der ‚Zukunft' auf den Schreiber der ‚Zukunft' vorzuliegen. Wedekind muß oft Schilderungen solcher Qualzustände gehört haben. Denn er selbst hat einem Gerücht zufolge persönlich nie die Lektüre der ‚Zukunft' auf sich einwirken lassen. Im Gegenteil soll

er — demselben Gerücht zufolge, das mir unmittelbar zu Ohren gekommen ist — ausdrücklich die Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Herrn Harden von einem Vermeiden der Lektüre der ‚Zukunft‘ abhängig gemacht haben. Das wäre nur begreiflich. Wedekind ist eine zu große Persönlichkeit, um an die Menschen seiner nächsten Umgebung andere als gesellschaftliche Anforderungen zu stellen. Wedekind ist aber auch ein zu feiner Empfinder künstlerischer Dinge, um nicht selbst den angenehmsten Tischnachbarn zu opfern, wenn er ihm dahinter käme, daß er geschwollene Artikel schreibt. Nicht daß er diesem für das bodenlose Nichtverständnis seiner dramatischen Welt gram wäre, dem Redakteur, der den Lyriker Suse protegiert, für sein wegwerfendes Urteil über ein Gedicht wie »Ilse«. Aber ich denke, er würde statt einer glühenden Feuerseele eine ausgekühlte Wassersuppe vorfinden, und das führte unerbittlich zur Entzweiung. Der Mann, der »Frühlingserwachen« geschrieben hat, müßte gewiß nicht den Anspruch erheben, als Kritiker ernst genommen zu werden, aber ich bin davon überzeugt, es risse ihm die Geduld, wenn er läse, daß Herr Harden seine Dichtung einen »Lenzmimus« nennt, in dem »das Männern der Knaben und das Böckeln der Mädchen« geschildert werde. Heute schätzt Wedekind an Herrn Harden vor allem, daß er verheiratet ist. Ich meine das ganz ernst. Es ist ein Zug, der die Tragik dieser genialen Zerrissenheit vermehrt: Die von der höllischesten Phantasie ungezähmte Sehnsucht nach dem Himmelreich des konventionellen Lebens. Daß Herr Harden als Teilnehmer einer Tischgesellschaft verdaulicher ist als in seinen Reden an die deutsche Nation, liegt außer allem Zweifel, und wer Wedekind kennt, weiß, daß ihm nicht nur die Behaglichkeit über alles geht, sondern vor allem das Gefühl, daß er sich ihrer in jedem Augenblick versichern und jeden

fressen kann, dem's nicht behaglich ist. Dieser Polyphem, der mit seinem Einauge Welten sieht, die den Zweiäugigen verschlossen sind, muß in seiner Höhle einen Niemand bewirten. Ich fresse meine Menschen selbst ... Und daß ein August Strindberg — wieder ein Sonderbarer — seinen Übersetzer angewiesen hat, Herrn Harden seine »grenzenlose Hochachtung« zu bezeugen und ihm zu sagen, er sehe in ihm einen Weltbürger, und wenn er zum Giftbecher verurteilt würde, einen Sokrates, und er halte es »für eine Ehre, an einer Ecke seiner Werkstätte mit ihm haben arbeiten zu dürfen; das sei seine einfache Ansicht, die er nicht unterdrücken kann« — nun, so ist das auch nicht tragisch zu nehmen. Was können denn die Dichter dafür, wenn sie die Journalisten zu einem Urteil prostituieren? Auch wäre es möglich, daß wieder ein Übersetzerfehler vorliegt. Ich bezeuge August Strindberg meine grenzenlose Hochachtung, aber meine einfache Ansicht kann ich nicht unterdrücken, daß ein Geist von seiner Ausdehnung es sich zwar nicht zur Ehre anrechnen muß, an einer Ecke der Werkstätte des Herrn Harden mitarbeiten zu dürfen, daß es aber immerhin in seinem Interesse liegen kann, sich zur Plazierung seiner Novellen ein »warmes Eckchen« mehr zu erhalten. Es ist »erweislich wahr«, daß der Übersetzer Strindbergs und rührige Vertreter seiner Interessen im Grunewald wohnt. Aber es ist wohl auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Strindberg nicht nur nicht Deutsch, sondern auch nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest.

Im Allgemeinen möchte ich mir die Ansicht erlauben, daß die Dichter hereingefallen sind. Gewiß, es könnten Männer von Herz und Kopf sein, die Herrn Hardens Tat noch die politische Ausrede glauben. Je wertloser der Pofel ist, der unter der Marke Politik ausgeboten wird, desto größer ist ja der Respekt, den Menschen davor empfinden, die ein inneres Leben

hoch über die Ambitionen eines Vaterlandsretters erhebt. Das ist eine Erscheinung von schmerzhaftem Humor. Ja, aber »die Quelle seiner Handlungen«, heißt es schließlich, »ist eine billigenswerte Gesinnung; er hat in dem Bestreben gehandelt, seinem Vaterland zu nützen«. Ob das nicht an und für sich schon eine trübe Quelle ist, mögen Weltbürger beurteilen. Ich halte es dafür und ich sage, daß die patriotische Gebärde mir in jedem Fall die literarische Persönlichkeit verdächtig macht. Politik kann einen Künstler machen, aber ein Künstler kann nicht Politik machen. Ein Schriftsteller, der Politiker ist, wird sich bei näherer Betrachtung als Journalist herausstellen, dem die Politik eine zufällige Beschäftigung ist. Und die politische Beschäftigung eines Journalisten ist uninteressant wie jeder andere Beruf, den einer ergriffen hat und von dem er nicht ergriffen ist. Politik kann eine Weltanschauung sein, aber sie kann auch eine Livree sein, die man in der Maskenleihanstalt erhält; man lasse sich nicht verblüffen. Wenn ein Bismarck Politik lebt und schafft, politischen Inhalt zum Kunstwerk der Sprache gestaltet, ist's etwas anderes, als wenn einer über den Dreibund schreibt, der gestern über Herrn Reinhardt geschrieben hat und morgen über die Geldkrisis schreiben wird. Ehrlich kann alles gemeint sein, aber ist es die Ehrlichkeit des künstlerischen Schaffens? Sind es Werte, an die man einen andern als einen sozialen Maßstab legt, und für die sich Künstler begeistern müssen? Wenn einer von ihnen eine Wiese beschreibt, so bringt er die Menschheit weiter, und ist aktueller, als wenn ein Journalist sich über die Algeciras-Konferenz ausläßt, und möge er auch, unbeirrt von den Ereignissen, statt Marokko Marrakesch sagen. Aber Dichter, die Wiesen beschreiben, haben einen heillosen Respekt vor den poltischen Weltumfassern. Wie sollte es erst der Bürgerverstand gelten lassen, daß einer einen »Politiker«

erledigt hat, wenn er ihn als schlechten Stilisten entlarvte? Nun, hätte ich das Unglück, in Dingen der Politik beschlagen zu sein, ich wollte mich dennoch nicht so tief herablassen, Herrn Harden politische Unsinnigkeiten nachzuweisen. Man sagt, ich sei die Betrachtung des Politikers Harden schuldig geblieben. Aber ich habe mich ihrer bloß nicht schuldig gemacht. Dieses Plus wäre ein Mangel, der mich beschämen könnte. Die bloße Tatsache, daß Herr Harden sich mit Politik beschäftigt, kann zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit beitragen. Würde ich nachweisen, wie verkehrt er sich mit Politik beschäftigt, so wäre dies ein Beweis gegen meine Persönlichkeit. Daß Herrn Harden der Funke fehlt, kann ich aus einem Satz, den er schreibt, viel besser erschließen, als aus einer Meinung, die er ausspricht. Was gehen mich aber noch seine Meinungen an, wenn ihm der Funke fehlt? Ich habe gezeigt, daß ein Wagner kein Faust ist; ob die Bewunderung von Kindern oder Affen im einzelnen Fach verdient ist, ob Herr Harden in der Politik, wo er »alles wissen möchte«, wirklich »viel weiß«, scheint mir unerheblich. Wenn sich so einer in den Geist der Zeiten versenkt:

Da ists denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion,
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Mir kam's darauf an, einem trockenen Schleicher, der mir die Fülle der Gesichte stört, zuzurufen:

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind!

Nur, daß es just Dichter sind, die die Regenwürmer, welche die gierige Hand eines Schatzsuchers findet, für Schätze halten, ist traurig. Aber die Menschlichkeit hinter dieser Larve des Wissensdurstes, des politischen Strebens und des historischen

Sinns müßte ihnen doch ins Auge springen. War der Schreiber ihnen ein Problem, der Angeklagte konnte es nicht mehr sein. Was in dieser Verhandlung strittig war, konnte nur die Frage sein, ob die Rippenfellentzündung des Herrn Harden rechts- oder linksseitig ist. Der Charakter war eindeutig. Je mehrdeutig die Taktik der Verteidigung war. Im ersten Prozeß hatte Herr Harden sich darauf verlegt, alles zu beweisen, was er nicht behauptet hatte. Schon das waren zwei rostige Eisen im Feuer: entweder der Wahrheitsbeweis gelingt oder die Schuldfrage wird verneint. Herr Harden versicherte immer wieder, nicht das geringste behauptet zu haben, aber alles beweisen zu können. Und nachdem er noch im Plaidoyer in Abrede gestellt hatte, den Mitgliedern der Liebenberger Tafelrunde irgendetwas am Hosenlatz geflickt zu haben, schlug er sich zum Schluß an die Brust und rief: »Ich hab's gewagt!« Daß dieses Wort von Hutten ist, ist erweislich wahr. Die Ansichtskarte, mit der Herr Harden damals seinen Gratulanten dankte, bringt das Bild einer Villa und daneben die Verse: »Da laß' ich Jeden lügen und reden, was er will; hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel«. Die Villa ist von Harden, die Verse sollen von Hutten sein. Ich bin nicht gebildet genug, um das genau zu wissen, aber ich bin objektiv genug, um sie schön zu finden, wenn sie von Hutten, greulich, wenn sie von Harden sind. Immerhin, nach der ersten Verhandlung stand er auf dem Standpunkt, er habe nicht nur die Wahrheit gesagt, als er den Grafen Moltke für homosexuell erklärte, sondern damit auch »eine Wahrheit« verkündet. Noch in seinem Plaidoyer hatte er versichert, überhaupt nie nichts gesagt zu haben. Was immer nun Herr Harden tut, ihm sind der Hulder viel. Und es ist eine rechte Schande für Deutschland, daß sich Schriftsteller finden, die ob Herr Harden Wahrheit oder Unwahrheit gesagt, Wahrheit oder Unwahrheit geschwiegen hat, ihn für einen

Sieger oder für einen Märtyrer halten. Und daß sie ihm nicht einmal auf die Finger sahen, als er nach dem ersten Prozeß seinen Schlußvortrag in der ‚Zukunft‘ veröffentlichte. Der Angeklagte darf Wahrheit schweigen; daß aber auch ein Publizist lügen darf, steht in keiner Strafprozeßordnung. Herr Harden »hats gewagt«, dem Grafen Moltke nicht das Geringste nachzusagen. Die paar Sätze, die er über Eulenburg und dessen Freunde schrieb, seien in seiner Wochenschrift gar nicht bemerkt worden. »Als im Mai dann der Lärm entstand, fragten hundert Leser: Wann war das? Wo hat das gestanden? Wir haben es nicht gelesen. Ich mußte antworten: Ich auch nicht; ich habe es weder gelesen, noch geschrieben«. Er hat's bloß gewagt. Und in derselben Nummer der ‚Zukunft‘ läßt er den köstlichen Grafen Reventlow (der ihn auch gegen den Vorwurf der »Manieriertheit des Stils« verteidigen muß: dieser »treffe nicht zu, denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist«) das folgende Geständnis machen: Harden habe ihm bei einem Besuche gesagt, »er habe mit überlegter Absicht eine Sprache geredet, die nur denen, die er treffen und politisch einflußlos machen wollte, verständlich sei«. Aber selbst das, was diesen verständlich ist, ist noch nicht als eine Beschuldigung homosexueller Neigung zu verstehen. Gott bewahre! Inkriminiert ist der Satz: »Ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich das (nämlich daß Herr v. Tschirschky enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg unterhalte) von einem Mann sagte«. Das soll beileibe keine Anzüglichkeit sein! Mit Händen und Füßen wehrt sich Herr Harden — nicht nur vor Gericht, auch in seinem Blatt — gegen solche Zumutung. Noch nie habe ein Mensch Herrn v. Tschirschky der Homosexualität verdächtigt. Sei er »so verrückt, andeuten zu wollen, dieser habe ein Verhältnis mit dem Fürsten Eulenburg«? Und: Er selbst kenne doch Herren, die dem Fürsten E. nahestehen.

Verachte er sie darum? Sitzen sie nicht an seinem Tisch? Der Satz war »nur politisch gemeint«. Man verschone ihn mit Interpretationen und Konstruktionen. Solche Manöver habe er nicht erwartet. Er glaubte, hier solle die Wahrheit gesucht werden ... Wir auch; auch wir haben solche Manöver nicht erwartet. Bei allem Mißtrauen gegen Herrn Harden. Und der Prozeßgegner war offenbar so sprachlos darüber, daß er es unterließ, Herrn Harden die schlichte Frage zu stellen, warum er denn nicht geschrieben habe: ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich das von einem Menschen, oder von irgendjemand sagte. Und auch dann wäre eine »dreimalige Überlegung« bedeutungsvoll. Jedenfalls war schon durch einen stilistischen Einwand allem Gerede ein Ende zu machen und zu sagen, daß hier nicht der Drang nach speckiger Ausdrucksweise, sondern eine andere Absicht das Wort »Mann« gewählt hat. Man mußte nicht ins begriffliche Detail gehen, aber es hätte gelohnt: den Herrn von T. wollte Herr Harden gewiß nicht verdächtigen. Wohl aber den Fürsten E., dessen Freundschaft eben Herrn v. T. nach der Andeutung des Herrn Harden verdächtigen könnte. Er war nicht »so verrückt«, ein Verhältnis anzudeuten, aber er wollte einen Verdacht andeuten, in den sich ein Mann durch eine Beziehung zum Fürsten Eulenburg bringe. Jetzt möchte Herr Harden womöglich die »dreimalige Überlegung« als einen Beweis für die Harmlosigkeit jener Wendung ausspielen: er würde sichs dreimal überlegen, ehe er vom Fürsten Eulenburg überhaupt etwas sagte ... Und er ist empört, daß man ihm auch die Stelle: »Kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrat Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt ...« allzu metaphysisch deute. Alles ist Politik. »Soll etwa auf ein erotisches Verhältnis zum Staatssekretär hingedeutet sein? Das wäre doch

heller Wahnsinn. Da sieht man, wohin solche gewaltsame Interpretiererei führt«. Gewiß wär's heller Wahnsinn. Und es sollte auch wieder nicht auf ein erotisches Verhältnis zum Staatssekretär, sondern auf eine erotische Gewohnheit des Botschaftsrats hingedeutet sein. Aber wohin führt solche gewaltsame Interpretiererei erst, wenn man selbst der Stelle »Blickt auf diese Tafelrunde: Philipp Eulenburg, Lecomte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenau, des Kanzlers Ziviladjutant Below: die träumen nicht von Weltbränden; haben's schon warm genug« eine schielende Tendenz gibt. »Meine Herren Richter, auch hier brauchen Sie mir nicht zu glauben; ich verlasse mich wiederum auf Ihr Gefühl für Logik und Vernunft. Sollte und konnte der Engländer, den ich reden ließ, sagen: Die Leute da drüben wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell? Oder ist der Sinn des Satzes einfach: Die Leute da drüben brauchen nicht in einem Weltkrieg Vorteil zu suchen, denn sie sitzen schon in warmen, behaglichen Stellungen . . . Welche logische Möglichkeit gibt es, zu sagen: Diese Herren wollen keinen Weltbrand, keinen Krieg, denn sie sind geschlechtlich abnorm?« Daß dich das Zipperlein! Stand das wirklich in der ‚Zukunft', wurde es nicht bloß im Gerichtssaal geschwätzt? Wenn ich den Doppelsinn eines Witzes spalte — auch eines noch so dürftigen —, wenn ich den Witz verwörtliche, kommt freilich ein Unsinn heraus. Herr Harden wollte tatsächlich nicht sagen: Die Leute wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell. Aber er wollte auch nicht bloß sagen: Die Leute wollen keinen Weltbrand, denn sie haben es behaglich genug. Er wollte beides sagen: Kein Weltbrand, weil behaglich genug, und wenn ich statt behaglich warm setze, gibts einen schönen Doppelsinn. Legt man ihn dann auf eine Bedeutung fest, wird er zum Unsinn. Aber wir sind vor einem Schöffengericht und da kann man uns dumm machen, als ob wir in

einem Kinderzimmer wären. Alles ist politisch gemeint. Und während man bisher die politische Ausrede so verstanden hatte, daß die Enthüllung der »Normwidrigkeit« politischen Zwecken dienen sollte, wird uns jetzt die Aufklärung, daß von Enthüllung der »Normwidrigkeit« keine Rede sein könne, daß vielmehr auch die Sprachwendungen, mit denen man sie betrieben glaubte, harmlose politische Formeln seien, die nicht das geringste mit geschlechtlichen Anspielungen zu tun haben. Am Ende hat Herr Harden gar nicht einmal Päderasten bloßgestellt, um dem Vaterland zu dienen, sondern bloß das Vaterland bloßgestellt, um Päderasten zu dienen? Man kennt sich nicht mehr aus. Herr Bernstein, der erst im zweiten Prozeß alles in Abrede stellt, ruft noch im ersten: »In den Artikeln stand deutlich zu lesen: Herr Lecomte, der Freund von Phili Eulenburg und Kuno Moltke, ist Päderast. Was mußten denn die Herren tun, als die Angriffe erschienen, wenn sie sich unschuldig fühlen? — Klagen! Das deutsche Wort: klagen! Und wenn sie nicht klagen, dann sind sie schuldig. Denn für einen Ehrenmann, dem man so etwas nachsagt, gibt es nur eins.« Herr Harden aber beschwert sich schon im ersten Prozeß darüber, daß man ihm Dinge in den Mund lege, die er nicht gesagt habe. Man könnte ihm am Ende auch die Stelle über Herrn Lecomte und Tout-Paris verdächtigen. Er baut vor: Herr Lecomte will auch keinen Krieg. »Kennt Tout-Paris den Botschaftrat etwa als Homosexuellen? Nein; aber als ungemein friedfertigen Sohn eines Kaufmannshauses.« Was wetten wir, daß Tout-Paris in der Familiengeschichte der Lecomtes weniger beschlagen ist als Herr Harden! Und noch ein Argument für die Reinheit seiner Absichten: »Die Abnormität«, ruft er, »wäre doch kein Hindernis kriegerischer Leistung.« Ah da schau i ja, sagt neuestens peinlicherweise der Wiener in solchen Fällen. Wenn er es sich nämlich gemerkt hat, daß

Herr Harden in demselben Plaidoyer eine Viertelstunde früher erklärt hat, daß die Homosexuellen »nicht auf jeden Platz, nicht in jede Region passen. Sie können, wo mehrere sich zusammenfinden, unbewußt Schaden stiften. Besonders an Höfen, wo die ganzen Männer es schwer genug haben« ... Hat also Herr Harden »mit überlegter Absicht eine Sprache geredet«, die nur den Eingeweihten verständlich sein sollte, oder hat er auch das nicht getan? Ist er berechtigt, sich gegen die »Interpretiererei« und »Wortdüftelei der Klage« zu verwahren, oder hat der gute Graf Reventlow als Zeuge im zweiten Prozeß die Wahrheit gesagt, als er angab, Herr Harden sei »vollkommen unterrichtet gewesen, daß in den Ausdrücken seiner Artikel die homosexuellen Momente herauszulesen waren«? Hat er's gewagt oder hat er's nicht gewagt? Entscheiden wir uns in Gottes Namen für beides. Nur die Gleichzeitigkeit ist unerträglich. Nehmen wir einmal an, er hat nichts gesagt. Was sollen wir dann antworten, wenn er sich immer wieder darauf beruft, er habe schon am soundsovielten den Liebenberger Herren sagen lassen: »Harden hält Sie für sexuell anormal«? Gewiß eine würdige Botschaft, die ein moderner Kulturmensch fremden Leuten übermitteln läßt. Aber wenn er's tat und in seinen Artikeln nichts von dieser Überzeugung verlauten ließ, dann stehen wir vor einem Spiel des Zufalls, das in seiner Art wirklich reizvoll ist. Herr Harden hat eben zufällig denselben Herren, über die er in seinen Artikeln nicht geschrieben hat, daß sie normwidrig seien, sagen lassen, daß er sie dafür halte. Und der Zufall läßt es dabei nicht bewenden: Herr Harden kann sogar beweisen, daß sie es sind. Welche Zufälle doch in der Welt des erweislich Wahren ihr Spiel treiben können! Der Fürst Eulenburg hat es warm, das heißt bloß: er hat es behaglich. Aber ich lasse ihm sagen, daß ich ihn für einen warmen Bruder halte, und ich mache mich erbötig, zu beweisen, daß er es ist. Schreibt

einer, A habe lange Finger. Wird gefaßt und sagt: Habe ich behauptet, daß A ein Dieb sei? Das ist »eine meiner stilistischen Schwächen«, daß ich gern das Wort lang mit dem Wort Finger verbinde, ich habe bloß aus ästhetischen Gründen darauf hingewiesen, daß die Finger des A zu lang sind. Wenn man mich aber dazu zwingt, werde ich beweisen, daß der A gestohlen hat. Im Gebiet des erweislich Wahren ists nur ein Zufall. Aber im Gebiet des begrifflichen Denkens läßt sich als Regel aufstellen: Wenn ein langer Finger auch sonst nur ein langer Finger wäre, hier läßt sich schon aus dem glücklichen Zusammentreffen dieser ästhetischen Feststellung mit der Bereitschaft, einen Diebstahl nachzuweisen, auf eine andere Absicht des Schriftstellers schließen, der von einem langen Finger gesprochen hat. Wenn ich nichts behauptet habe und zufällig gerade das beweisen kann, was ich nicht behauptet habe, so ist diese Möglichkeit der Beweis dafür, daß ich behauptet habe. Eine Abfuhr stilkritischer und begrifflicher Art hätte also dem Herrn Harden widerfahren müssen, ehe er endlich selbst zugab, daß er Wahrheit nicht geschwiegen habe. Ehe er am Schluße seines Plaidoyer es wagte, wirklich wagte, dem Grafen Moltke die folgende Ehrenerklärung zur Unterschrift vorzuschlagen: »Dieser Harden, der das Alles seit fünf Jahren weiß und in seinem Schreibtisch hat und für wahr halten muß, der hatte wirklich allen Grund zu glauben, daß ich sexuell nicht normal bin, und ich muß zugeben, daß er von diesen Kenntnissen den taktvollsten und maßvollsten Gebrauch gemacht in einer Zeit, wo man ihn in den Dreck gezogen hat. Und da ich ein Christ bin und ein Ehrenmann und ein Kavalier und nicht will, daß ein Unschuldiger leidet, so sage ich: Allermindestens hat der Mann den guten Glauben gehabt; und ziehe die Klage zurück«.

In dieser Welt lebt Herr Harden, leben seine literarischen Verteidiger. Und nicht einmal von dem

publizistischen Nachspiel der Affenkomödie fühlen sie sich ernüchtert. Daß Herr Harden die Prozedur ein »Gerichtsskandalum« nennen werde — sein politischer Kollege vom ‚Morgen', der ihn hinreißend lustig kopiert, sagt »Skandalon« —, war vorauszusehen. Aber diese posierte Schmerzhaftigkeit: »Und Hau hat nur eine alte Frau ermordet; der im Grunewald aber — —« sollte auch Dichtern einen Brechreiz beibringen. Die Weltverlorenheit des Grunewalds ist mit einer der fünfzig Berliner Hoch- und Untergrundbahnen in zehn Minuten zu erreichen, alle Bankdirektoren wohnen in diesem Wald, aber trotzdem hat er gar nichts Unwirtliches, höchstens daß das Echo dort mit geschwollenen Wendungen antwortet. Natürlich wird es darin von dem lustigen Burschen im ‚Morgen' übertroffen. Er kann das Wort »Grunewald« gar nicht mehr in Verbindung mit dem Wort »Harden« aussprechen, sondern er sagt, man habe einen Parlamentär »in den Kiefernhain geschickt«. Eine drolligere Unterhaltung gewährt zur Zeit die deutsche Literatur nicht, als diese politischen Artikel des ‚Morgen', die wirklich die Folterqualen des Harden-Stils in Heiterkeit auflösen. Was war mein parodistischer Versuch dagegen! Der Mann schreibt Betrachtungen unter dem Titel: »Prolegomena« oder »Peccatores«, nennt Hohenlohe einen »stillen Mächler«, klagt, man habe in Deutschland »schwichtigender Vernunft jedes Ohr versagt«, spricht von »Sensatiönchen«, erkennt daran, daß Herr Harden verurteilt wurde, »kein Opfertier rede uns mehr von Frejas, Tivaz Ermnaz', des Allumfassers, Wünschen« (was ist das?), zitiert Seneka, will natürlich »aussprechen, was ist« und fragt, ob der Herausgeber der ‚Zukunft' »in den letzten Tagen nicht manchmal der Worte gedacht, die Beranger einst für Chateaubriand schrieb«. Aber selbstverständlich hat er daran gedacht! Ob er »sich nicht manchmal der Sprüchlein erinnerte, in denen mittelalterlicher Humor

das bei Hegendorf zuerst aufgetauchte Wort u.s.w. u.s.w. zu variieren liebte.« Hegendorf? Den hat doch jeder bessere Mensch bei der Hand, wie sollte sich der Herausgeber der ‚Zukunft‘ nicht sofort erinnern! Beide wissen natürlich auch auswendig, was am 9. Mai 1749 Friedrichs Großkanzler Coceji seinem König sagte... Man könnte nun glauben, daß es außer Herrn Harden einen Menschen, der so schreibt, nicht gibt. Aber den gibts wirklich. Er könnte Herrn Harden vier Monate lang vertreten und man würde keinen Unterschied merken. So wenig haftet die Eigenart dieses Stils an der Persönlichkeit und so sehr an dem erlernbaren Trik. Vom Trik aus kann freilich auch der Charakter, oder wie diese Stilisten sagen, »das Ethos« erobert werden. Wer sich in die Schreibweise des Herrn Harden so vollendet und ohne parodistische Absicht einzufühlen vermag, dem kommen auch die Eigenschaften des Herrn Harden wie geflogen. Er kann etwa ganz genau so drohen wie dieser, das Machtmittel der Druckerschwärze genau so in einer hinweisenden Geste verwenden, ehe ausgesprochen wird, was ist, oder was auch nicht ist. Der ‚Morgen‘, das ist doch jenes Schandblatt der Kultur, das knapp vor dem ersten Prozeß »Material« über den Grafen Moltke veröffentlicht hat, um die Einstellung des Verfahrens zu erzwingen. Graf Moltke sollte überweisbar sein, einem dänischen Lustknaben dreitausend Mark geschickt zu haben. Der ‚Morgen‘, das ist jene Revue, auf deren Titelblatt die Herren Professor Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und Hugo v. Hofmannsthal als Herausgeber stehen. Die Mitteilung über die Affäre des dänischen Lustknaben stammte aber nicht, wie man meinen könnte, von Georg Brandes, sondern war in einer Zuschrift aus Berliner Erpresserkreisen enthalten, die auch dem Rechtsanwalt des Grafen zugegangen war. Tatsächlich hatte der Graf Moltke dreitausend Mark gegeben; aber es war ein anderer Graf Moltke. Da

es freilich einem Kulturblatt nicht um die Person, sondern um die schöne Sache zu tun ist, verlor das »Material« durch die Richtigstellung nichts von seinem Wert. Und jetzt droht der Politiker des ‚Morgen' mit der Publikation eines ärztlichen Zeugnisses über die Sexualität des richtigen Grafen Moltke, das in den Akten des Ehescheidungsprozesses enthalten sein soll. Denn er ist empört darüber, daß man Herrn Harden, der bekanntlich ein Amoralist ist, eine Strafe zugedacht habe, »die der Gesetzgeber für Diebe, Zuhälter, Huren, Mündelgelddefraudanten und ähnliche Ehrenbürger als Sühne bewiesener gemeiner Gesinnung ins Strafrecht aufgenommen habe«. Erpresser kriegen freilich nicht Gefängnis, sondern Zuchthaus... Welch eine Horde! Und dies Treiben vermag Dichter nicht abzustoßen! Im ersten Prozeß hatte Herr Harden gesagt, er habe nichts behauptet, aber er könne alles beweisen, im zweiten hat er nichts behauptet und auch die Zumutung, etwas zu beweisen, abgelehnt. Und jetzt hat er wieder Lust, zu beweisen. Durch einen aus Wien eingewanderten Sensationsreporter, der in Berlin für das ‚Neue Wiener Journal' korrespondiert und dort die schmutzige ‚Zeitung am Mittag' versorgt, lanciert er seine Drohungen. Durch einen Menschen, von dem erzählt wird, daß er in philosophischer Erfassung seines Berufes, in sichtbaren Lettern über seinem Redaktionstisch die Devise angebracht hat: »Ich broche zu haben Dreck!« Da lesen wir denn: »Wie Ihr Korrespondent von einer Harden nahestehenden Seite erfährt, wird Harden durch die überraschende Schärfe des Urteils gezwungen sein, die letzten Rücksichten, die er auch auf seine Gegner nehmen zu müssen glaubte, fallen zu lassen und nunmehr mit neuen Tatsachen und Beweisen hervorzutreten, die dem ganzen Verfahren vermutlich eine neue Wendung geben werden. ... Immerhin steht so viel fest, daß die Sache ein ganz anderes Gesicht bekommen wird und daß sie nun-

mehr einen Umfang annehmen dürfte, von dem man bisher noch gar keine Ahnung hatte. Man darf sich auf politische Enthüllungen von sensationellstem Charakter gefaßt machen.« Und: »Dem kranken Harden war es nicht möglich, das ungeheure, von den verschiedensten Seiten ihm angebotene Material auch nachzuprüfen und kritisch zu sichten, geschweige denn es zu verwerten. Das wird nun nachgeholt und es wird dann auch in die Vergangenheit und das Vorleben gewisser Leumundszeugen schonungslos hineingeleuchtet werden«. Dem kranken Harden waren »die Hände gebunden«. Nur Fürst Eulenburg, der auf Krücken sich in den Gerichtssaal schleppen lassen mußte, hatte volle Bewegungsfreiheit. Die Frage: Würden Sie es verantworten, daß Fürst Eulenburg hier tot hinsinkt? hatte Herr Harden vor dem Schöffengericht mit einem lauten und vernehmlichen »Ja« beantwortet. Später sagte er, es stehe nichts davon im Protokoll. Fürst Eulenburg, der im ersten Prozeß bekanntlich deshalb nicht erschienen war, weil »auf Meineid Zuchthausstrafe steht«, ließ sich in die zweite Verhandlung tragen, legte seine Aussage ab, ließ sich so oft in die Verhandlung tragen, als es der Gesundheitszustand des Herrn Harden, der an einem Grippchen erkrankt war, erlaubte. Noch sind diesem die Hände gebunden. Er ist leidend und kann vorläufig nur unter einem Pseudonym für die ‚Zukunft‘ schreiben. Wenn »Ernst Frank« nicht Herr Harden ist, kann's nur der Mann vom ‚Morgen‘ sein. Das ist aber dasselbe. Es genügt, daß »der Kriegslärm durch den letzten Advent tobte«, daß die Abgeordneten »die vom Volk Erkorenen« sind, und daß die politischen Ereignisse vor Weihnachten in die Zeit fallen, »ehe der Tag noch wurde, der der Feier unter der Lichttanne folgt«. Eine Kundgebung des Kanzlers ist »eine Epistel, die seines *Wollens Ziel* den von ihm Regierten erklären sollte«; es *handle* sich nämlich um ein Wort, »das des *Werdewesens* Kern umschrieb«. Eine Jahresrevue,

die eigentlich von meiner Parodie abgeschrieben ist, sogar »Herr Albert Honorius« fehlt nicht: »acht Tage lang wurde gefestet, wurde eine königliche Bühne durch käufliche Sterne (der Amoralist!) entweiht, der Herr von Monte wie der Mächtigsten der Erde Einer gefeiert«. Ganz sicher sei es, »daß kurz nach des Tiefseeforschers Abreise Marianne mit dem Marokkaner zu äugeln begann. Nicht lange vergebens. In Marrakesch . . .« Na also, er findet sich wieder. Hochsommer? »Die Zeit, da die Höhenfeuer zum Nachthimmel flammten und die Sonne sich wieder zum Äquator wendete«. Die gegenwärtige politische Situation? »Innerer Hader, der sich an die Stelle des Festens drängt«.

Er findet sich wieder. Noch sind ihm die Hände gebunden. Schon weiß er viel, bald wird er alles wissen. Im Historischen und im Päderastischen. Er hat selbst nie ein Aufhebens von seiner Wissenschaft gemacht. »Herr Oberstaatsanwalt, zwingen Sie mich nicht, auch noch den letzten Trumpf auszuspielen!« Wenn man ihn zwingt? Der letzte Trumpf war die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. Ein Versager. Er hatte sie bei Herrn Schweninger zufällig kennen gelernt, das heißt, er war zufällig zur Stelle, als sie kam. Sie sprach, wie dies schon Erbprinzessinnen zu tun pflegen, über die Perversität des Grafen Moltke. »Aber nachher wußte sie nichts mehr davon«, ganz wie Wedekinds Lulu. So sind die Weiber im allgemeinen und die Erbprinzessinnen im besondern. Ja, wer auf Frauenzeugnis baut! Bismarck waren die Weiber ein Hindernis in der Politik, er hätte sich nie mit der Frau v. Elbe zu einer Staatsaktion verbündet. Und als die Frau des Bezirkshauptmanns Hervay in Leoben verurteilt wurde, schrieb Herr Harden einen Artikel, in dem er von der Angeklagten die kriminelle Verantwortung nahm und ihre Handlungen, die seiner Sittlichkeit ein Greuel waren, mit der »pseudologia

phantastica« entschuldigte. Ein Verbrechen kann eine solche Patientin also nicht begehen, aber zur Zeugenschaft ist sie tauglich. Herr Harden lernte die Frau v. Elbe kennen. Nun, er wurde eben »getäuscht«. Wer nicht? »Sogar« Herr Schweninger — die Freunde des Herrn Harden werden nicht müde, es zu betonen — ist getäuscht worden; und das ist umso auffallender, als doch bekanntlich die Bader am meisten von der Hysterie verstehen. Viel weniger auffallend ist, daß ein Psychiater getäuscht wird. Daß Nervenärzte die Lügenhaftigkeit einer Frau für einen ethischen Defekt halten, war längst bekannt. Hysterie, das wissen bloß die Laien, spiegelt Krankheiten vor. Ein Zeuge berichtet über einen Fall, in dem die Frau v. Elbe einem Arzt eine Krankheit vorgespiegelt habe. »Nein«, sagt der Arzt, »ich bin fest überzeugt, daß die Hysterie der Gräfin niemals vorgespiegelt war«. Solche Kennerschaft verblüfft nicht. Dafür hat der Prozeß die Komik des Typus »Gerichtspsychiater« bereichert. Neu ist der Päderastensucher. Herr Magnus Hirschfeld hört zu, wie eine Hysterikerin einen Mann für normwidrig erklärt, und gibt nicht ein Gutachten über die Frau, sondern über den Mann ab. Ein Gerichtshof sagt ihm dann, daß die Aussage der Frau nicht glaubwürdig sei, sie leide nämlich an Hysterie: und er zieht sein Gutachten über den Mann zurück. Herr Hirschfeld war von der Überzeugung ausgegangen, daß es für die Sache des Homosexualismus sehr günstig sei, einen Namen wie den des Grafen Moltke zu gewinnen. Er opfert mit der Zurückziehung des Gutachtens mehr, als man glaubt. Aber wenn auch einem Psychiater, der die Welt einer Frau erst für real zu halten beginnt, wenn sie an einer Trionalvergiftung leidet, der gute Glaube zuzubilligen ist, mit einem Publizisten, der seine erweisliche Wahrheit auf die Bekundungen einer Kranken und eines Toten stützt, braucht man keine mildernden Umstände zu machen. Er hat sich

über die objektive Wahrheit täuschen lassen, aber gewiß nicht über die Motive der Frau v. Elbe. Die Dame war ganz begeistert von der Idee, eine politische Aktion zu verfolgen und gemeinsam mit ihm dem Vaterland einen Dienst zu erweisen. Man braucht als Amoralist nicht zu wissen, wo die Hysterikerinnen das Vaterland haben. Aber daß es sich einer Frau um ein öffentliches Interesse handle, wenn sie daran geht, einem die Akten ihres Ehescheidungsprozesses zu eröffnen, das zu glauben, wäre ein Glaube, der noch treuherziger ist, als der Glaube an die Frau v. Elbe. Wie man einen Dienstmann von der Straße rufen läßt, so hat die Dame ihre Gesellschafterin gefragt, ob sie »ihr nicht einen Journalisten vermitteln könne; sie habe genügend Material, um ihren Mann vor der Öffentlichkeit bloßzustellen«. Und Herr Harden kam wie gerufen...

Der patriotische Drang, der diese ganze Affäre vom Anfang an bewegt hat, riecht nach jener Zweckhaftigkeit einer im Wiener Boden wurzelnden journalistischen Spielart, für die Herr Harden seit jeher beträchtliche Sympathien gehabt hat. Er hat sich die Geschichte der Frau v. Elbe erzählen lassen. Da mußte er eingreifen. »Was tat ich? Ich wandte mich zunächst an einen mir befreundeten Vertreter des Herrn Klägers. Der meinte, ich sei falsch unterrichtet, wir könnten die Sache besprechen und eine Preßfehde vermeiden« (von der war noch nicht gesprochen worden, aber der Jurist verstand den Intervenienten). »Die, antwortete ich, würde auch mir höchst unerwünscht sein; die Tatsachen aber seien mir nicht etwa aus subjektiv gefärbten Darstellungen der Gräfin bekannt, sondern aus Akten, Briefen, Berichten Unbeteiligter und ich könne an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln«. Und nach der Aussage des Justizrates Sello im zweiten Prozeß hatte ihm Herr Harden geschrieben: »Ich möchte gern einmal kriminalistisch mit Ihnen plaudern. Ich

habe über einen Prozeß, den Ihr Kollege, der Rechtsanwalt S., für den Grafen Moltke führt, Mitteilungen erstaunlicher Art zu machen, ich habe Material zur Hand, das einen der größten politischen Skandale in Deutschland hervorrufen könnte.« Dieses Angebot eines stupenden Wissens entsetzte den Justizrat, der bis dahin mit Herrn Harden befreundet war. Herr Harden widerlegt die Darstellung, indem er sie durch die folgende bestätigt: »Ich habe nur darauf hingewiesen, daß diese Sache zu einem großen politischen Skandal auswachsen könnte; einen solchen zu verhindern war der Zweck meines Schreibens«. Aber daß die Verhinderung von derselben Person angeboten wird, die den Skandal verbreiten kann, macht die Sache so peinlich. Da gibt es dann keine Verschiedenheit der Auffassung mehr. Höchstens in einem Punkt. »Harden erklärt es für einen Irrtum des Justizrates Sello, daß durch diese Angelegenheit eine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten sei.« Das muß er freilich besser wissen. Auch Bismarck war in einem Irrtum, als er glaubte, daß durch ein Hausverbot die Beziehungen zwischen ihm und Herrn Harden sich gelockert hätten. Nach seinem Tode wurde er eines bessern belehrt. Und eine Entfremdung trat erst ein, nachdem Bismarck sich vor Gericht unzuverlässig gezeigt hatte. Ein toter Zeuge hat's aber auch allzu schwer. Er darf sich selbst dann nicht einer Aussage entschlagen, wenn sie ihm zur Schande oder zum Schaden gereichen könnte. Er muß also zugeben, daß er Herrn Harden tatsächlich ein »Vanilleneis« verabreicht hat. Er darf nicht leugnen, daß er das Wort »Kamarilla der Kinäden« geprägt habe. Und es ist doch das einzige Bismarck-Wort, das eine Prägung nicht verdient hat! Es wäre ein künstlerischer Schmerz, es dem großen Sprachmeister zu glauben. »Kinäden« bedeutet Lustknaben, und daß er die gesetzten Herren der Liebenberger Runde auf keinen Fall für Lustknaben gehalten hat, darf man getrost annehmen. Als Kritik

perversen Gehabens wäre also die Bezeichnung sozusagen verkehrt. Sie könnte nur ein Schimpfwort bedeuten. Aber selbst wenn Bismarck in leidenschaftlicher Erregung das Wort »Buserantenpack« gebraucht hätte, hätte er damit noch nicht die Absicht bekunden müssen, die sexuelle Beschaffenheit der Herren zu charakterisieren. Ebensowenig wie das Wort »Gauner« den Vorwurf des Diebstahls oder »Greisler« die Bezeichnung des Gewerbes bedeuten muß. Aber es schmerzt tief, zu glauben, der Zorn eines Bismarck habe sich in einer gebildeten Schmockwendung Luft gemacht, sich zu einer Mißbildung aus Lesefrucht und Stilblüte geformt, der man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie nicht im Sachsenwald, sondern im Grunewald gewachsen ist. Das Gedächtnis des Zeugen Liman war kein zuverlässiges. Vielleicht hatte er das Wort überhaupt nicht aus dem Munde Bismarcks, sondern aus dem Munde Hardens gehört; und wußte nun natürlich nicht, wie es gemeint war.

Wer weiß denn überhaupt noch, wie irgend etwas gemeint ist, in diesem Reich der wahren Erweislichkeit, wo die Tatsache eines Hausverbots, auch wenn sie ein preußisches Herrenhausmitglied bezeugt, für eine Fiktion gehalten wird und wo vor Gericht festgestellt werden kann, wie viel Prozent Weiblichkeit ein preußischer General hat. Herr Harden wurde zu einer Gräfin — wahrscheinlich über den Kopf der Gesellschafterin — gerufen. Er kam, hörte und wurde getäuscht. War das Ohr von der Rede gefangen, konnte das Auge von den Akten nicht mehr überzeugt werden. Wieder klafft eine Lücke der wahren Erweislichkeit. Aus den Akten geht das Gegenteil jener Wahrheit hervor, die die Frau v. Elbe sagte; man bestreitet Herrn Harden den guten Glauben, weil ihm außer der mündlichen Darstellung der geschiedenen Frau auch die Scheidungsakten zur Verfügung standen, deren Inhalt der Information widerspricht: und er droht mit Enthüllungen aus eben diesen Akten. Il croit tout ce

qu'il dit, aber Herr Bernstein versichert, einem Mann wie Harden könne man zutrauen, »daß er viel mehr weiß, als er sagt«. Glaubt er auch alles, was er weiß? Herr Bernstein ist ein Ironiker. Er hat schon vor dem Prozeß in einer Zuschrift an den Herausgeber der ‚Zukunft' ihn freigesprochen und ihm bestätigt, daß er politische Zwecke verfolgt habe. Harden habe nie sagen wollen, daß Moltke abnorm sei, er habe nur sagen wollen, daß er zum Freund des deutschen Kaisers nicht tauge. Nur »Publikus« — Mitarbeiter der ‚Zukunft' dürfen nicht Europa und Publikum, sondern müssen »die Europa« und »Publikus« sagen — nur Publikus also findet gerade das Geschlechtliche interessant und spricht von Auskneifen, wenn ein Schriftsteller ehrlich sagt, was er eigentlich gemeint hat. »So sind die Leute. Erzählen Sie Ihnen, daß Frau Curie die wichtigste naturwissenschaftliche Entdeckung gemacht hat: sie finden Sie langweilig und hören gar nicht hin. Aber erzählen Sie ihnen, daß Frau Z. einen Liebhaber hat: und sie lauschen atemlos, dem Erzähler dankbar. Diesen Leuten werden Sie, Herr Harden, es niemals recht machen«. Darum muß sich eben Herr Harden gegen seinen Willen entschließen, die Pille zu verzuckern, und sagt, um das Interesse für die wissenschaftliche Entdeckung der Frau Curie zu heben: Frau Z. hat einen Liebhaber, anstatt wie Frau Curie wissenschaftliche Entdeckungen zu machen ... Herr Bernstein ist ein Ironiker. Überhaupt hat Herr Harden mit seinen Rechtsanwälten Glück. Ein anderer schickt ihm statt Expensnoten lyrische Hyazinthensträuße ins Haus, übernimmt aber auch die satirische Vertretung und liefert ein Gedicht über die deutsche Justiz, bei dem sie sich die Binde von den Augen reißt, um nachzusehen, ob es wirklich einen Rechtsanwalt gibt, der so schlechte Verse macht. Bei Heine war mir die Kreuzung der lyrischen mit der satirischen Ader immer verdächtig, in Suse wahrlich sind lyrische

Unfähigkeit und Mangel an Geist glücklich zur Persönlichkeit verschmolzen. Der Justizrat Sello, der früher auch für die ‚Zukunft' lyrisch wirkte, ehe Herr Harden ihn zu einer kriminalistischen Plauderei einlud, dichtet jetzt auf der Gegenseite. Herr Bernstein ist ausschließlich Ironiker. Herr Harden ist es nicht; er verteidigt ihn sehr ernsthaft gegen antisemitische Angriffe: »Daß Bernstein, (der Erfinder des Rosenthal im Lustspiel »Herthas Hochzeit«, über den Berlin so lange gelacht hat) durchaus nicht jüdisch, sondern bayrisch wirkt, haben adelige Arier im Gerichtssaal sehr laut gesagt«. (Nein, riefen die adeligen Arier, wie der Bernstein bayrisch wirken kann! Das hätten wir dem Juden gar nicht zugetraut). Nun, man ist eben eine leidenschaftliche Kampfnatur, um solche Sätze zu schreiben. Aber man muß schon ein Napoleon, ein Luzifer, eine Feuerseele, ein Amoralist sein, um einen Gedanken zu haben, der, ohne jede Schraubung des Ausdrucks, riesenhaft für sich selbst dasteht und also lautet: »Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz und Gericht sind alle Bürger gleich und haben denselben Anspruch auf Schutz ihrer Rechte«.

Es ist etwas eigenes um einen Stürzer der Weltordnung, um einen Umworter aller Worte, wie Herrn Harden. Seine Verteidiger treiben Lyrik und die Lyriker verteidigen ihn. Man kann aber sagen, daß sich beide sehr schlecht in ihren ungewohnten Beruf finden. Am ehrenvollsten bestehen noch jene Herren, deren Lebensinhalt ausschließlich die Begeisterung für Herrn Harden bildet. Da ruft einer, der in sämtlichen deutschen Revuen seit Jahren für den Altreichsjournalisten im Grunewald eintritt, plötzlich aus, alles sei Lüge und Verleumdung: »ich habe bei Harden einen Brief des Fürsten Herbert gesehen, der ‚verehrungsvoll' unterzeichnet war, der Fürst selbst unterzeichnete ‚der Ihrige'«. Man glaubt, ich habe das erfunden; aber es steht in eben jenem ‚Morgen',

der seinem letzten Abonnenten das Hemd für Herrn Harden auszieht. Es wäre nun interessant zu erfahren, ob Bismarck und sein Sohn auf dem Kuvert der Briefe auch ausdrücklich anerkannt haben, daß Harden wohlgeboren sei. Der Gutachter läßt ihm diese Eigenschaft nicht absprechen. »Wenn jetzt Harden in einem Teil der Presse als ein Mann hingestellt wird, dem es an Ethos fehle, so muß ich dies Urteil auf Grund mehrjähriger naher Bekanntschaft unbegründet nennen«. Und warum sollte man nicht über »das Ethos« eines Menschen ein Gutachten abgeben können, wenn man über den Sexus eines Menschen Gutachten abgibt? Man könnte auch auf Grund langjähriger Erfahrung den Vorwurf unbegründet finden, daß einer keine Feuerseele hat. Solche Feststellungen erweislich wahrer Tatsachen sind eben in Deutschland beliebt. »Die Fehler sind gering«, schreibt unser Sachverständiger, »die Vorzüge außerordentlich«. »Es ist möglich, daß er den Gewinn liebt. Voltaire liebte ihn auch«. Und zum Schluß stehen ganz für sich einige Zitate: was Treitschke über Cavours bestrickende Menschlichkeit und was Sainte-Beuve über Saint-Simons künstlerische Beobachtungsgabe gesagt hat, und was Lagarde gesagt hat. Diese Zitate und nichts weiter dazu hat die Redaktion beigesteuert: Sie enthalten eine Charakteristik des Herrn Harden durch berühmte Gewährsmänner, die hoffentlich auch den Gegnern imponieren wird. Man könnte die Serie fortsetzen: »Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ich werde nimmer seinesgleichen sehn«, hat sogar Shakespeare gesagt.

Was einer Persönlichkeit wie Harden neidlos zugegeben werden muß, ist die Volkstümlichkeit, wenn auch nicht so sehr des Stils, wie der Gesinnung. Das eben *macht* das interessante Bild dieses publizistischen *Charakters*, daß hier ein höchst populäres »Wollen« zu *einer fast* esoterischen Kultur des Ausdrucks gebracht *erscheint*. Wenn Herr Harden vor Gericht steht, blickt

die aristokratische Empörernatur zu dem Bild einer von uns allen verehrten Person auf wie der Amtsrichter Wehrhahn im »Biberpelz«. Der bayrisch wirkende Bernstein nimmt sich kein Blatt vor den Mund; der im Grunewald aber —: »als Graf Moltke seine Rede mit herzlichen Worten über die kaiserliche Familie schließt, nickt Harden zustimmend mit dem Kopfe«. Als aber dem Grafen Moltke von den Schöffen die Normwidrigkeit seines Empfindens attestiert war, damals als Herr Harden noch stolz war, den Vordereingang des Gerichtsgebäudes benützen zu können, da »umarmte und küßte er« (wie sogar in englischen Blättern gemeldet wurde) vor versammeltem Moabiter Pöbel »seine im offenen Wagen wartende Gattin«. Alibi fürs Volk, wie es anschaulicher nicht gedacht werden kann; wie stand Graf Moltke da? . . . Aber sollte sich Künstlern nicht bei solchen Effekten der Magen umdrehen? Er tut es nicht! Wir erleben das Unerhörte, daß er es wirklich und wahrhaftig nicht tut. Sind die Nerven der Künstler in nichts von denen der Schöffen unterschieden? Oder lügen Dichter, parieren sie dem Schlagwort, schielen sie nach publizistischer Gunst? Ist die Schmach größer, die sie nicht fühlen oder daß sie sie nicht fühlen? Der Intellektualismus, der für Herrn Harden Kundgebungen veranstaltet, ist wahrlich nicht wert, daß der Konservatismus um Haaresbreite nachgibt, gegen den er Sturm läuft! So faul die staatlichen Einrichtungen sein mögen, sie sollen um des wertlosen Plunders willen bestehen bleiben, den der freie Geist an ihre Stelle setzen möchte. Die entfesselte Dummheit zetert über Kabinettsjustiz in einem Fall, in dem Gerechtigkeit mit Hilfe der Gesetzlichkeit ein schandbares Verfahren aus der Welt geschafft hat. Gegen den Tobsuchtsanfall einer demokratisierten Justiz, den die Schöffenverhandlung bedeutet hat, wäre eine Kabinettsjustiz von oben noch eine Kulturtat. Aber die Horde fühlt in ihrer Unersätt-

lichkeit nicht, wie sie von der staatlichen Gewalt unaufhörlich gefüttert wird. Was bedeutet die Verurteilung des Herrn Harden, und wäre sie selbst nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der Politik befohlen, neben dem Blutopfer, das der Demokratie durch die Verurteilung des Grafen Lynar gebracht worden ist! Hier ist Kabinettsjustiz, die einen Sündenbock für die von Herrn Harden aufgeregte Sittlichkeit brauchte, die einen Ersatz brauchte, als die Gerechtigkeit dem Pöbel den im Grunewald entraffte. Aus allen Himmeln der Gunst und des Glücks wird hier einer gerissen, der sicherlich auch einen größeren Menschenwert repräsentierte, als die fünf Soldaten, zu denen ihn vor Jahren ein Trieb geführt hat, über dessen Naturwidrigkeit sich die Gesellschaft entrüstet, dessen Disziplinwidrigkeit aber mit Fug beklagt wird. Wäre sein Vergehen ein hundertmal schwereres, es rechtfertigte nicht den jähen Sturz. Der demokratische Flachsinn schneidere die Gerechtigkeit mit dem gleichen Maß den Menschen zu: es kommen Narrengewänder zustande, die dem einen zu groß, dem andern zu klein sind. Mit den deutschen Literaten wollen wir wünschen und hoffen, daß Herrn Maximilian Harden das Gefängnis erspart bleibe. Die kitschigen Effekte, die wir in dieser Sache schon erlebt haben, wird selbst der deutsche Kaiser nicht um den allerkitschigsten vermehren wollen: um das Martyrium des Herrn Harden. Vier Monate schlechtere Luft und schlechtere Kost sind eine unweisere Strafe als die Aberkennung des Rechtes, sich einen Kulturmenschen zu nennen. Die ist mit der Schuldigsprechung wegen eines Eingriffs in die vita sexualis gegeben, auf den weitern Strafvollzug kann der Kläger verzichten. Ich bitte den Grafen Moltke im Namen aller, die dieser gräßlichen Begebenheit ein harmonisches Ende wünschen, er möge seinen wiedererlangten Einfluß beim Kaiser dafür verwenden, daß Herr Harden der Begnadigung teilhaft werde. Sein »Schicksal würde wie Zauber wirken, ihm der

Gemeinen Herzen zu gewinnen und die geworbnen Lanzen wider uns, die Herrn, zu kehren«. Es soll in Deutschland nicht so weit kommen, daß jeder, wie einen Orden, auch die Gloriole des Märtyrers haben kann. Gewonnen wäre nichts. Die Leitartikel der ‚Zukunft' erschienen in unveränderter Fasson und am Ende übernähme der Kürassier Bollhardt, der, ermuntert durch den Erfolg vor dem Schöffengericht, tatsächlich inzwischen »Redakteur« geworden ist, die Verantwortung an Stelle des verhinderten Herrn Harden. Verloren wäre alles. Der Pöbel würde sich an der schlagworthaften Gewalt dieser vier Monate betrinken, und der Ekel wäre unsterblich. Wir wünschen nicht, daß Herr Harden ins Gefängnis gehe. Aber wir bedauern ihn nicht. Wir tragen nicht Schuld an seinem Unglück. Aber er trägt Schuld an dem größeren Unglück des Grafen Lynar. Für ihn kann sich ein Kommerzienrat verwenden, diesem hilft kein Großherzog, dem er verschwägert ist. Kein Leitartikel weint diesem zertrümmerten Schicksal eine Träne nach, kein deutscher Dichter möchte von ihm diese fünfzehn Monate Kerker abwenden. Die Demokratie dankt nicht einmal für dieses Opfer. Sie sieht nur den Journalisten, der es mit einem plumpen Wort verschuldet hat, und krönt sein Haupt mit einer Dornenkrone. Aber die deutsche Kultur wartet auf den Tag, da die Erkenntnis dämmert, die da lautet: Die geistige Verbindung mit dem Kürassier Bollhardt ist kompromittierender als die körperliche!

Karl Kraus.

Wien, 24.—27. Jänner 1908.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 244 WIEN, 17. FEBRUAR 1908 IX. JAHR

Selbsthilfe.

Vor ein paar Jahren noch hätte ich einfach gesagt, jeder Nekrolog, den die ‚Neue Freie Presse' einem der Ihren hält, schaffe das Gefühl: wie gut, daß er das nicht erlebt hat! Die Toten der ‚Neuen Freien Presse', hätte ich gesagt, sind noch nicht unter der Erde und müssen sich schon umdrehen. Ich hätte die Lumpenparade betrauert, mit der sich Herr Benedikt an dem Andenken seines toten Mitherausgebers rächt, der eine gewalttätige, geschmacklose und aufdringliche Methode der Bereicherung nicht geliebt und der die deutschböhmische Hausehre des Blattes über die volkswirtlichen Interessen gestellt hat. Die unperspektivische Methode dieser Beileidsprotzerei hätte ich enthüllt, die einen Mistbauer auf einem Trauerwagen zeigt, der vor jedem Hause einer Stadt halten läßt und ins Tor hineinruft: Nichts zu kondolieren? Wöge die ‚Neue Freie Presse' das Beileid, das ihr gespendet wird, anstatt es zu zählen, so wäre der Eindruck ein imposanterer: der zehnte Teil sähe nach mehr aus, man glaubte, zehntausend hätten kondoliert. So, da jeder Stiefelputzer genannt wird, zählt man nach, kriegt gerade noch tausend heraus und sagt sich, daß das kein allzu stattliches Gepränge ist. Besonders, wenn man bedenkt, daß tatsächlich jeder Mensch, der in einem österreichischen Wohnungsanzeiger steht, bloß seine Karte schicken muß, um am andern Tag seinen Namen in der ‚Neuen Freien Presse' zu finden. Ich kann mir, so hätte ich damals gescherzt, das Entsetzen des überlebenden Heraus-

gebers der ‚Neuen Freien Presse' ausmalen, wenn ihm einmal, bei einem traurigen oder freudigen Anlaß, eröffnet würde, daß sämtliche Kundgebungen, die er aus der Leopoldstadt erhielt, von mir verfaßt waren und daß ich nur für die Teilnahme der Provinzen keine Verantwortung übernehme. »Es kondolierten uns noch Herr Farkas Steiner in Nagy-Körös und Herr Jakob Pocker in Husiatyn«. Das war kürzlich als Nachtrag zu lesen. Und kaum hatten wir uns von diesem Schlage erholt, wurde uns mitgeteilt, daß auch die Präsidentin und die Schriftführerin des Brigittenauer Israelitischen Frauenwohltätigkeitsvereins kondoliert haben. Und kaum war dies geschehen, so ereignete sich etwas, worauf wir, selbst nach allem, was vorhergegangen war, nicht gefaßt sein konnten. In einer durch ihre Schlichtheit packenden Notiz wurde uns gemeldet, daß »auch cand. med. Herr Rudolf Taussig aus Prag, ein Neffe des Verblichenen, dem Begräbnis beigewohnt« habe. Er war vermutlich, als er seinen Namen in der Liste nicht gefunden hatte, in tiefe Trauer verfallen und hatte immer wieder ausgerufen: »Armer Onkel, jetzt bin ich eigens nach Wien zum Begräbnis gefahren. und muß das erleben! Das wäre unter deiner Redaktion nicht möglich gewesen!« Eine verhängnisvolle Unterlassung, die umso unbegreiflicher war, als jene andere Liste, in der die Kränze der Neffen und Nichten aufgezählt waren, an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Da lasen wir unter anderm: »Unserem einzig guten Onkerl in Liebe und Dankbarkeit — Luigi, Lisel und Resel.« »Unserem lieben guten Onkerl in Liebe und Dankbarkeit — Nandy, Resel und Berta.« »Unserem teuren, herzensguten, unvergeßlichen Onkel — Milly und Edi.« »Unserem lieben, guten Onkerl in treuer Liebe — Fritz und Mizzi.« »Meinem unvergeßlichen, einzig guten Schwager . . .«

Genug! rufe ich jetzt, es ist genug des Unfugs! Wir wollen einem Weltblatt, das uns mit seiner Familienwärme und den Dünsten seiner Unkultur die Gehirne verpestet, ganz anders zu Leibe gehen, als zu einer Zeit, da es uns bloß die wirtschaftliche Sicherheit zu gefährden schien. Es muß ein Ventil der Empörung geschaffen werden! Der Oberste Gerichtshof ist nicht weit genug gegangen, als er erlaubte, ein Blatt straflos Hundsblatt zu nennen. Brachiale Vergeltung muß in einem Fall erlaubt sein, in dem uns mitgeteilt wurde, daß die Männer aus Nagy-Körös und Husiatyn kondoliert haben. Brachiale Vergeltung ist unwirksam und uninteressant, wenn sie jener übt, dessen Ehre von einer Zeitung verletzt wurde. Die Ehre mag ein Weilchen noch — als Kinderspiel für Gesetzgeber — »Rechtsgut« bleiben und sie mag nach Herzenslust überschätzt werden: ihr Schatz wiegt nichts neben den hundertmal heiligeren Kulturgütern, die von jedem Atemzug der Tagespresse beleidigt werden, nichts neben der Reinheit der Luft, die ein einziges Morgenblatt vergiftet. Ehre kann jeder Trottel haben; nur wenn sie von einem größeren Trottel verletzt wurde, sollte sie sich wehren dürfen. Es ist ganz gleichgiltig, ob einer in der Presse beleidigt wird, und es kann Feigheit sein, eine solche Beleidigung mit physischer Gewalt zu rächen. Aber es ist wertvoll, eine allgemeine Schmach so unerträglich zu finden, als ob man allein von ihr betroffen wäre, und es ist heroisch, für ein allgemeines Interesse seine Person gegen eine Person einzusetzen. Und wahrlich, im Fall der Männer aus Husiatyn und Nagy-Körös ist jeder von uns beteiligt! In welcher geistigen Atmosphäre leben wir, daß man uns dergleichen ungestraft bieten kann? Das geschriebene Wort reicht längst nicht mehr aus. Seine künstlerische Form schadet nur seiner ethischen Wirkung. Gegen das Wort des Journalisten, das bloß den

gemeinen Inhalt und darum keine Form hat, kommt nur die Faust auf. Die Leibeigenschaft, in die uns der Liberalismus gebracht hat, ist weiß Gott die schlimmere. Es ist Geisteigenschaft, in der das Volk, in der die Höchsten selbst zu Füßen eines Machthabers liegen, dessen Kulturfeindlichkeit durch den Mangel an Tradition umso heftiger und durch den Schein einer Kulturliebe umso gefährlicher ist. Ein neuer Typus von Tyrannenmörder wird entstehen. Mindestens werden sich beherzte Männer finden, die während einer Artikelserie über den Männergesangsverein, nach einem Feuilleton des Herrn Paul Goldmann, während einer Enquete über das Recht des Nichtrauchers, nach einem Concordiaballbericht, nach der fünfhundertsten Aufführung der »Lustigen Witwe«, bei Blatterngefahr, während der Kondolenzen beim Ableben eines Herausgebers, in Hochzeitsjubel und bei Trauerklagen, in die Redaktion hinaufgehen, den nächstbesten Kerl, dessen sie habhaft werden können, schütteln und ihn fragen, wie er das mit Herrn Ackerl auf der Amerikareise gemeint habe, oder ob es ihm damit ernst sei, sämtliche Schmarotzer aufzuzählen, die bei einem Gschnasfest anwesend waren, oder ob er es aufrecht halte, daß die Herren Farkas Steiner und Jakob Pocker kondoliert haben. Und ehe noch eine entschuldigende Antwort erfolgt, müßten rechts und links Ohrfeigen sausen, daß die Rotationsmaschinen beschämt innehalten . . . Es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht so gegen den Mist, den sie aufwirbeln, endlich unser Geistesleben zu schützen imstande wären!

Karl Kraus.

Die Sensationspremiere.

Ich höre, daß sich im Theater an der Wien gegenwärtig eine Affenschande von Julius Bauer mit Musik von Lehar, unter dem Titel »Der Mann mit den drei Frauen« vollzieht. Ich habe es nicht erlebt und wünsche, daß mir für den Rest meiner Erdentage erspart bleibe, dergleichen zu erleben. Ich höre, daß sich die Leute zu den Aufführungen drängen, weil jeder zuhause erzählen will, was heute auf der Wiener Operettenbühne möglich ist. Die ‚Neue Freie Presse' hat Texte von »volksliedartiger Schlichtheit und lyrischer Liebenswürdigkeit« aus dem Werk zitiert. Mir klingts noch in den Ohren:

Lulu — lulu — lullt ihn ein,
Träumen laßt ihn süß und fein.

Eine ähnliche Stimmung hat Goethe in seinem »Über allen Gipfeln ist Ruh« nicht herausgebracht, wenigstens ist es sicher, daß die Kommis, die in der liberalen Presse die »Renaissance der Wiener Operette« bejubeln, dies nie zugegeben hätten. Das eine aber kann ich sagen: Wenn ich noch einmal in einem Referat über ein Werk des Herrn Julius Bauer die Worte »Witzkrösus« oder »Pointen-Vanderbilt« lese, werde ich indiskret und plaudere die Witze aus, die darin vorkommen. Darin verstehe ich nämlich keinen Spaß. Wenn man uns immer wieder versichert, Herr Bauer habe sich »als Meister des Situationsscherzes erwiesen«, reißt einem schließlich die Geduld, und man wird dazu förmlich gezwungen, zu verraten, daß Herrn Bauers Bühnenhumor Situationen eigens erfindet, um die schäbigsten Kalauer möglich zu machen, die man in keiner anständigen Börseanergesellschaft erzählt. Wenn Herr Bauer es sich herausnähme, bei einer Hochzeit im Hause Taussig zu behaupten, »ein weibliches Wesen« dürfe

sich nicht »mit einem Manlichergewehr« umbringen, entstände eine Verlegenheitspause. Im »Armen Jonathan« wird eine Situation daraus. Wenn Herr Bauer bei einer Tafel zu erklären wagte, ein Buch, das man einem nachwirft, sei ein »Nachschlagewerk«, nähme der Hausherr in Ermangelung eines Buches einen andern schweren Gegenstand in die Hand. Im »Hofnarrn« wird eine Situation daraus. Der arme Jonathan muß früher Tierbändiger gewesen sein, damit er dann dem Publikum erzählen kann, er habe »den Bestien seiner Zeit genug getan«, und was der Hofnarr — der in der Operette und der des Herrn von Taussig — alles anstellen muß, um einen Kalauer anzubringen, das grenzt schon ans Verbrecherische ... Viel Schmach ist seit den großen Tagen der Operette von tantiemengierigen Stümpern der Wiener Vorstadtbühne angetan worden, — keine ärgere als von Herrn Julius Bauer, dessen Humorarmut bloß in der spottbilligen Form des Heine'schen Verses ein wenig schimmert, aber auf die Bühne so wenig paßt wie ein boxendes Känguruh auf einen Sportplatz. Was ich vor neun Jahren über den Versuch, »Adam und Eva« mit gehirnöden Buchstabenwitzen aus dem Paradies zu vertreiben, gesagt habe, ist der Notizenbande länger im Ohr geblieben als die Musik des Herrn Charles Weinberger, und ich bemerke zu meinem Vergnügen — soweit ein solches Gefühl nach einer Novität des Herrn Bauer überhaupt noch aufkommen kann —, daß sich die Frechheit um einen Grad herabgestimmt hat. Immerhin ist der Terrorismus jener Mächte, die dem Publikum Druckerschwärze in die Augen schmieren, noch arg genug. Trotz der Nähe des Naschmarkts, wo es faule Äpfel in Fülle gibt, riskieren die Beherrscher des Operettenmarkts das Menschenmögliche, und ich weiß nicht, ob die Direktoren des Theaters an der Wien, wenn sie ganz unter sich sind und bestimmt niemand zuhört, ein-

ander zu versichern wagen, daß ein Libretto des Herrn Bauer ein Schund ist. Herr Karczag, einer der beiden außerordentlichen Männer, ist nach Ungarn zuständig. Aber was nützt das, wenn das Gesetz nur das Hazardspiel und nicht die Aufführung von Operetten meint? Auch der Librettist des »Manns mit den drei Frauen« ist nach Ungarn zuständig. Auch die Kritiker sind nach Ungarn zuständig. Wenn man sie alle zusammen ein einzigesmal bei einer Partie Klabrias erwischen könnte, hätte der ganze Jammer unseres Theaterlebens ein Ende.

Karl Kraus.

* * *

(Eine Verwahrung.) »Herr Lehar teilt uns mit, daß er bei seiner Reise nach Berlin mit Girardi wegen eines Auftretens im Theater an der Wien nicht verhandelt habe, sondern direkt mit Christians in Unterhandlungen getreten sei, die zu dem schon bekannten Abschlusse führten, daß somit das Engagement Christians' nicht als Notbehelf, sondern als Zweck seiner Mission anzusehen sei.« Herr Lehar hat vollkommen Recht gehabt. Man wird an Girardi herantreten, wenn man einen Christians haben kann!

* * *

Die Kritik ist die letzte Instanz des Schauspielers. Mein Blick hat die Referate über die Wiederaufführung der »Medea« gestreift. In der ‚Neuen Freien Presse‘ steht: »Herr Reimers gab dem schwankenden Jason einen Zug in das Männlich-Entschiedene«. Und im ‚Neuen Wiener Journal‘ steht: »Der Jason des Herrn Reimers ist etwas konventionell geraten. Jason ist doch vor allem der kühne Held sagenhafter, unerhörter Abenteuer, eine erobernde Kraftnatur, voll von Augenblicksinstinkten und Begierden, kein schwankender

Konfliktsmensch, der sich lange von Skrupeln quälen läßt.« — Man kann auf die nächste Vorstellung der »Medea« gespannt sein. Vorläufig weiß Herr Reimers nicht, ob er als kraftvoller Jason gut oder als schwankender Jason schlecht war. Aber wir können Überraschungen erleben.

* * *

Ein Vertreter der ‚Zeit‘ hat Sonnenthal über den verstorbenen Krastel interviewt. Hiebei ereignete sich der folgende Zwischenfall:

»Sonnenthal blickt durch das Fenster hinaus über die Baumwipfel im Garten hinweg in die Ferne und zurück in die Vergangenheit, da er mit Krastel gewirkt.«

* * *

Ein Sieg der freien Forschung! »Der Ärztliche Verein im ersten Bezirk, als dessen Präsident Professor Königstein, als Vizepräsident Professor Finger fungieren, veranstaltete einen außerordentlich gelungenen, von zahlreichen Professoren und Ärzten besuchten Vergnügungsabend ... Die burleske Oper ‚Adihaxes und Odibraces‘ wurde mit großer Verve aufgeführt ... Den medischen König Hadrawachl sang ... Alle poetischen und musikalischen Darbietungen wurden mit herzlichem Beifall aufgenommen; letztere bewiesen neuerdings, daß Wien — trotz der Zeiten Not — die Stadt der Ärzte geblieben ist, welche in freien Stunden mit virtuosen Mitteln der Frau Musika huldigen.« Mit diesem Ausblick in eine freudige Zukunft schließt der Bericht der ‚Neuen Freien Presse‘. Mag das Dunkelmännertum noch so heftig gegen die medizinische Wissenschaft ankämpfen, so lange sie unter dem Protektorate des Königs Hadrawachl steht, ist keine Gefahr. Aber auch der Klerikalismus hat einen Sieg errungen. In eben derselben Spalte kann die ‚Neue

Freie Presse' melden, daß »die Direktion des Intimen Theaters das Aufführungsrecht des fünfaktigen Trauerspiels ‚Johann Philipp Palm' von Dr. Alfred Ebenhoch, dem derzeitigen Ackerbauminister, erworben« hat. Die Ärzte führen — trotz der Zeiten Not — Adihaxes und Adibraces auf, und ein klerikaler Minister leitet die Proben im Intimen Theater... Wie schwer wird einem in Österreich die Wahl der Widerwärtigkeiten! Man gehe, wo man will, man gerät immer zwischen die Puffer der Dummheit.

* *
*

Unter den Antworten, die ein Berliner Blatt auf seine Rundfrage über Richard Wagner erhalten hat, findet sich die eines echten Künstlers und die eines echten Reporters. André Gide schreibt:

»Ich verabscheue Wagners Person und sein Wort. Mein leidenschaftlicher Widerwille hat sich seit meiner Kindheit nur noch vertieft. Dieses erstaunliche Genie spendet weniger Entzückung, als es zermalmt. Vielen Snobs, Literaten und Dummköpfen hat er erlaubt, zu wähnen, sie liebten die Musik, und einige Künstler in den Irrtum versetzt, Genie sei zu erlernen. Deutschland hat vielleicht nie etwas erzeugt, das zu gleicher Zeit so groß war und so barbarisch.«

Herr Georg Brandes schreibt:

»Der Widerstand gegen Wagner war in Dänemark niemals stark und ist jetzt ausgestorben. Seine Opern werden als die Hauptopern der königlichen Bühne in Kopenhagen betrachtet, obwohl die Ausführung sich nur ausnahmsweise über ein respektables Mittelmaß erhebt.«

* *
*

Ein Nachtrag. Der gute Graf Reventlow verteidigt ihn gegen den »Vorwurf der Manieriertheit des Stils«: Dieser treffe nicht zu, »denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist«. In Deutschland ist man auch

sonst vielfach dieser Ansicht. So schrieb zum Beispiel — unter den zahllosen Blättern, die sich mit meiner Erledigung des Herrn Harden befaßten — das ‚Leipziger Tageblatt‘ die folgende Einleitung zu einem Auszug aus meiner Schrift:

»Glücklicherweise gibt es unter gebildeten Deutschen, ja sogar unter einigen deutschen Schriftstellern Leute, die ein Heft der Harden'schen ‚Zukunft‘ nicht ohne einen nervösen Ärger in die Hand nehmen, weil sie sicher sein können, darin wieder einen langwierigen Artikel ihres Herausgebers in einem verlogenen vergewaltigten Deutsch zu finden. Wenn die Kunst, aus dem Stil eines Schriftstellers auf sein Temperament, seine Wahrhaftigkeit, seine seelische Energie einen Schluß zu ziehen, bei uns mehr geübt würde, so wäre man sich über den Charakter Hardens nicht erst durch sein Verhalten während des Moltke-Harden-Prozesses klar geworden. Das Traurige am Fall Harden ist, daß der Stil der ‚Zukunft‘ den Stil des halben gegenwärtigen deutschen Schriftstellertums infiziert hat. Man findet ihn bei hundert Journalisten wieder; es wird keine neue Zeitschrift gegründet, in der nicht irgend ein Rückblick auf Theater oder Handel oder Politik in seinem Zeichen stände; ja er wirkt sogar auf die ernsthafteren Literaten ein, enthüllt sich hier freilich als Anfängerversuch. Eine Tatsache nicht mit einfachen Worten sagen zu wollen, nach Inversionen und Satzverrenkungen zu greifen, ist das erste Hilfsmittel eines nach Stil suchenden Autors: das Ungewöhnliche scheint die Besonderheit zu gewährleisten. Der Schriftsteller Harden ist nur in Deutschland mit seiner Gleichgültigkeit gegen Form möglich.«

Die Versuchung des jungen Prenberger.

Ferne war die Zeit, da die Herren von Babenberg auf dem Rücken des Kahlengebirges einen genügsamen Grafensitz bewohnten. Selbst das stattliche Herzogsschloß am Hof war bei weitem zu klein für den großmächtigen Haushalt, zu unbedeutend inmitten der wachsenden Stadt, und seine Räume standen leer, bis die Münzenpräger, denen das Haus zum Lehen gegeben war, neue Verwendung dafür finden würden. Der Herzog Leopold, den man den Glorreichen nennt, schaltete nun mit seinen Dienstmännern und ganzem Gesinde in der neuen Burg, der Hofburg zwischen Kärntner und Widmertor, aller Glanz war dem alten Hause entzogen und sollte nunmehr die Säle der neuen, festen Burg durchprangen. Da wohnte auch die Herzogin Theodora, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus in herrlichen Kemenaten mit mancherlei Erkern, mit Fenstern aus echtem Glas in Blei gefaßt, mit hohen Türen und venezianischen Spiegeln. Aber die geschliffenen Spiegel, die der Doge für das neue Haus geschickt hatte, taten ihrs zuleide, daß sie ein immer noch schönes, aber nicht mehr jugendfrisches Antlitz zeigten; sie lobte die Metallscheiben, aus denen ihr lachende Jugend zugejubelt hatte. In den eckigen und runden Erkern, deren Licht zur Hälfte verhängt war, mußte sie alleine auf den Pfühlen sitzen und ihres Gemahles gedenken, der in Tulln, in Mödling und wo es sei jagte, und nicht auf Hochwild allein, die Herzogin aber unziemlich vernachlässigte. Das war früher anders gewesen, als er sie, die in dunkler Glut seltsam erstrahlte, jahraus, jahrein wie ein feuriger Liebhaber, nicht wie ein Ehgemahl umfing. Um diese Zeit kam der Gebrauch des Safran auf, den ein österreichischer Ritter seiner Hulda als das edelste Geschenk des Ostens vom Kreuzzug mitgebracht hatte, und nun diente der König der Pflanzen der Herzogin, um ihren Lippen und Wangen erborgten Glanz und Duft zu verleihen, aber Theodora war unfroh und wünschte die Zeit herbei, wo man das Mittel noch nicht kannte und noch nicht brauchte.

Zu ihr ins Gemach trat Herr Walter von der Vogelweide, kein Jüngling mehr auch er, denn an der Schläfe war ihm die

Locke ergraut und mancherlei Enttäuschung in sein Gesicht gegraben. Reisefertig kam er, in wallendem Mantel, die Fiedel auf dem Rücken, und bat die Herzogin, ihm Urlaub zu gewähren.

»Auch ihr?« sagte die hohe Frau trübe und dachte daran, wie eine Saite von Walters Fiedel soviele Jahre lang Theodora geheißen und zu ihrem Ruhme erklungen sei, wie er vor ihr gekniet und mit Reinmar, der Nachtigall von Hagenau, den längst das kühle Grab deckte, um die Wette gesungen, die Gunst eines Lächelns zu erlangen:

Wohl mich der Stunde, da ich sie erkannte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen:
Seit ich die Sinne so gar an sie wandte,
Der sie mich hat mit ihr Güte verdrungen,
Daß ich gescheiden von ihr nicht enkann,
Das hat ihr Schöne und ihr Güte gemachet
Und ihr roter Mund, der so lieplichen lachet.

»Wird es denn wieder Mai werden, wenn Herr Walter fehlt, ihn zu besingen?«

«Herr Neidhart wird mich baß ersetzen«, sagte Walter, »es ist lange her, daß man ritterlichen Gesang hoch hielt am Hofe zu Wien; nun singt man rinderlich, der dörpische Bauer gilt mehr als Unsereiner.«

»Wohin wollt ihr euch wenden?« fragte die Herzogin.

»Ich denke, daß ich den Hof des Königs Arthus suchen werde«, erwiderte der Minnesänger und blickte träumerisch ins Leere.

»Mögt ihr ihn finden, Walter. Aber man sagt, daß meine ungefügen Söhne euch von Wien vertreiben.«

«Mag sein auch das«, sprach der Ritter; »ich weiß nicht, wie eurem Schoße so wildes Blut entsprießen konnte.«

»Was weißt du von komnenischem Blut?« sagte schnell die Herzogin, die sich seltsam verfärbte.

Der Ritter lächelte; »Eine Rose ohne Dornen, eine Taube ohne Galle seid ihr.«

»Wie wenig du mich kennst, Walter; keiner kennt mich hier. Mörder sind meine Ahnen, Mörder meine Kinder und ich könnte fromm sein wie ein Lamm? Eifersucht verzehrt mich und wüßt ich, wie den Herzog mir zu gewinnen, ich scheute nicht das

Blut von reisigen Männern, von Kindern, von Frauen zu vergießen.«

Walter schwieg betroffen eine ganze Weile. Dann sagte er: »Wenn ich mit einem Rate einen Teil der Güte entgelten kann, die ihr mir, vieledle Frau, stets erwiesen, so ist es der: machet den Herzog eifersüchtig. Lasset ihn Nebenbuhler fürchten in eurer Gunst.«

»Wer wird wagen, die Augen zu mir zu erheben?«

»Der, dem ihr Gunst gewährt.«

»Der wagt sein Leben.«

»Er wird es wagen.«

»Ihr vergeßt, Herr Walter, daß ich meine Enkel auf den Knien wiege.«

»Ihr seid schön, Frau Herzogin.«

»Nun so schickt mir einen, der für mich sein Leben wagt, wofern ihr an der Tafelrunde des Königs Arthus einen treffet. Ich will ihn an der Narrenkappe erkennen.«

»Ihr sollt ihn daran erkennen, daß er euch meinen Gruß bringt«, sagte Herr Walter ernsthaft, beugte sein Knie und ging. Als er durch den Kirchhof von Sankt Michael schritt, der damals neu und mit wenig Gräbern bestellt war, so daß er einer Wiese glich, die im Herbst vergilbte, erblickte er den jungen Prenberger, den Edelknaben der Herzogin, der stand da in seinem eng anliegenden rechts roten, links grünen Gewande, kehrte Herrn Walter den Rücken und schien sehr versunken. In Händen hielt er einen Halm, den maß er mit der Breite seiner Daumen aus und zählte dabei und wenn ers ausgemessen, begann er wieder aufs neue und wurde immer zufriedener. Endlich warf er das kleine Stroh weg und wendete dem Ritter, der ihm heimlich zusah, ein helles Antlitz entgegen: »Viel Glück zum Liebesorakel«, sagte Walter, »wer ist die Auserwählte?«

Der Jüngling errötete und sprach: »Das ist ein glückliches Spiel, Herr Walter, daß ich euch treffe; ich brauch ein Lied, ein Lied von Treue bis in den Tod, und wenn ihr mir eines geben wollt, soll mirs auf einen Byzantiner nicht ankommen.«

»Lieder von mir sind nicht mehr zeitgemäß in Wien. Es wird dir mehr Ehre gewinnen, wenn du dir den kleinen Finger

abhackst, wie der Lichtensteiner tat und ihn deiner Edelfrau sendest; denn ich vermute, daß du dich nicht in ein Weibsbild von niederem Stande vergafft hast.«

»Vom allerhöchsten Stande«, platzte der junge Prenberger heraus. Walter blickte ihn von der Seite an und sagte: »Gut denn; aber damit die Weise recht sei: wie sieht die Fraue aus?«

Der Edelknabe schilderte mit feurigem Herzen eine Himmelsgestalt, und Walter merkte wohl, daß er die Herzogin selber aus dem Glorienscheine dieser Verklärung lösen müsse. Der Prenberger war seit zwei Jahren stets um sie, sie lehrte ihn und zwei andere Edelknaben Katechismus und Frauendienst, aber der Prenberger war der älteste, die anderen zwei waren Kinder und wie er so an langen Winterabenden und verregneten Sommertagen zu ihren Füßen saß und in ihm drängender Frühling war, da hätte seine mütterliche Freundin noch einmal so alt und gänzlich verblüht sein mögen, so wie sie in Wirklichkeit im matten Glanze der letzten Triebe stand: der Prenberger hätte sie dennoch geliebt. Das erkannte Herr Walter, sagte aber nichts dergleichen, sondern meinte nur, wenn es eine hohe Dame sei, sei die Gefahr dieser Liebe groß und ob der Prenberger dies bedacht habe.

»Wenn ich wüßte, daß der Strohhalm, den ich maß, die Wahrheit sprach«, sagte der Edelknabe, »wenn ich in Gunst bei ihr stehe, dann ist kein Tod für mich fürchterlich.«

Unter solchen Gesprächen schritten sie miteinander über den vielfach winkeligen Kohlmarkt, zwischen den schmalbrüstigen Häuschen, die so spitzgiebelig waren, daß das Dach wohl zweimal so hoch war als der ebenerdige oder einstöckige Grundbau, die hölzernen Sohlen der Schnabelschuhe knirschten im Schotter, aus dem allenthalben Gras emporwuchs, und aus den Fenstern von allen Seiten schmetterte fröhlicher Gesang von Amsel, Drossel und Fink, die da in ihren Käfigen saßen, daß man eher vermeinte im grünen Wald als in der Stadt zu sein. Als sie aber in den alten Teil der Stadt kamen, unter die Lauben, wo die geschäftigen Bürgersfrauen ihre Einkäufe besorgten und das Getöse von Ausrufern und anderem lärmenden Tagwerk groß war, da grüßten viele den edlen Sänger und war bald ein Haufen hinter ihm her und auf dem hohen Markte sammelten sie sich um ihn, weil gerade

der Stadtrichter die Schranne verlassen hatte und das Volk noch da stand, das den Sprüchen zu lauschen pflegte. »Singt uns eins, Herr Walter«, riefen sie. Walter stieg die Stufen zur Marktschranne empor und blickte über die fröhliche Menge, die voll Erwartung zu ihm emporsah. Es wärmte ihm in die Seele, daß er in ihren Herzen so gute Geltung hatte und er fragte: »Was soll ich singen?«

»Den Pfaffentrutz!« schollen hundert Stimmen für eine. Der Sänger nahm die Fiedel von der Schulter und sang:

Ahi, wie christenliche der Papst unser lacht
Swenn er seinen Wällischen sagt, wie ers da hab gemacht:
Ich habe zwei Almannen unter einer Krone gebracht,
Daß sie im Reiche stören, brennen und wasten,
Alldieweile fülle ich meine Kasten.
Ich habs am Opferstock gemerkt, ihr Gut wird alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein,
Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten.

Die Leute lachten; sie spürten nicht viel vom Hader der Gegenkönige, der das Reich zerfleischte, sahens von Ferne und konnten lachen. Nur ein paar Schotten, die gerade vorüber gingen, blickten zornig auf den Sänger, denn mit solchen Trutzliedern hatte Walter schon viel Volk des Papstes Gebot überhören lassen. Der Ritter verlor sich in der Menge, nur der junge Prenberger heftete sich an seine Sohlen, denn er wollte das Liebeslied haben, um es auf irgend eine geschickte Art der Herzogin heimlich zuzustecken. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her und waren beim Stadttor angelangt, als Walter stehn blieb und sprach: »Wenn du die Herzogin wieder siehst, dann sag ihr, Herr Walter von der Vogelweide sende ihr durch dich seinen Scheidegruß, und dein Lied sollst du haben, wenn du es brauchst, aber Verwegenheit ist besser als der kräftigste Spruch. Damit leb wohl!« Sprachs und verschwand im dunkeln Torbogen. Er sehnte sich nach der Freiheit des Waldes und wiewohl er dörfische Weise am Hofe haßte, war ihm in Anger und Ried dörfische Weise genehm, wenn höfischer Zwang und Tücke ihn erdrückte.

Der junge Prenberger wanderte wieder stadtwärts und obwohl er in Gedanken ziellos fürbaß schritt, trugen ihn seine Füße

zur Hofburg. Es war später Nachmittag, als er über die Zugbrücke ging und die wohlbekannten Gemächer der Herzogin aufsuchte. Denn er hatte in Walters Scheidegruß einen Vorwand gefunden und sonst brauchte er nichts. Er fand die Herzogin dabei, wie sie Granatapfelmuster in Samt webte, die aufgesprungenen Äpfel waren von goldenen Rosenblättern eingefaßt und das Ganze sollte ein Meßgewand werden für ihr liebes Kloster Heiligenkreuz. Sie blickte ihren Edelknaben freundlich an: »Was bringst du Neues?« Der junge Prenberger, der beim Klange ihrer Stimme Herzklopfen bekam, mochte sie noch so Gleichgültiges reden, sagte: »Wohledle Frau, der Ritter Walter von der Vogelweide sendet euch durch mich seinen Gruß.« Theodora erhob ihre schwarzen Augen und senkte sie in die des Edelknaben, um sein Innerstes zu erforschen; und wenn nicht die Dämmerung schon zu grau und wenn der Prenberger nicht gar so sehr von seinem verwirrten Selbst erfüllt gewesen wäre, dann hätte er sich über die Purpurwelle verwundert, die der hohen Frau bis zur Haargrenze stieg. Theodora sah, daß der Edelknabe von der Bedeutung des Grußes nichts wußte, aber sie hatte bis dahin nicht darauf geachtet, ob der Prenberger, dessen Mutter sie hätte sein können, sie liebe oder nicht. Diesmal als er, der den forschenden Blick nicht länger ertragen konnte, niederstürzte und mit seiner Stirne ihren Pantoffel berührte, fühlte sie mehr mütterliche Zuneigung zu diesem halben Kinde, als daß sie der Lage gerecht werden konnte, die Walter meinte; sie legte dem Prenberger die Hand aufs Haupt und fragte ihn wie scherzend, ob er sein Herz verloren habe, was er nur flüsternd bejahte und sonst nichts zu sagen wagte. Darauf fragte sie, ob er denn der Gegenliebe gewiß sei und er sah sie an und sagte: »Ich habe einen Halm ausgemessen, und wenn ich seinem Spruche Glauben schenke, dann« — er stockte — »bin ich nicht aller Hoffnung verlassen«, stieß er mit dem Aufgebot seines ganzen Mutes hervor und erschrak über seine Kühnheit. Wer mag ermessen, was in der Herzogin vorging? Sie war gerührt, sie nahm sein Haupt in ihre Hände und küßte ihn auf die schwellenden Lippen. Und da dieser Kuß, von dem niemand weiß, wie er gemeint war, nicht von einem Kinde empfangen wurde, wie er vielleicht nicht so ganz mütterlich gegeben wurde, stand die Her-

zogin schnell auf von ihrem Sitze und verließ das Gemach. Der junge Prenberger blieb allein wie geistesverwirrt mit aufgerissenem Mund und Augen, dann begann er im Zimmer umherzuspringen, daß die Schellen an seinem Knieband nur so klingelten, schlug Purzelbäume über die Diele und rannte aus dem Hause, um Händel zu suchen.

Es geschah kurz nach dieser Zeit, daß der Herzog einen Ruf an die Bürger ergehen ließ und gleicherweise an alle ritterlichen Vasallen im Lande, sie möchten sich an einem bestimmten Abend im neuen Schlosse zu einem großen Feste einfinden, das zu Ehren der ungarischen Gesandten gegeben wurde, damit diese ihrem Könige von der Pracht der österreichischen Hofhaltung erzählen könnten. Da zogen die Bürger nach Zünften geordnet und die Ratsmänner in schwarzseidenen Gewändern voran über die Zugbrücke, die Fackelträger erleuchteten, in ihres Herzogs Haus und führten ihre ehrsamen Ehefrauen an der Hand und brachten auch ihre mannbaren Töchter mit, deren weitfaltige Röcke die Füße völlig verbargen und mit der Hand beim Gehen zierlich emporgehalten wurden. Sie stiegen durch das Spalier der herzoglichen Lanzenträger zum großen getäfelten Festsaal hinan, wo die Adelsherren ihrer harrten und zumal die jungen Frauen freudig begrüßten, die sonst hinter den Spitztürlein der Stadthäuser vor Huldigung verborgen waren. Eine farbenprächtige Menge wogte im Saale und staute sich um die fremdländischen Gesandten mit der silberverschnürten Brust und den gelben Reiterstiefeln. Unter Trompetenton trat Leopold ein und blickte wohlgefällig über die entfaltete Anmut und den Reichtum. Da gab's kein steifes Hofhalten, denn allsogleich begann ein Essen und Trinken nach des Herzogs Küche und Keller: Wildpret aller Art, tüchtige Rinderbraten und anderes Fleisch, weißes krustiges Brot, aber auch Marzipan und Honiggebäck für die Frauen. Solches und Wein aus Wälschland oder von den Grinzinger Rebengeländen holte man sich zwanglos selber von den langen Tischen, wo ganze Berge davon aufgehäuft waren, und jeder konnte satt werden. Dann huben die Pfeifer, Fiedler und Trommler ihr lustiges Handwerk an, das junge Volk drehte sich im Schleiftanz und nahm sich in acht, übermäßiges Herumschwingen oder gar gegenseitiges Um-

werfen, wie es sonst vielleicht geschah, hier unter des Herzogs Augen zu vermeiden.

Es war aber sonderbar, daß bei dieser allgemeinen Festlichkeit die Herzogin Theodora fehlte. Seit länger denn einer Woche hatte sie sich für krank ausgegeben und in ihre Gemächer zurückgezogen, womit sie nichts anderes bezweckte, als den Herzog ihren Gemahl zur lang entbehrten Pflege seines Weibes zurückzuführen. Aber sei es, daß Regierungsgeschäfte überhand nahmen, sei es aus einem anderen Grunde, nämlich dem, daß der besonnene und grundkluge Leopold mit seinem unbändigen Nachwuchs unzufrieden war und seiner Gattin die Schuld für diesen fremden Tropfen im babenbergischen Blute zumaß, kurz er bekümmerte sich um Theodora auch dann nicht, als sie für krank galt, wodurch er sie außerordentlich erboste. Nun fragten aber die ungarischen Gäste nach der Herzogin und als sie von deren Unwohlsein vernahmen, baten sie, wenigstens im Frauengemach für kurze Zeit empfangen zu werden, um sich des Auftrages ihrer Königin, der an die hohe Frau persönlich ging, zu entledigen. Diese Botschaft gedachte Leopold seiner Gemahlin zu entbieten und wie er die Augen suchend im Saale umherschickte, drängte der junge Prenberger sich vor, der als der Herzogin Edelknabe wirklich der Berufenste für dieses Geschäft war, und ihn sendete der Herzog in den Frauenturm. Theodora sah von ihrem erheuchelten Krankenlager den Kerzenschimmer des Festsaales durchs Fenster und fiel aus dem tiefsten Elend in den stärksten Verdruß über des Herzogs Betragen. Sie dachte des Rates, den ihr Walter im Scheiden gegeben, und sah nicht, wie sie es machen sollte, denn Leopold beachtete sie gar nicht. Eine große Sehnsucht war in ihr, die sich in diesem Schlosse so ganz verlassen sah, sie sehnte sich nach ihrer Jugend, nach ihrer sonnigen Heimat. Und als der junge Prenberger ehrerbietig grüßend in das Zimmer trat, da war er ihr weit mehr als ein junger Fant, denn er brachte seine jugendliche Liebe mit, er machte sie selber wieder jung wie damals zu Konstantinopel, als die Jünglinge sie besangen. So kam es, daß die Spannung und Sehnsucht der Herzogin gleichwie ein Schwert über dem Haupte des Edelknaben schwebte, der seine Botschaft schwer genug hervorbrachte, denn ob er gleich nicht

wußte, was bevorstand, konnte er einer ungeheuren und noch nie erlebten Erregung nicht Herr werden. Alle Kammerfrauen der Herzogin bis auf eine waren drüben beim Fest und nun erlaubte Theodora auch dieser letzten Zofe hinüberzugehen, die froh und leichtfüßig enteilte.

Ein Paar in der Schwüle des ersten und des letzten Kusses blieb allein. Die Herzogin rief den Jüngling dicht heran. Sie setzte sich auf und fragte: »Hast du mir nichts zu sagen?« und der junge Prenberger sagte: »Ich liebe euch, Frau Herzogin« und als sie wie ermattet in die Kissen zurücksank, da wagte er, sie stürmisch zu umfassen. Es ist nun unmöglich, klärlich zu berichten, was weiter geschah. Nicht als ob sich ereignet hätte, was leicht anzudeuten ist, sondern gerade weil sich nichts dergleichen abspielte. Dies lag aber nicht an der Herzogin und auch nicht an dem Edelknaben oder wenn es dennoch an ihm lag, jedenfalls so, daß er nicht wußte, was in ihm vorging. Als nämlich die Gefahr am größten war, da verhütete eine höhere Hand einen Ehebruch, denn plötzlich, gänzlich unvermittelt erlosch das Feuer des Prenberger und blieb nur eine leichte Beschämung in dem Jüngling zurück, so daß er sich in geziemende Entfernung von der Herzogin Lager begab; Theodora, die weiter glühte, konnte nichts davon begreifen.

Dies alles dauerte geraume Zeit, während der Herzog und die Herren aus Ungarn einer Antwort harrten und Leopold überlegte, daß Theodora wohl Grund habe, über seine Kälte zu zürnen und daß er selber hinübergehn könnte, um nach seiner Gemahlin zu sehen. Und wirklich machte er sich allein auf den Weg, den alle Dienstleute ihm ehrfurchtvoll frei ließen und öffnete die Tür und sah — nichts, was seinen Argwohn hätte erregen können; denn die Flammen in Theodoras Wangen schienen ihm Röte des Zorns, ließen ihn gewiß werden, daß er Unrecht habe, sie durch Gleichgültigkeit zu kränken. Der Prenberger verschwand mit der Schnelligkeit einer Eidechse aus dem Zimmer.

»Theodora«, sagte der Herzog, »nun erhebe dich, und deine Frauen mögen dich schmücken, daß du an meiner Hand hinübergehest und die Königin des Festes seist, wie dir gebührt«.

Und so geschahs. In königlichem Schleppgewande, das

Diadem auf dem dunkeln Haupt, betrat sie spät mit dem glorreichen Leopold den Saal und brannte ein jugendliches Feuer in ihren Augen, daß der Herzog vermeinte, sie nie so schön gesehen zu haben.

Aber hernach ließ sie dem heiligen Anton eine Kapelle bauen.

Wien. Fritz Wittels.

Ein Selbstmordmotiv.

Ich könnte mir ganz gut denken, daß einer unter der Einwirkung eines Feuilletons von Max Nordau oder Paul Goldmann zum Alkoholiker wird. Ich denke dabei nicht an die Möglichkeit einer Reaktion auf jene grauenvollste Nüchternheit, die einem da über das Gehirn weht. Nein, ich meine, daß es den Menschen dazu treibt, sich das Bewußtsein einer Schmach zu betäuben, und daß man in den meisten Fällen über ein großes Unglück nicht anders hinwegkommt, als dadurch, daß man sich dem Trunk ergibt. Nur in der Narkose kann man heute überstehen, was uns von den energischen Flachköpfen, denen die Kultur ans Messer geliefert ist, tagtäglich angetan wird. Ich werde mich zu Haschisch entschließen. Denn es ist mir viel lieber, ich sehe den Popo einer Huri in Mohammeds Paradies als das Gesicht des Herrn Paul Goldmann. Aber ich fürchte, es wird nichts helfen. Denn wenn ich mich schon vor ihm gerettet habe, wie schütze ich mich gegen Herrn Hugo Wittmann, der ihn lobt? Daß an einem Sonntag in der ‚Neuen Freien Presse' eine Berliner Theaternachricht abgedruckt wird, in der es über ein Werk Gerhart Hauptmanns heißt: »Das neue Drama Hauptmanns ist nicht so schlecht wie seine Dramen aus den letzten Jahren«; es enthält sogar »einige hübsche Szenen«, deren Stoff »vielleicht zu

einem Einakter ausreichen würde« — also gut, es ist traurig, aber darüber komme ich hinweg. Daß aber an demselben Sonntag in der ‚Neuen Freien Presse‘ und dicht daneben ein Artikel erscheint, in dem uns nicht nur mitgeteilt wird, daß Herr Goldmann seine Feuilletons zu einem Buch gesammelt hat, nein, in dem gesagt wird, Herr Goldmann gehöre »zu den wenigen Kritikern deutscher Nation, auf deren Stimme man hören muß«, das kann uns wirklich noch um den Rest der Lebensfreude bringen, den uns die ‚Neue Freie Presse‘ bisher in jenem Erbarmen, dessen auch die wildeste Bestie fähig ist, gelassen hat. Was sollen wir tun, wenn uns über Herrn Goldmann gesagt wird: »Noch in späten Jahren wird der Literarhistoriker diese drei Bände zur Hand nehmen müssen, wenn er sich über die Entwicklung der deutschen Bühne am Ende des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wird unterrichten wollen, und wenn ihm daraus der lebendige Nachhall eines verschollenen Tages entgegentönt, so wird er auch das Urteil eines Kunstrichters darin finden, der sich vom Tage niemals unterjochen ließ, sondern gegen alle Launen und Moden des Zeitgeschmacks in stolzer Unabhängigkeit zu verharren wußte.« Was sollen wir tun, wenn uns von den Geräuschen der geistigen Verdauung eines der hartleibigsten Kunstphilister gesagt wird: »Bekannte Töne sind es, die unser Ohr berühren, und doch wirken sie, als erklängen sie zum erstenmal. Hat man diese Blätter einzeln gelesen, wie sie der Tag einst herbeigeweht, so gewährt es nun einen höchst feinen Genuß, sie im Zusammenhang nochmals durchzukosten und diesen Zusammenhang aufzudecken.« Wir wollen uns gerade schön bedanken, da werden wir noch aufgefordert, das »geistige Band«, das die Aufsätze des Herrn Goldmann verbinden soll, »in seiner Festigkeit zu fühlen

und zu prüfen«. Ja, tun wir das, — und man zeige mir den Mann, der nicht sofort den geistigen Bandwurm agnoszierte, wie er feuilletonweise herauskommt. Es könnte aber auch ein echter Zwirnsfaden sein, und welchem lebensüberdrüssigen Leser wäre es nicht bekannt, daß man sich auch mit einem Zwirnsfaden erdrosseln kann? Wenn man zum Beispiel liest, daß eine der bedeutendsten Wahrheiten des Herrn Goldmann jene sei, die er über die modernen Dramatiker ausgesprochen hat: »Sie wissen nichts von den Ideen und Problemen der Zeit«, nichts »von Klerikalismus und Antiklerikalismus, vom alten, nie beendeten Kriege zwischen dem freien Gedanken und der Macht der Kirche«, nichts »vom Kampfe der Frau für ihre Rechte, ihre Freiheit«; sondern sie schreiben Glashüttenmärchen ... Daß solch ein Flachkopf nicht spürt, daß im Glashüttenmärchen eines Gerhart Hauptmann mehr von den Problemen der Zeit enthalten ist als in solch einen Flachkopf hineingeht, braucht einen nicht aufzuregen. Auch nicht, daß er in einem Drama Wedekinds den »Kampf der Frau für ihre Rechte« vermißt, den er in einer Rede des Fräuleins Fickert unfehlbar spüren würde. Aber das Fürchterliche ist, daß sich im Nu ein anderer Flachkopf findet, der derlei Erkenntnisse vor einer Öffentlichkeit von Hunderttausenden lobpreist, so daß die Verflachung der Köpfe chimborassoartige Dimensionen annimmt. Als ob es nicht genug Esel gäbe, die schon vor Herrn Goldmann der Ansicht waren, daß der Dramatiker Ohorn, der wirklich etwas »von Klerikalismus und Antiklerikalismus« weiß, ein größerer Geist sei als Gerhart Hauptmann. Und Herr Kadelburg ein besserer Moralist als Wedekind. Denn, »wenn gesunde Sinnlichkeit in schwüle Erotik ausartet«, ruft der Verehrer des Herrn Goldmann, »verhüllt sogar ein so frei und unabhängig denkender Mann, wie er, sein   «. Ja, was denn? Das

Wort ist im Druck der ‚Neuen Freien Presse' tatsächlich nicht herausgekommen. Die Setzer haben die Leere ausgedrückt ... Sie können sich helfen. Was aber sollen wir tun? Uns versagen die Narkotika. Das geistige Band her, das die Aufsätze des Herrn Paul Goldmann verbindet! Auch mit einem Zwirnsfaden kann man sich umbringen!

Karl Kraus.

In diesen Tagen erscheint der erste Band der Ausgewählten Schriften von Karl Kraus: „Sittlichkeit und Kriminalität", im Verlag der Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig, und in rascher Folge wird sich der zweite Band (in zwei Teilen): „Kultur und Presse" anschließen.

Dieses Sammelwerk, das in den folgenden Jahren seine Fortsetzung finden wird, bedeutet nicht etwa eine mechanische Aneinanderreihung in der ‚Fackel' erschienener Aufsätze des Autors, sondern stellt sich als eine Leistung dar, die in der vollständigen Umarbeitung fast jeder Zeile, in der Konservierung und Gruppierung all dessen, was aus der Umklammerung des Tagesinteresses als bleibender Wert gerettet werden konnte, einer völlig neuen Arbeit gleichkommt. Auf sie hat der Autor und Herausgeber — für jeden, der ihm etwas der Art zuerkennt — nicht weniger Kraft und Kunst verwendet, als wenn er die tausend Seiten, die sie vorläufig umfassen wird, aus neuen Anregungen neu zu schaffen gehabt hätte. Erst in dieser Form wird die Leistung, die in neun Jahrgängen der ‚Fackel' geborgen und unter dem Schweigen der Maßgebenden und dem

schmerzlicheren Zuspruch eines grob gegenständlichen Interesses begraben war, zu neuem Leben und zu ihrer eigentlichen Würdigung gelangen. Diese Ausgabe ist für jeden bestimmt, der sich einen Freund der ‚Fackel‘ nennt und nach ihren Heften nicht in jener stofflichen Spannung gegriffen hat, auf die der Herausgeber nicht nur verzichtet, sondern um deren willen er auch auf einen Leser verzichtet.

Zur Bestellung dieser Gesamtausgabe wird aufgefordert, wer so viel innere Teilnahme für die Ziele der ‚Fackel‘ hat und so viel literarisches Verständnis für ihre Mittel, daß er das Werk in jener letzten Fassung nicht missen möchte, von der der Autor glaubt, daß sie sein Wollen und Können erst vorstelle. Sie bedeutet den Rahmen, in dem das satirische Zeitbild ethischer und vor allem geistiger Korruption den Kenner der ‚Fackel‘ erst ansprechen, und den andern auch ohne die geringste Voraussetzung stofflichen Miterlebens fesseln wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 245 WIEN, 28. FEBRUAR 1908 IX. JAHR

Der Hanswurst.

Unter dem Zauberstab der liberalen Intelligenz vollziehen sich merkwürdige Metamorphosen. Man kann blind darauf wetten, daß ihre Propheten Hanswurste und ihre Hanswurste Propheten sind. Es gibt ein Vorurteil, gegen dessen Sieghaftigkeit keine empirische Wahrheit aufkommt: daß alle Größe, die von Gnaden des demokratischen Geistes besteht, Humbug ist und daß eine Faser echten Wertes dort zu finden sein muß, wo es dem gebildeten Ungeist unserer Kultur dafür steht, zu höhnen oder zu hassen. Es könnte ja ausnahmsweise der Fall sein, daß ein Liebling der ‚Neuen Freien Presse' ein Genie und ein Verstoßener ein Schafskopf ist. Aber seien wir nur ungerecht, stören wir uns die Regelhaftigkeit unserer Abneigungen nicht durch die Betrachtung der Fälle, in denen durch einen heillosen Irrtum eine Wahrheit zur Welt gekommen ist. Unser Vorurteil ist noch immer gerechter als das intellektuelle Urteil. Wenn auf dem Leichenfeld der liberalen Meinung Auferstehung gefeiert würde, eine Legion gesunder Kerle würde uns die Verluste ermessen lehren, die die Siege des Fortschritts bedeuten. Ich könnte nicht sagen, daß die christlich-soziale Politik, die den Stolz auf die Defekte des österreichischen Wesens zum Parteiprogramm macht, meinem Herzen nahe steht. Aber als Reaktion auf einen Liberalismus, der den Stolz auf die Defekte des Menschentums vertritt, ist sie beinahe ein Kulturfaktor. Am stärksten dort, wo sie dem Schwindelgeist, der es auf die Taschen so gut wie auf die Ge-

hirne abgesehen hat, einen der gefährlichsten Vorwände entwinden hilft: die »Bildung«. Die Tendenz zur Wiederherstellung des Chaos ist gegenüber einer korrupten Ordnung der geistigen und wirtschaftlichen Dinge ein Zeichen kultureller Besinnung. Der unverhüllte Barbarismus bricht in die elektrisch beleuchtete, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Barbarei ein. Er wird die Maschinen nicht zum Stillstand bringen, aber er wird den Betrieb einer Intelligenz wohltätig stören, die auf dem besten Wege ist, den Geist auszuhungern. Sie mag nun die ungünstige Meinung, die sie von mir und meinem Wirken hat, getrost zu einem Bannfluch steigern, wenn ich ihr zum Beispiel sage, daß ich Herrn Bielohlawek für einen ehrlicheren Diener des kulturellen Fortschritts halte, als Herrn Benedikt. Ich kenne den Mann nicht; und daß das sozialdemokratische Blatt den ganzen Hochmut eines nationalökonomisch geschulten Handlungsgehilfentums an jedem Tag der letzten zehn Jahre gegen ihn auffahren läßt, könnte mir ihn noch nicht sympathisch machen, weil die Qualität einer agitatorischen Kraft, die der Haß der feindlichen Partei bescheinigt, nicht mein Interesse hat. Wenn ihm der Schalk der ‚Arbeiter-Zeitung‘ rednerischen Unsinn, den er nie gesprochen hat, immer wieder in den Mund legt und einer tatsächlichen Berichtigung mit der Ausrede der satirischen Absicht begegnet, so beweist der Getroffene schon durch die Abwehr, daß er dem Fassungsvermögen der Volkskreise näher steht als eine Redaktion, die es mit ironischen Glossen regaliert. Volkstümlichkeit ist ein Wert, der den Rang in der Partei bestimmen mag; mir ist es gleichgiltig, ob Herr Bielohlawek ein Mundwerk hat, um das ihn Herr Schuhmeier beneidet oder umgekehrt. Mir erscheint der Mann erst betrachtenswert, wenn seine Position nicht vom sozialdemokratischen Haß, sondern vom liberalen Hohn — der natürlich auch

in jenem durchschlägt — angebohrt wird. Er hat einmal den Ausspruch gewagt, daß er die Bücherweisheit »schon gefressen« habe, zu deutsch: nicht fressen wolle. Ein guter Ausspruch. Selbst wenn er sich nicht ausdrücklich gegen die Kompilatoren und Abschreiber nationalökonomischer Gelehrtheit gerichtet hätte. Ein Wort, das erlösend wirkt wie jede kulturelle Selbstverständlichkeit, die man heute unterdrücken muß. Wo einem zwischen Bern und Budapest die Visage des Herrn Professors Ludwig Stein aufsteigt, muß man für solche Erkenntnisse dankbar sein. Sie können von den Höhen der Kultur oder aus den Tiefen der Nichtkultur kommen: sie sind wertvoll, weil sie einem über die öde Mittellage der Unkultur hinweghelfen. Auf die geistige Bedeutung des Redners muß man aus ihnen nicht schließen, wohl aber auf seinen Mut. Die Pächter der Bildung schreien in jedem Fall auf, knüppeln den Zeitgenossen mit ihrem ganzen Vorrat an Schlagworten nieder, und sie würden es auch tun, wenn er sich am Ende den Scherz machte, ihnen zu verraten, daß im stenographischen Protokoll als die Quelle solcher Erkenntnis Schopenhauer oder Lichtenberg zitiert ist. Wenn die Bildung in Gefahr ist, stellt jeder Trottel seinen Mann. Und darum ist es Herrn Bielohlawek bestimmt, seit Jahren die Rubriken des liberalen Zeitungsspottes zu füllen. Würden sich unsere Schwachköpfe damit begnügen, die Reden des Mannes wortgetreu zu zitieren, so käme wohl manches vernünftige Wort in die liberale Presse. Da durfte man zum Beispiel in einem erst um sechs Uhr, also wenn's schon finster wird, erscheinenden Blatte die folgenden Sätze lesen: »Man kann es ruhig aussprechen, daß die wirkliche Freiheit zu keiner Zeit so mit Füßen getreten wurde, als dies seit der Zeit der Einführung der freiheitlichen Verfassung der Fall ist. Der Volksbetrug ist viel ärger als zu den sogenannten reaktionären Zeiten, aber er wird in schmackhafterer Form ser-

viert«. »Unter Freiheit versteht man heute jegliche Rechtsbeugung und Niedertrampelung aller Autorität.« »Der Liberalismus war der Volksbetrug von oben, die Sozialdemokratie ist der Volksbetrug von unten.« Von diesen und anderen Sätzen behauptet das Blatt, das sie unter der Spitzmarke »Authentisches von Bielohlawek« zitiert, sie seien »durch ihren unfreiwilligen Humor überwältigend«, und es bezeichnet die vernünftigsten Stellen noch extra durch höhnischen Sperrdruck. Der Redner habe sich beklagt, daß man seine Worte entstellt wiedergebe. Nun zitiere man sie nach einem authentischen Bericht. Man hofft, daß er sich von dieser Blamage nicht mehr erholen werde. Aber der Leser sieht erstaunt eine triumphierende Miene, die über die eigene Blamage zu jubeln scheint. Noch nie sind um sechs Uhr Abend so gute Ansichten in Wien verbreitet worden. Auch nicht so gut geformte. Die ganze intellektuelle Opferfähigkeit des Intellektualismus prägt sich in solcher Ahnungslosigkeit einer Selbstpersiflage aus. Dieser Bielohlawek könnte viel gescheiter sein als er ist: er hat nicht die Gabe, den liberalen Gegnern ihre Dummheit zum Bewußtsein zu bringen. Er ist nun einmal der Hanswurst des Liberalismus. Er könnte also ganz gut auch ein Prophet sein. Ich weiß es nicht. Aber warum ihn gerade seine Vergangenheit als »Greißler« dazu verdorben haben soll, und daß er als gewesener Kommis eher Aussicht hätte, ernst genommen zu werden, sehe ich auch nicht ein.

Karl Kraus.

Der von Köpenick und der im Grunewald.

Wilhelm Voigt, der »Hauptmann von Köpenick«, ist im Gefängnis an einem unheilbaren Brustleiden erkrankt, sein Begnadigungsgesuch, das die Gefängnisverwaltung befürwortet hat, ist vom deutschen Kaiser abgewiesen worden. Das ist grauenhaft. Aber grauenhafter ist, daß Deutschlands literarische Geister bereits alle Gefühlswärme für »den im Grunewald« verbraucht haben und von keiner Berliner Revue zur Empörung eingeladen werden können. Ich halte das Schicksal des prächtigen Alten, der aus Notwehr zum satirischen Genie wurde, des Mannes, den die Gesellschaftsordnung so zermürbt hat, daß er sie nur mehr zum Narren halten konnte, für bejammernswerter als das eines Vaterlandsretters, der den Bürgermeister von Köpenick höchstens durch den Vorwurf der Normwidrigkeit eingeschüchtert hätte. Und ich halte ihn für einen ungleich begabteren, liebenswerteren, freieren Geist als den im Grunewald, wenn ich auch gerne zugebe, daß der Inhalt einer Gemeindekasse bei weitem nicht so wertvoll ist wie der Inhalt eines Zettelkastens. Unsere Zivilisation hat alle Garantien dafür geschaffen, daß einem Götz von Berlichingen heute nichts anderes übrig bleibt als den Ratsherren von Köpenick das Geld abzunehmen. Dagegen hat sie einem etwa wiedererstandenen Hutten alle Freiheit gelassen, etwas gewagt oder nicht gewagt zu haben, je nachdem sich die Chancen eines Gerichtsverfahrens stellen. Der Fall des ersten bleibt die Sensation eines Tages, und wenn Götz sterbend die Worte spricht: »Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs«, so spielt er am Ende auf den Fall des zweiten an, der die Gemüter Deutschlands nachhaltiger erregt. Der im Grunewald war eine bessere Stütze der Gesellschaftsordnung als der von Köpenick, und darum haben sich endlich auch die Anarchisten unter den deutschen Schriftstellern ent-

schlossen, für ihn einzutreten. Ihm wird man es zu verdanken haben, daß der § 175, der beinahe abgeschafft worden wäre, verschärft werden wird, und darum begeistern sich auch die sexuellen Libertiner für ihn. In jenem ‚Morgen‘, vor dem es der deutschen Kultur graut, ist ihm einer von diesen und jenen gegen mich beigesprungen. »Auf die Gefahr hin, seine Mitarbeiterschaft an der ‚Fackel‘ zu verlieren«, müsse er, meint er beherzt, jetzt gegen mich Front machen. Ich glaube, daß hier ein Riß durch die Kausalität geht. Das Frontmachen scheint mir nicht so sehr Grund als Folge zu sein, wenn man nämlich »Mitarbeiterschaft« nicht als ein regelmäßiges Wiederempfangen von Manuskripten, die sich beim besten Willen nicht redigieren lassen, auffaßt. Daß sich in diesem Verhältnis eines Mitarbeiters zur ‚Fackel‘ nichts ändern wird, wenn er mir nur weiter Manuskripte sendet, darüber kann ich ihn beruhigen. Bedenkt man aber, daß diese unter voller Wahrung der stilistischen Individualität des Autors schon jetzt in der ‚Zukunft‘ ein warmes Eckchen finden, so wird das Frontmachen vollends erklärlich. Daß man dabei so lange an mich anerkennende Briefe schreiben kann, bis die letzte enttäuschte Hoffnung einen zur öffentlichen Berichtigung seines Urteils zwingt, versteht sich von selbst. An eine ernsthafte polemische Absicht gegen mich kann ich nicht glauben. Ich bin so größenwahnsinnig, zu meinen, daß das Größenwahn wäre. Denn man traut mir im Grunde doch die Fähigkeit zu, einem so übers Maul zu fahren, daß der Beißapparat unbrauchbar wird. Ich würde dies auch, wenn sichs die Berliner Boheme einfallen lassen sollte, zudringlicher zu werden und sich mit ihren heiligsten Grundsätzen für den im Grunewald aufzuopfern, in einer noch nie erlebten Weise besorgen. Es wäre schade um die Berliner Boheme. Ich würde zum Zeichen der Trauer um sie meine Haare wachsen lassen und schwarze Fingernägel tragen. Daß ich »als anständiger

Publizist« gerichtet bin, weil ich die schwere Erkrankung des Mannes bezweifelt habe, der die schwerere Erkrankung des Fürsten Eulenburg bezweifelt hat, das zu glauben ist nicht einmal die Redaktion des ‚Morgen‘ dumm genug. Aber ich habe den Mann auch »denunziert«, der das Privatleben ganzer Grüppchen der zivilen und militärischen Gerichtsbarkeit denunziert hat. Ich habe ihn in dem Augenblick angegriffen, »wo er von der Staatsgewalt in seiner publizistischen Tätigkeit gefährdet wird.« Ich hab's gewagt; aber mich entschuldigt wirklich der gute Glaube, daß die Staatsgewalt dazu da sei, einen in einer publizistischen Tätigkeit zu gefährden, die den Nachweis der sexuellen Unzulänglichkeit der Flügeladjutanten bezweckt. Hoffentlich ist der Vorwurf des Denunziantentums der schlimmste, der von den Verehrern des im Grunewald gegen mich erhoben wird. Ich soll durch meine Erledigungsschrift »das Material der Verteidigung beschmutzt und zu entwerten gesucht, das Material der Staatsanwaltschaft gesichtet und vermehrt« haben. Habe ich's getan, so bin ich stolz darauf, und würde vor Gericht nicht sagen, daß ich's eigentlich nicht getan habe. Denn selbst wenn die Beschmutzung des bayrisch wirkenden Bernstein nicht eine Reinigung des Grafen Moltke bedeutet hätte, so gehöre ich gottseidank nicht zu den liberalen Kretins, die eine gute Sache, die der Staatsanwalt führt, für verpestet halten müssen. Und in jedem Zug steht mir die Art, wie dieser Staatsanwalt seine Sache geführt hat, auf einem höheren geistigen und moralischen Niveau als die Art jener Verteidigung. Dabei brauche ich gar nicht erst auf die Schwachköpfigkeit eines Vorwurfs hinzuweisen, durch den mir eigentlich imputiert wird, ich sei der Berliner Staatsanwaltschaft in einem Zeitpunkt beigesprungen, als von ihrem Eintreten in die Sache Moltke noch gar nicht die Rede war. Meine Schrift war vor dem Urteilsspruch

des Schöffengerichts geschrieben, und ist zwei Tage danach erschienen. Ich glaube nicht, daß je einer ehrlicheren Erregung spontanerer Ausdruck gegeben wurde. Sein künstlerischer Wert wurde in einem Privatbrief an mich gewürdigt. Daß sein ethischer Wert in einem Artikel herabgesetzt wird und daß meine »kulturelle Sonderstellung unter den Publizisten« mich nach einem Monat schon zu nichts anderem als zur »Entrüstung über die Korruption der Wiener Tagespresse« befähigt, weckt mir trübe Gedanken über den ethischen und kulturellen Wert einer deutschen Boheme, die ihr bißchen Hirnschmalz an die Verteidigung eines sexuellen Normenwächters wendet. Aber solche Verwandlungen des Charakters stehen im Zeichen der Konjunktur und können gewissermaßen zukunftverheißend sein... Ich freilich erkenne auch öffentlich an, was ich mir — allzulang — privatim gefallen ließ: die Fähigkeit, Schüttelreime zu machen. Nur glaube ich, daß auch sie auf die Dauer das Urteil trübt und bedenklichen Schwankungen aussetzt. Denn der Schüttelreim ist bekanntlich der Rüttelschleim des Gehirnes.

Karl Kraus.

* * *

Der Kollegentag.*)

Zu den Greueln des gesellschaftlichen Lebens gehört die Institution der sogenannten Kollegentage. Erwachsene Männer, die einander mindestens fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen haben und von denen viele aus Schuljungen schon ganz große Esel geworden sind, finden sich auf ein gegebenes Zeichen in einem Hotelsaal zusammen, um die Erinnerung an die Zeit zu feiern, da sie einander noch ein-

*) Aus dem ‚Simplizissimus'.

sagten, bei Kompositionen halfen oder mutuelle Hilfe bei Arbeiten gewährten, die mehr dem Schüler als dem Lehrer zur Befriedigung gereichten. Ich kann mir eine trostlosere Form von Kindheitserinnerungen nicht denken. Freilich ist es jene, die der Phantasiearmut unentbehrlich ist. Denn die Phantasiearmut ist erst dann beruhigt, wenn ihr der Primus der Klasse mit einem Vollbart vorgeführt wird. Nein, wie der sich verändert hat! Den hab' ich doch noch gekannt, wie er (Geste!) so klein war, und jetzt ist er schon Rechnungsrat ... Es ist zugleich die peinlichste Form von Kindheitserinnerungen. Denn manch ein Rechnungsrat steht beschämt neben einem Sektionschef, und mißt den Zeitraum, den beide zurückgelegt haben, mit der Elle einer Karriere, die er nicht gemacht hat. Und das Bewußtsein, gemeinsam die Schulbank gedrückt zu haben, kann wieder jene nicht beseligen, die bloß die Erinnerung bewahren, daß die Schulbank sie gedrückt hat. Wozu sollen sie die soundsovielte Wiederkehr des Tages der Matura feiern, deren Andenken sie seit damals ohnedies in jeder Nacht verfolgt? Der Satz »Maturam expellas furca, tamen usque recurret«, hat sich leider infolge eines Druckfehlers in anderer Lesart erhalten. Wie immer dem sei, es ist eine Vorstellung, die selbst wieder ein Alpdrücken erzeugen könnte: daß Männer mit Glatzen beisammensitzen und sich gemeinsam an die Zeit erinnern, da sie noch nichts waren, aber noch etwas werden konnten. Jetzt sind sie etwas geworden, aber sie sind noch immer nichts. Immerhin hatten sie fünfundzwanzig Jahre Zeit, um sich Brillen, Bärte und Bäuche anzuschaffen. Die Veränderung für ein Maskenfest wirkt nicht spaßhafter, sie ist nur rascher durchgeführt. Auch hier ist der Geist jung geblieben, Rechnungsräte erscheinen als Wickelkinder, und was der Fasching entschuldigt, hebt der Zeitungsbericht rühmend hervor.

Der letzte Kollegentag, der gefeiert wurde, hat aber schon deshalb auch jene Kreise des Publikums, die nicht aus dem Akademischen Gymnasium hervorgegangen sind, interessiert, weil unter seinen Teilnehmern zwei ausgewachsene Minister waren. Da sich nämlich im neuesten österreichischen Kabinett auch ein Mann befindet, von dem es eine Zeitlang nicht ganz sicher war, ob er die Gesetze mit seinem Namen oder mit drei Kreuzeln unterschreiben werde, mußte die Beteiligung zweier Minister an einem Kollegentag als bedeutsame politische Demonstration erscheinen. Zwei haben also das Gymnasium absolviert. Daß seit damals Jahre vergangen sind, beweisen die Kollegentage, die sie arrangieren, viel besser, als die Gesetze, die sie machen. Es sind vielleicht sogar Vorzugsschüler, von denen wir regiert werden, und die Zeit, da sie es zum erstenmal waren, ist weder ihnen noch uns entschwunden. Die Lebenserfahrung, die man bis zum Austritt aus dem Gymnasium erwirbt, prägt sich deutlich in jenem Geiste aus, der unsere öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, so wie sich der Geist, der unsere gymnasiale Erziehung leitet, in der Mahnung auszudrücken scheint: Wenn Sie ins Leben hinaustreten, werden Sie Kollegentage feiern!... Wen sollte es wundern, daß der Justizminister dabei war? Was könnte er anderes tun in einem Staate, dessen Strafgesetzgebung die Zweiteilung des Menschengeschlechts noch nicht zur Kenntnis genommen hat, dessen Richter nicht Urteile, sondern Sittennoten ausstellen und etwa die Mutterschaft einer Dreizehnjährigen, die in den Lesebüchern nicht vorgesehen ist, als eine qualifizierte Verletzung des Schamgefühls auffassen? Es ist statistisch nachgewiesen, daß in Österreich auf hundert Polizeikommissäre höchstens drei Lebemänner kommen, und auch diese wissen von der Liebe nichts weiter, als daß es einmal einen Salon Riehl gegeben hat.

Überblickt man freilich die Karrieren, die in

so einen Kollegentag zusammenlaufen, so fühlt man, daß es außer der Liebe noch eine andere Naturkraft gibt, die das Getriebe erhält, nämlich das Avancement. Daß die schöne Frau eines Hofrats auf Bällen bei weitem nicht so heiß umworben ist wie die häßliche Frau eines Sektionschefs, ist einer der tiefsten philosophischen Erfahrungssätze, die den Zusammenhang von Geschlecht und Charakter überzeugender enthüllen als ein ganzes Buch der Erkenntnis. Die häßliche Frau des Vorgesetzten gehört zu jenen beliebten erotischen Hemmungen, die der Karriere eines Staatsbeamten förderlich sind. Das Vorwärtskommen vollzieht sich allerdings noch schneller, wenn es einem in unmittelbarem Verkehr mit dem Minister gelingt, rückwärts zu kommen. Wie immer nun die Sitzordnung im Gymnasium war, die Rangordnung im Ministerium kann durch jene Intimität, die an Kollegentagen zu sentimentalem Ausdruck gelangt, nicht unwesentlich beeinflußt werden. Nun wäre wohl nichts dagegen einzuwenden, daß das Verdienst eines Beamten, der schon seit der Schulzeit seinem Minister die schriftlichen Aufgaben macht, endlich in der Protektion seine sichtbare Anerkennung finde. Aber Kindheitserinnerungen sind ein trüglicher Maßstab für die Beurteilung einer Fähigkeit, und man kann es den Völkern, die ja das Schulgeld bezahlen, nicht verdenken, daß sie von Lehrern geführt sein wollen und nicht von Männern, die man sich ein- für allemal in kurzen Hosen vorstellt, weil sie Wert darauf legen, ihre Erinnerung an das Akademische Gymnasium coram publico zu feiern. Sie mögen noch so hoch aufgestiegen sein, man wird immer nur sagen, daß sie nicht durchgefallen sind. Bismarck hat es peinlich vermieden, einen Kollegentag zu veranstalten, und darum werden ihm noch die Gymnasiasten der kommenden Jahrhunderte die Gründung des Deutschen Reiches glauben. Dagegen hat der österreichische Ministerpräsident — wir hörten es aus dem

Munde eines Sektionschefs vom Akademischen Gymnasium — »während der harten Ausgleichsmühen die Anregung zur Einberufung des Kollegentages gegeben«. Wenn es einem Gymnasiasten gelänge, unter der Bank das Problem des österreichisch-ungarischen Ausgleichs zu lösen, er würde nachsichtslos mit dem consilium abeundi bedacht werden. An einen Ministerpräsidenten, der in den Tagen des Ausgleichs die Anregung zu einem Kollegentag gibt, ergeht nicht einmal die Weisung, sich sofort in die letzte Ministerbank zu setzen. Immerhin sieht man, wie dringend notwendig die Mittelschulreform ist. Denn der Ministerpräsident brachte einen Trinkspruch aus, der allgemeinen Beifall gefunden hat, wiewohl er vor fünfunddreißig Jahren vermutlich nur die Note »kaum genügend« gefunden hätte. Redner, der früher nicht bloß im Gymnasium, sondern auch im Ackerbauministerium war, glaubte sich deshalb mit Cincinnatus vergleichen zu müssen, der den Acker bebaute und das Vieh züchtete, ehe er zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde. Ein beliebtes Aufsatzthema. Nur stimmt der Vergleich nicht ganz. Denn Herr Baron Beck hat zwar nicht den Acker bebaut, bevor er die Regierung übernahm, aber Cincinnatus hat, als er zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde, aufgehört, das Vieh zu züchten. Da jedoch ein richtiger Schulaufsatz es bei nur einem Vergleich nicht bewenden läßt, fuhr der Ministerpräsident fort: »Wie ein Bienenschwarm sein Haus wechselt, so sind Sie alle nach der Matura ins Leben geeilt, der eine seinen Neigungen, der andere seinem Geschick, ja oft dem Zufall folgend. So wie der Bienenschwarm an einem einigenden Punkte hängt, an der Königin, dem Weisel, so haben Sie einen einigenden Gedanken gefunden in dem königlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit, in der Erinnerung an die gemeinsame Jugend u. s. w.« Schon hatte man zu verstehen geglaubt, daß der Weisel niemand anderer als der Ministerpräsident

sein könne, aber wir erfuhren, daß der nur ein Kollege unter den vielen ist, die das königliche Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet. Freilich hätte man auch gedacht, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit das Gefühl der Untertanen sei, nicht das der Könige, das Gefühl der Subalternen und nicht das der Minister.

Es war ein schönes Fest der Erinnerung. Gespräche von einer geistigen Höhe wurden geführt, auf der alle Regierungssorgen vergessen sind und nur mehr die Schwierigkeiten einer Übersetzung aus dem Tacitus wieder fühlbar werden, nebst dem erlösenden Bewußtsein, daß es in der Pause Würstel gibt. Wenn das der selige Ordinarius erlebt hätte! Alles war wie damals. Und als der Ministerpräsident sprach, war auch jener den Hörern nah. Man glaubte ordentlich die tiefe Stimme zu hören, die einen so unangenehm überraschen konnte, wenn sie mitten in die Gemütlichkeit hineinrief: Beck, nicht schwätzen!

Karl Kraus.

* * *

Theateraffären.

Die Wiener Theaterredakteure haben die Gewohnheit, sich über den Schauspielerkultus, den sie täglich zweimal bedienen, hinterdrein lustig zu machen. Sie sind Pfaffen, die dem Volke seine Frömmigkeit vorwerfen. Ein Tenorist hat seinen Direktor geprügelt. Daß darüber spaltenlange Berichte erscheinen, ist bei weitem nicht so schlimm wie die nachträgliche spaltenlange Entrüstung über das Interesse, das die Bevölkerung an solchen Affären nimmt. Eine Opernsängerin soll entlassen werden. Das bloße Gerücht, daß sie die Tochter eines Rabbiners sei, hat genügt, die liberale Presse zum Kampf gegen den neuen Direktor

aufzuwiegeln, und sie nahm sich nicht einmal die Mühe, das Gerücht auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Hätte man uns nicht für die Stadien der Affäre Bland interessiert, unsere Diskussion stände noch heute im Zeichen des Falles Meister. Aber auch jetzt werden wir wieder mit der kalten Ironie derselben Theaterpresse übergossen, die uns eben noch so schön eingeheizt hat. Die Wiener Öffentlichkeit weiß wirklich nicht mehr, wofür sie sich eigentlich erwärmen soll. Wie ein Tenorist seinen Direktor geprügelt hat, wird uns zwei Wochen lang in zwei Rubriken beschrieben. Wie eine Sängerin von ihrem Direktor gezwungen wurde, ihre Demission zu geben, wird uns mit Gebärden vorgetragen, die einen Musikreporter als Geschäftsträger einer auswärtigen Macht und einen Reklameadvokaten als Ankläger beim jüngsten Gericht beglaubigen könnten. Und kaum haben wir daran geglaubt, kommen die Ironiker über uns und lachen unserer Einfalt. Sie haben unsern Horizont mit Brettern vernagelt, und sagen, er sei eng. Das moderne Wien, höhnen sie, erleide »Rückfälle in den beschränktesten Vormärz«. Das ist nur zu wahr. Aber während damals bloß der Bäuerle den Ton angab, kommandiert jetzt der Bauer, und während damals bloß im kleinen Kaffeehaus der Theatertratsch serviert wurde, züchtet ihn jetzt die große Presse. Im Vormärz war der Theatertratsch eine Ableitung verbotener Interessen und ein erfreulicher Auswuchs der vom politischen Druck aufgetriebenen Kunstliebe. In den Zeiten des allgemeinen Wahlrechts ist er der kümmerliche Bodensatz der von der politischen Freiheit ausgelaugten Kultur. Als noch die Öllämpchen brannten, wars keine Schande, sich für die Affären einer Diva zu interessieren. Aber im Angesicht der Elektrizität ist die Erörterung des Falles Meister ein Denkmal unserer geistigen Entwicklung, und in den Tagen, da uns die Rotationsmaschinen über die Gehirne fahren, wird sie zum Maßstab

dessen, was uns noch übrig geblieben ist. Daß einer Tagespresse, die uns der Rückständigkeit anklagt, die Legitimation fehlt, ist so schlimm nicht, wie die Ungerechtigkeit der Anklage, die sich als eine Verleumdung der Rückständigkeit qualifiziert. Unser Geistesleben mit dem des Vormärz zu vergleichen, ist eine so beispiellose Gemeinheit gegen den Vormärz, daß nur die ethische Verwahrlosung, die vierhundert Vorstellungen der »Lustigen Witwe« bewirkt haben, solchen Anwurf entschuldigen kann. Den modernen Kulissenaffären gegenüber glaube man sich, wagt einer jener Ironiker zu versichern, »in die Zeiten des Café Stierböck versetzt, wo Nestroy und seine Komiker, die lange Pfeife schmauchend, die größte Sensation machten, wenn sie direkt aus dem Carltheater mit der noch warmen Kunde vom neuesten Zerwürfnis der Demoiselle X. mit ihrem bisherigen Verehrer aufwarteten«. Ja, schämen wir uns! In den Zeiten, da uns ein Buchbinder die Vorstadtpossen schreibt, benehmen wir uns noch so, wie anno Nestroy! Ich weiß zwar nicht, ob dieser geistvollste Schriftsteller, den Deutschland im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, ob der Mann, dem Ludwig Speidel Swift'schen Humor nachsagt und den Theodor Meynert einen »Fetzen von Shakespeare« nennt, nicht auch an den Gesprächen über die Angelegenheiten der Demoiselle X. jenen Anteil genommen hat, der ihn eher in die Reihe unserer Ironiker des Theaterlebens als in die unserer Geschichtenträger stellt. Aber ich weiß, daß unser Fortschritt sich nicht besser empfehlen kann, als dadurch, daß er uns vor einem Rückfall in die Lebensanschauung eines Nestroy warnt. Und ich weiß, daß die Hausknechte seines Zeitalters mehr Kultur hatten als heute die Hofräte, und mehr Weisheit als heute die Philosophen. Unser Horizont hat sich wirklich nicht erweitert, unser Echauffement in Theateraffären ist das gleiche geblieben. Höchstens, daß dazumal ein Tenorist, der sich pöbelhaft benahm,

ausgepfiffen wurde, und daß er heute um desselben Verdienstes willen bejubelt wird. Wien bleibt eine Theaterstadt.

Karl Kraus.

Das Erdbeben.

Es ist nicht mehr zu überbieten. Und doch war dieses Erdbeben nur das dumpfe Rollen einer Ahnung von dem, was kommen wird. In diesem Jahr wird sich die Erde auftun und gegen die vermessene Behauptung, daß der Wiener nicht untergeht, demonstrieren. Es ist gar nicht anders möglich. Die Dummheit ist ein Elementarereignis, mit dem es kein Erdbeben aufnehmen kann. Ihre inneren Wirkungen müssen sich einmal zu einer Katastrophe zusammenballen, die das Antlitz dieser Erde entstellt. Nie zuvor kann es eine Kulturperiode gegeben haben, in der die Menschen, durch Rasse und Religion getrennt, sich mit solcher Begeisterung zu dem einigenden Prinzip der Dummheit bekannt hätten. Vielleicht ist der Menschheit noch bis zur Betriebseröffnung des Luftschiffs eine Frist gegeben und erst die geistige Verkehrsstörung, die dann rapid fühlbar werden wird, zur Einleitung des Debakels bestimmt. Ich hege aber die tiefe Überzeugung, daß sich noch in diesem Jubeljahr, wenn etwa der Festzug über die Ringstraße gehen wird, große Dinge begeben werden.

Schon vom Faschingsabend des Männergesangvereins hatte ich mir alles Mögliche versprochen, und ich finde einigen Trost bei dem Gedanken, daß wenigstens ein schwaches Erdbeben die Antwort auf die Enthüllungen war, die dieses Fest unseren entsetzten Blicken geboten hat. Denn die

Saaldekoration zeigte die New-Yorker Freiheitsstatue, wie sie die ankommenden Wiener mit dem Ausruf »O du mein Österreich!« begrüßt, und den Chormeister Kremser, wie er sich »der Zudringlichkeiten eines Indianermädchens mit den Worten erwehrt: ‚Da bleib i nöt, da geh i ham‘.« Einer trug, so meldet der Bericht, »eine geschmackvolle Standarte, darstellend ein gelungenes Geldstück mit der Inschrift: ‚Der Krach, der is zwida, Stiribus, Omnibus, Krida‘.« »Unter den ohrenbetäubenden Klängen des Sternenbannermarsches zog die fidele Gruppe der ‚Stieren Sternenbanerstierer‘ vorüber.« Es waren, so sagt man, »amerikanische Lächerlichkeiten im Lichte des Wiener Humors«. Ich las es und dachte: Schreckliches wird geschehen. Wir liegen an den letzten Ausläufern der Alpen, und diese werden sich einer alten vulkanischen Verpflichtung erinnern, genau so wie die Polizei, wenn sie sich nicht anders helfen kann, ein altes Prügelpatent hervorholt. Ein Knistern war schon hörbar. Ich hatte beobachtet, wie auf einem Eislauffest ein Ehepaar als Gemüse verkleidet erschien, und zwar die Frau »als gelbe Ruab'n« und der Gatte »als schwarzer Radi«. Dann hörte ich, daß auf einem Künstlerfest »eine recht heitere kleine Gruppe« die Familie eines Industriellen bildete: der Vater »als Blinddarmschneider«, die Mutter »als Modebazillus« und die Tochter »als noch wachsende Kohlennot«. Ich sah ein Bild rührenden Familienlebens, doppelt ergreifend angesichts der nahen Katastrophe. Und über solche und andere Betrachtungen äußerten sich liberale und antisemische Blätter mit der gleichen Zufriedenheit, die Ausdehnung der Berichte schwankte an jedem Tag zwischen zehn und fünfzehn Spalten, und es war volle Einigkeit darüber, daß Wien Wien bleibt, nur daß nach der Darstellung der einen die Faschingsfröhlichkeit unter der Führung des Herrn Dr. Koritschoner ihren Einzug nimmt und der Altwiener Humor mit G'spiel

und Musi von den Familien Reitzes, Verständig und Kulka besorgt wird, während die anderen beharrlich daran festhalten, daß dem Magistratsbeamten Weiser und dem Ehepaar Longo das Verdienst zukomme. Da, auf einmal, fand irgendwo eine »das Wiener Leben so schön charakterisierende Strophe begeisterten Widerhall in den Herzen der vielen Tausende von Zuhörern.« Sie begann:

Wiener Mode, Wiener Schick,
Wiener Pülcher, Burgmusik,
Wiener Würsteln, Wiener Madeln,
G'stellt vom Kopf bis zu die Wadeln
— — — — — — — — — — —

»Ist dies das verheißene Ende? Sind's Bilder jenes Grauens?« Bezeichnet dies Durcheinander von Pülchern, Würsteln und Madeln, wie Wiens beste Schätze zu liegen kommen werden, wenn das Unabwendbare eintreten wird? . . . Ich sah nach der Magnetnadel. Und richtig, sie zeigte eine merkliche Abweichung der Gehirne. Kaum war der Bericht im ‚Deutschen Volksblatt' erschienen, gab's ein Erdbeben. Nun, dachte ich mir, aber jetzt wird für ein Weilchen Ruhe sein. Wir sind gemahnt worden. Die Gehirne wurden durcheinander gerüttelt, der Wiener wird sehen, daß doch kein Verlaß auf die Geduld des Erdbodens ist, er wird Bescheidenheit lernen und sich darauf einrichten, so unterzugehen, daß kein Aufsehen entsteht . . . Gar keine Spur! Jetzt gehts erst recht los. Die Dummheit stürzt auf die Straße, rafft an »Beobachtungen« zusammen, wessen sie habhaft werden kann, und läuft in die Redaktionen, um zu melden, daß sie einen Ruck verspürt hat. Daß sie auch dabei war! Pfosten stürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren, und die Väter schreiben Briefe an die ‚Neue Freie Presse'. Weiber, die ruhig auf dem Sofa liegen geblieben sind, treiben ihre Männer an, den Zeitungen zu berichten, wie es sich zugetragen hat, als das Erdbeben kam. Da wird

kein Stoß verspürt, keine Flüßigkeit wird verschüttet, ohne daß die Richtung, in der es geschah, am andern Morgen in der Zeitung bekanntgegeben würde. Daß ein Erdbeben stattfand, geht für die intelligente Presse aus dem Gutachten des Professors Sueß beinahe ebenso klar hervor wie aus der Versicherung eines Piccolo, er habe »nicht g'stößen«, die ein Kaffeehausgast, dessen Tisch schwankte, eiligst rapportiert. Ein Herr aus der Porzellangasse, die wegen ihrer Gebrechlichkeit den Redaktionen besonders beachtenswert erscheint, behauptet in allen Blättern täglich zweimal die ganze Woche hindurch, er wohne in einem Hause, das »auch in normalen Zeiten« — aha! — »nicht zu den solidest gebauten gehört«. Ein Herr gibt zu, er sei sogleich ans Telephon geeilt und habe die Nummer der geschätzten Redaktion verlangt, worauf das Telephonfräulein — aha! — meinte: »Sie wünschen die ‚Presse' zu sprechen? Es sind leider wegen des Erdbebens alle Nummern besetzt.« »Ich wußte genug«, schließt der Einsender die höchst charakteristische Zuschrift. Alle Nummern besetzt, alle Spalten gefüllt. Tagaus, tagein, heute, morgen, ewig. Bis das Weltgebäude wirklich zusammenkracht und auch eine schriftliche Verständigung mit der Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' nicht mehr möglich ist. Wessen Brief infolge redaktionellen Weltenraummangels nicht untergebracht werden konnte, muß sich damit begnügen, seinen schlichten Namen in einer eigenen Liste der Erdbebenbeobachter gedruckt zu sehen. Immerhin, man war bisher bloß Nichtraucher. Und der Meldzettel ist auch schon abgeschafft, die Telephongebühren sind ermäßigt und die Blattern erloschen. Ein Zeitungsherausgeber stirbt auch nicht alle Tage. Die ‚Neue Freie Presse' sorgt für Ersatz. Sie läßt die Zurückgebliebenen nicht im Stich. Und es ist wieder ganz so wie vor einem Monat; als ob es sich um nichts geringeres als um die Elegie auf den Tod eines Redakteurs

handelte, wird jeder Karfunkelstein, der uns seine Teilnahme am Erdbeben tief erschüttert bekundete, am andern Morgen genannt. Der Schwachsinn, der früher nie daran gedacht hätte, aus seinem Privatleben hervorzutreten, hat eine Gelegenheit für die Unsterblichkeit entdeckt, die Banalität wird aus ihrem Versteck gelockt, das Durchschnittsmenschentum im Triumph eingeholt. Eine verzehrende Gier hat sich des Herrn Niemand bemächtigt, genannt zu werden. Tausende umlagern die Redaktion, heben die Hände empor zum Mirakel des lokalen Teils und rufen: Ich auch! Ich auch!

Und es ist reinster Idealismus, der diesem Streben entgegenkommt. Man könnte argwöhnen, die Geologen der ‚Neuen Freien Presse' seien Inseratenagenten und jede Null habe sich erst einen Fünfer zulegen müssen, um verewigt zu werden. Ist doch nachträglich eine solche Deutung der Kondolenzen zum Tode des Mitherausgebers in Umlauf gekommen. Nicht daß es wahr ist, aber daß man es dem überlebenden Führer der ‚Neuen Freien Presse' zutraut, macht die Version bemerkenswert. Diesmal glaube ich, daß bloß die Firmatafeln, die durch das Erdbeben ins Schwanken kamen, inseriert werden mußten, daß aber ein reines Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit die Nennung aller Privatpersonen bewirkt hat, auf die das Erdbeben einen Eindruck machte. Daß man in den Variétés und Kabaretts vor aller Gefahr geschützt war, während in der Privatwohnung der Toilettefrau der »Fledermaus« die Uhr stehen blieb, ist gewiß bemerkenswert. Sonst aber wurde in durchaus selbstloser Absicht jedes Nachtkastel, das gewackelt hat, registriert. Ob es von der Wiener Werkstätte erzeugt, also ohnedies etwas unsicher war, oder nicht: der Einsender legt Wert darauf, daß man in der Öffentlichkeit erfahre, er h a b e ein Nachtkastel. Es kann auch ein Automobil sein. Denn fürwahr, warum wäre uns sonst gemeldet worden,

daß der Chauffeur des Herrn Viktor Leon — der allerdings der Verfasser der »Lustigen Witwe« ist — etwas gespürt hat?

Wie soll das werden! Was wird geschehen, wenn eines Tages die Stöße so rasch aufeinanderfolgen, daß die Presse nicht mehr nachkommen kann? Es war eine fürchterliche Probe. Indeß, die Journalisten lassen sich in ihrer irdischen Sicherheit nicht bange machen. Sie werden ein bischen von den Sesseln gehoben, aber sonst fürchten sie nicht den Tod, hoffen auf Kondolenzen und denken nicht an Prügel, zu denen sich doch einmal ein paar handfeste Kulturfreunde aufraffen könnten. Darum habe ich eine andere Methode versucht. Auch eine, deren Möglichkeit ich schon einmal angedeutet habe. Daß die Zuschriften, die die ‚Neue Freie Presse' bei irgendeinem Elementarereignis aus der Leopoldstadt empfängt, von mir verfaßt sein könnten, gab ich ihr zu bedenken. Ich habe sie ausdrücklich gewarnt. Aber der liebe Leichtsinn will nicht hören, sitzt gemütlich beim Erdbeben, verzeichnet einlaufende Briefe und glaubt, daß das so schön glatt weiter gehen wird. Da nahm auch ich Papier und Tinte, und schrieb den folgenden Brief an die ‚Neue Freie Presse':

»Ich las gerade Ihr hochgeschätztes Blatt, als ich ein Zittern in der Hand verspürte. Da mir diese Erscheinung von meinem langjährigen Aufenthalt in Bolivia, dem bekannten Erdbebenherd, nur zu vertraut war, eilte ich sogleich zu der Bussole, die ich seit jenen Tagen in meinem Hause habe. Meine Ahnung bestätigte sich, aber in einer Weise, die von meinen Beobachtungen seismischer Tatsachen in Bolivia durchaus abwich. Während ich nämlich sonst ein Abschwenken der Nadel nach Westsüdwest wahrnehmen konnte, war diesmal in unzweideutiger Weise eine Tendenz nach Südsüdost feststellbar. Allem Anscheine nach handelt es sich hier um ein sogenanntes tellurisches Erdbeben (im engeren Sinne), das von den kosmischen Erdbeben (im weiteren Sinne) wesentlich verschieden ist. Die Verschiedenheit äußert sich schon in der Variabilität der Eindrucksdichtigkeit. Bei dieser Art von Erdbeben kommt es vor, daß jemand, der im Nebenzimmer sich aufhält, nichts von all dem merkt, was sich

uns unverkennbar offenbart. Meine Kinder, die um jene Zeit noch nicht eingeschlafen waren, hatten nicht das geringste gemerkt, während wieder meine Frau behauptet, drei Stöße gespürt zu haben. Hochachtungsvoll Zivilingenieur J. Berdach, Wien, II. Glockengasse 17.«

Ein Freund, der dabei saß und dem ich die Mitteilung, daß in Bolivia bestimmt nie ein Erdbeben stattgefunden hat, verdanke, meinte, das werde nicht erscheinen. Ich sagte: Das wird erscheinen! Die ‚Neue Freie Presse' wird darüber erfreut sein, unter so vielen Laien endlich einen Fachmann zu Wort kommen zu lassen, der die Bussole bei der Hand hat, von einer Variabilität der Eindrucksdichtigkeit spricht und vor allem über die Einteilung in tellurische und kosmische Erdbeben Bescheid weiß. Mein Freund sagte: Aber das »Zittern der Hand« wird den Einsender verraten! Nein, sagte ich; wenn das Zittern der Hand der Redaktion auch als Begleiterscheinung eines Erdbebens verdächtig vorkommen sollte, so wird es ihr den Respekt des Lesers, der die ‚Neue Freie Presse' zur Hand nimmt, bedeuten. In keinem Fall die Erbitterung des Lesers. Mein Freund sagte: Sie überschätzen die Dummheit der Leute. Ich sagte: Nein. Aber selbst wenn ich sie überschätze, die Zuschrift ist aus der Glockengasse, und darüber kommt kein Mann der ‚Neuen Freien Presse' hinweg . . . Und die Zuschrift erschien. »Herr Zivilingenieur J. Berdach schreibt uns aus der Glockengasse.« Am 22. Februar 1908 . . . Ich hatte die ‚Neue Freie Presse' ausdrücklich gewarnt. Meine Schuld ist es nicht, daß sie jetzt eine Zuschrift von mir abgedruckt hat. Aber wenn das Unglück auch geschehen ist, so kann man ihr doch nicht vorwerfen, daß sie den Brief gedankenlos zum Druck befördert hat. Sie hat ihn sogar redigiert. Sie hat aus den Stößen, die meine Frau gespürt hat, »Erschütterungen« gemacht, weil man eben in so ernster Sache jede Zweideutigkeit vermeiden muß. Sie hat die »kosmischen Erdbeben«, die ihr als eine widerspruchsvolle Bezeichnung erschienen, in »kosmische

Beben« verändert. Sie schweigt mich seit zehn Jahren tot; sie ignoriert mich als Satiriker und läßt mich nur als Geologen gelten ... Aber die Freude an einem fachmännischen Gutachten sollte nicht ungetrübt bleiben. Ich selbst plante, sie ihr zu trüben. Früher schon hatte einer ihrer Beobachter die Oberleitungsdrähte der Straßenbahn beim Erdbeben schwingen gesehen, und sogleich meldete sich ein feierlicher Namensvetter, der entrüstet erklärte, die Beobachtung stamme nicht von ihm. So, gerade so wollte ich's auch machen. Ich gedachte einen andern Berdach erklären zu lassen, er danke seinem Schöpfer, daß er nicht sei wie dieser. Ich kam nicht dazu; aber wer beschreibt meine Überraschung, als ich zwei Tage später trotzdem die Verwahrung eines Berdach las? Auch den gibt's natürlich nicht. Wohl aber scheint es außer mir schon Leser zu geben, die allmählich darauf kommen, was man alles mit der ‚Neuen Freien Presse' machen kann. Noch sind freilich der Gläubigen mehr, deren Hand respektvoll zittert, wenn sie das Blatt ergreift.

Und es wird weiter beobachtet. Man muß nachtragen, daß ein Herr versichert, die Scherben einer zerbrochenen Vase seien »gegen Süden geflogen« und das verschüttete Wasser habe »eine Strichspur Nordsüd gezeigt«. Daß bei einer Pokerpartie die Karten nach allen Richtungen geflogen seien. Und daß ein Papagei unruhig wurde. Und daß in einer Kegelbahn ein Rollen vernehmbar war. Ich auch! Ich auch! Wer in diesem Sommer nicht geimpft wurde, darf jetzt wenigstens einen Stoß verspüren. Und wenn die Redaktionstelephone besetzt sind, teilen sie sich's untereinander mit. Die Wiener begrüßen den Weltuntergang mit einem Halloh! Halloh! »Durch das Erdbeben entstand ein Ansturm der Telephonabonnenten, die Verbindungen haben *wollten*, um das Elementarereignis anderen *mitzuteilen.*« Als der erste Ruck kam, trübte kein *metaphysischer* Gedanke die Reinheit ihres Vorstellungs-

lebens. Ein Volk von Tarockspielern blickte nicht auf, als das Schicksal Ultimo ansagen wollte. Bloß das Mitteilungsbedürfnis, das schon in erdbebenfreien Tagen häuserhoch aufklatscht, wuchs ins Gigantische. Nur nicht hinwerden, ohne daß der andere es erfährt! Da habts mein letztes Kranl, aber in der Zeitung muß es stehen! Nein, das war doch kein tellurisches, das war ein kosmisches Erdbeben. Das war die Dummheit! Und es war eine Probe, wie sich der Wiener beim Weltuntergang, der in diesem Jahr bestimmt stattfindet, benehmen wird. Das kann schön werden! Wir werden uns wieder einmal so benehmen, daß wir uns vor dem Ausland schämen müssen. Eine Schlamperei wird herrschen, die ohne Beispiel sein dürfte. Die Flüsse werden zu spät stehen bleiben und die Erde wird sich unpünktlich öffnen. Und alle werden auf einmal dabei sein wollen. Wenn die Redaktionen nicht jetzt schon die Präsenzlisten setzen lassen, werden sie den Einlauf nicht bewältigen können. Dazu werden Ausrufe hörbar werden, die einem die Freude am Untergehen verderben könnten. Der Krach, der is zwida!, wird es etwa heißen. Und einer ruft: Da bleib i nöt, da geh i ham ... Kein Entrinnen! Ein Komet taucht auf, zieht zuerst vor der ‚Neuen Freien Presse‘ den Schweif ein, verrichtet aber dann sein Werk. Die Sternenbanerstierer gehen um. Wiener Pülcher, Wiener Würsteln, Wiener Madeln, alles liegt durcheinander. Die wachsende Kohlennot erscheint, noch einmal zieht der Dr. Koritschoner mit G'spiel und Musi vorüber. Und das Verhängnis kommt mit dem großen Reibsackl ... Alles tot. Nur der letzte Mensch, ein Lokalredakteur, ruft mit gellender Stimme in das Chaos: Man bemerkte u. a. Angelo Ei— — Weiter kam er nicht.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 246—47 WIEN, 12. MÄRZ 1908 IX. JAHR

Oskar Wildes letzte Veröffentlichung.

Damit der guten Gesellschaft Mitteleuropas, die heute in ihrer Eigenschaft als »Nachwelt« das Andenken eines von ihrer Gesinnung Gemordeten ästhetisch besudelt, der Appetit beim Essen, die Ruhe im Schlafe, die Lust bei der Paarung und die Illusion bei den Dichterehrungen vergehe, schließe ich die Vorstellung eines Lebens der Schönheitstrunkenheit durch diesen Ton des Jammers ab, durch diesen Blick des Grauens. Karl Kraus.

Vorbemerkung des Übersetzers: Am 25. Mai 1895 wurde Oskar Wilde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt. In den letzten Monaten seiner Haft schrieb er sein »De profundis«, das aber erst nahezu acht Jahre später veröffentlicht wurde. Am 27. Mai 1897, unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, richtete er an den Daily Chronicle den berühmten Brief über »den Fall des Schließers Martin«. Anfangs des Jahres 1898 erschien die »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«. Und am 24. März 1898 erschien, wieder im Daily Chronicle, der hier folgende Brief über die Gefängnisreform. Das ist alles, was aus Wildes Feder, von jenem schicksalsvollen 25. Mai 1895 an bis zu seinem Tode, am 30. November 1900, gedruckt wurde. Dieser Brief, der in deutscher Sprache bisher nicht erschienen ist, stellt also die letzte Veröffentlichung Wildes dar.

Wilde hatte sicherlich keinerlei literarische Aspirationen bei Verfassung dieses Briefes. Die Sprache ist, wenige Stellen ausgenommen, von strenger, fast kahler Schlichtheit. Aber gerade diese gewaltig beherrschte Ruhe ist es, die den Meister verrät. Keine leidenschaftlich donnernde Anklage könnte mächtiger, erschütternder wirken als diese einfache Aufzählung von Tatsachen. Man begreift nicht, daß nach Veröffentlichung

dieses und des ähnlich gehaltenen Briefes über den »Fall Martin« nicht ganz England in einem Schrei des Entsetzens sich vereinigte. Dies ist vielleicht nur so zu erklären, daß Wilde damals in England ein Verachteter, ein Geächteter war, vor dessen Stimme man sich die Ohren zuhielt. Aber jeder Mensch wird mit Schrecken und mit Staunen in die verschlossene Welt der Gefängnisse hineinblicken. Er wird sich fragen, ob das bei einem zivilisierten Volke möglich ist. Er wird sich fragen, ob dieses Volk das Recht hat, gegen die Greuel der russischen Gefängnisse zu protestieren. Die Reform, die damals vor das Parlament kam, wurde, so viel ich weiß, im Jahre 1899 Gesetz. Ihr Inhalt, und inwiefern sie den hier geschilderten Übeln abhalf, ist mir leider nicht bekannt.

Neben dem allgemein menschlichen hat der Brief aber auch ein biographisches Interesse. Obgleich Wilde nur ein- oder zweimal flüchtig von sich spricht, obgleich keine einzige persönliche Klage den ruhigen Fluß seiner Diktion unterbricht, bleibt uns immerfort der Gedanke gegenwärtig, daß er selbst alle diese Qualen an seiner Person erfahren hat, daß sie ihn, den geistig hochstehenden, an ein raffiniert genußreiches Leben gewöhnten Mann, in unausdenkbarer Weise treffen mußten. Daß er dem Wahnsinn entging, der nach seiner Schilderung das Los einer großen Anzahl von Gefangenen ist, erscheint als ein Wunder. Und er entging nicht nur dem Wahnsinn, er schrieb »De profundis«! Um diese Zeit war ihm allerdings durch einen humanen Direktor schon eine Erleichterung gewährt worden.

Ein Satz dieses Briefes muß den damaligen Lesern rätselhaft und unvereinbar mit seinem sonstigen Inhalt erschienen sein: »Glücklicherweise sind die anderen Dinge (die man im Gefängnis lernt) manchmal von höherem Wert«. Keiner von den Lesern konnte damals, sieben Jahre vor dem Erscheinen von »De profundis«, wissen, was mit diesen Dingen von höherem Wert gemeint war. Keiner konnte wissen, daß die Hölle des Gefängnisses für den unglücklichen Mann ein Purgatorium geworden war, in dem alles vernichtet wurde, was niedrig und unrein in seiner Natur gewesen, so daß der edle Kern in voller Reinheit daraus hervorging. Unter den Dingen von höherem Wert, die das Gefängnis ihn gelehrt hatte, stand ihm zuhöchst die Erkenntnis von dem Wert des Leides. »Das Leid und alle Lehren, die wir ihm danken,

das ist meine neue Welt«. »Der Schmerz ist die edelste Regung, deren der Mensch fähig ist«. So heißt es in »De profundis«.

Aber nicht alle Menschen sind aus dem Metall Wildes; viele brechen zusammen unter der furchtbaren Last der neuen Lehre. Für diese erhebt er seine Stimme in diesem schönen und ergreifenden Brief. Er unterschreibt ihn: »Der Autor der Ballade vom Zuchthaus zu Reading«. Dieses großartige Gedicht hatte Wilde kurz vorher nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym C 33 — der Nummer, die er als Gefangener in Reading trug — erscheinen lassen, und er wollte sein Inkognito offenbar beibehalten. Aber dieses Inkognito hatte niemand getäuscht. Es gab nicht so viele Menschen in England, die ein solches Gedicht schreiben konnten, daß man lange hätte raten müssen, wer sein Autor war. Der vorliegende Brief verrät fast nirgends – nur die ironische Überschrift ist einigermaßen Wildisch – den Künstler, dessen Prosa einst in tausend Facetten funkelte. Aber er ist eine Tat.

L. R.

Wer heute froher Laune bleiben will, lese dies nicht.

An den Herausgeber des Daily Chronicle.

Geehrter Herr!

Ich erfahre, daß das Gefängnisreformgesetz des Ministers des Innern diese Woche zur ersten oder zweiten Lesung kommen soll, und da Ihr Blatt das einzige in England ist, das ein wirkliches und waches Interesse an dieser wichtigen Frage bekundet, so hoffe ich, daß Sie mir, als einem, der über eine lange persönliche Erfahrung von dem Gefängnisleben in England verfügt, gestatten werden, darauf hinzuweisen, welche Neuerungen in unserem gegenwärtigen unsinnigen und barbarischen System vor allem nötig sind.

Aus einem Leitartikel, der vor etwa einer Woche in Ihrem Blatte erschien, entnehme ich, daß die wesentlichste Reform in einer Vermehrung der Inspektoren und sonstigen offiziellen Persönlichkeiten, die zu unseren Gefängnissen Zutritt haben, bestehen soll.

Eine solche Reform ist vollkommen nutzlos und

zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Der Inspektor oder der Friedensrichter, der ein Gefängnis besucht, kommt dahin zu dem einzigen Zwecke, um zu sehen, ob die Vorschriften gehörig befolgt werden. Er richtet auf nichts anderes seine Aufmerksamkeit, noch hat er die geringste Macht, selbst wenn er auch den Wunsch hätte, auch nur einen Punkt der Verordnungen zu ändern. Diese Verordnungen selbst sind aber das Sinnlose und Grausame. Keinem Gefangenen ist je von einem der offiziellen Besucher eine Erleichterung zu Teil geworden, noch wurde einem je irgend welche Aufmerksamkeit gewidmet. Die Besucher kommen nicht im Interesse der Gefangenen, sondern um darauf zu achten, daß die Vorschriften befolgt werden. Der Zweck ihres Kommens ist, sich von der Zwangsanwendung eines unverständigen und inhumanen Gesetzes zu überzeugen. Und da sie doch etwas zu tun haben müssen, so gehen sie dabei mit großer Genauigkeit zu Werke. Der Gefangene, dem die geringfügigste Vergünstigung zu Teil geworden, fürchtet das Kommen der Inspektoren, und an den Inspektionstagen sind die Gefängnisbeamten grausamer und brutaler gegen die Gefangenen als sonst. Ihr Wunsch ist natürlich, zu zeigen, welch tadellose Disziplin sie aufrechtzuerhalten verstehen.

Die nötigen Reformen sind sehr einfach. Sie betreffen die körperlichen und die geistigen Bedürnisse jedes der unglücklichen Gefangenen.

Was die ersten betrifft, so gibt es drei vom Gesetze sanktionierte permanente Strafen in den Gefängnissen Englands:

1. Hunger;
2. Schlaflosigkeit;
3. Krankheit.

Die Kost, die den Gefangenen gegeben wird, ist ganz unangemessen, zum größten Teil von widerlicher Art, in ihrer Gesamtheit ungenügend. Jeder Gefangene leidet Tag und Nacht Hunger. Eine gewisse Menge von Nahrung wird Lot um Lot für jeden einzelnen

Gefangenen abgewogen. Sie reicht eben hin, um, nicht das Leben, aber die Existenz zu erhalten; ununterbrochen nagt jedoch die Qual und die Not des Hungers an dem Gefangenen.

Die Folge dieser Kost — die in den meisten Fällen nur aus dünner Suppe, schlecht gebackenem Brot, Fett und Wasser besteht — ist Krankheit in der Form unaufhörlicher Diarrhöe. Diese Krankheit, die schließlich bei den meisten Gefangenen chronisch wird, ist eine anerkannte Institution in unseren Gefängnissen. In Wandsworth zum Beispiel — wo ich zwei Monate eingekerkert war, bis ich ins Spital gebracht werden mußte, wo ich weitere zwei Monate blieb — gehen die Schließer zwei- bis dreimal im Tage mit einer starken Medizin herum, die sie den Gefangenen als etwas Selbstverständliches verabreichen. Nach einer Woche solcher Behandlung übt die Medizin, wie zu sagen kaum nötig, keine Wirkung mehr aus, und der unglückliche Gefangene ist ein Raub der schwächendsten, niederdrückendsten und demütigendsten Krankheit, die man sich vorstellen kann. Wenn er dann, wie es oft vorkommt, aus körperlicher Schwäche die vorgeschriebene Zahl von Umdrehungen am Rad oder an der Mühle nicht leistet, so wird er wegen Trägheit angezeigt und in der strengsten und grausamsten Weise bestraft.

Das ist aber noch nicht alles; die hygienischen Einrichtungen in den englischen Gefängnissen sind im höchsten Grade ungenügend. In früherer Zeit war jede Zelle mit einer Art Latrine versehen; diese Latrinen sind aber abgeschafft worden und bestehen nicht mehr. Statt dessen bekommt jeder Gefangene einen kleinen Zinnkübel. Dreimal im Tage ist es ihm gestattet den Kübel auszuleeren; aber er hat keinen Zulaß zu den Waschbecken des Gefängnisses, ausgenommen die eine Stunde täglich, die ihm für den Spaziergang gewährt wird. Und nach fünf Uhr abends darf er seine Zelle unter gar keinen Umständen, aus was immer für einer Ursache mehr verlassen. Ein

Mensch, der an Diarrhöe leidet, befindet sich daher in einer so unendlich widerwärtigen Lage, daß es unnötig ist, dabei zu verweilen, daß es unziemlich wäre, dabei zu verweilen. Die Qualen des Elends, die die Gefangenen infolge der empörenden hygienischen Einrichtungen durchmachen, sind unbeschreiblich. Und die Luft der Zellen, die durch die ganz unzureichende Ventilation nicht verbessert wird, ist derart verpestet und erstickend, daß es nichts Seltenes ist, daß die Schließer, wenn sie des Morgens auf ihrem Rundgang aus der frischen Luft hereinkommen, von heftigem Unwohlsein befallen werden. Ich habe das selbst in mindestens drei Fällen mitangesehen; und mehrere Schließer haben mir diesen Umstand als eines der widerlichsten Dinge geschildert, die ihr Beruf im Gefolge habe.

Die Kost, die den Gefangenen gegeben wird, sollte ausreichend und gesund sein. Sie dürfte nicht von der Art sein, die unaufhörliche Diarrhöe hervorzurufen, die zuerst eine akute Krankheit, später ein chronisches Leiden wird. Die hygienischen Einrichtungen der Gefängnisse sollten gründlich geändert werden. Jeder Gefangene sollte Zulaß zu den Waschbecken haben, so oft es nötig ist, und sollte seinen Kübel ausleeren dürfen, so oft es nötig ist. Die gegenwärtige Ventilationsart in den Zellen ist vollkommen wertlos. Die Luft kommt durch das dichte Drahtgitter an der Tür und durch die kleine Öffnung in dem kleinen vergitterten Fenster, die zu eng und zu schlecht angelegt ist, um nur halbwegs frische Luft einzulassen. Nur während einer Stunde unter den vierundzwanzig, aus denen der Tag besteht, darf der Gefangene die Zelle verlassen, er atmet also dreiundzwanzig Stunden lang die denkbar verdorbenste Luft ein.

Die Strafe der Schlaflosigkeit existiert nur in chinesischen und englischen Gefängnissen. In China wird sie in der Weise angewendet, daß der Gefangene in einen engen Bambuskäfig gesteckt wird, in Eng-

land verwendet man dazu die Lattenpritsche. Die Lattenpritsche hat den Zweck, Schaflosigkeit herbeizuführen. Sie hat keine andere Bestimmung, und sie erfüllt diese unfehlbar. Und selbst wenn einem später eine harte Matratze bewilligt wird, wie das im Laufe der Haft zuweilen geschieht, leidet man nach wie vor an Schlaflosigkeit. Denn der Schlaf ist, wie alle gesunden Dinge, eine Gewohnheit. Jeder Gefangene, der auf der Lattenpritsche gelegen hat, leidet an Schlaflosigkeit. Es ist eine empörende und unsinnige Strafe.

Gestatten Sie mir ferner einige Worte über die geistigen Bedürfnisse der Gefangenen. Das gegenwärtige System scheint fast auf die Erschütterung und Zerstörung der geistigen Kräfte abzuzielen. Und Wahnsinn ist, wenn nicht seine Absicht, doch sicherlich seine Folge. Dies ist eine zweifellose Tatsache, und deren Ursachen sind offenkundig genug. Der Bücher und jedes geistigen Zuflusses beraubt, jeder menschlichen und vermenschlichenden Berührung entrückt, zu ewigem Schweigen verurteilt, abgeschnitten von dem Verkehr mit der Außenwelt, behandelt wie ein vernunftloses Tier, gequält, wie auch ein Tier nicht gequält wird, kann der Unglückliche, der in ein englisches Gefängnis gesperrt wird, kaum dem Wahnsinn entgehen. Ich will bei diesen Entsetzlichkeiten nicht verweilen, noch weniger bloß irgend ein flüchtiges Interesse der Rührung für diese Sache erwecken. Ich will also, mit Ihrer Erlaubnis, nur darlegen, was geschehen sollte.

Jeder Gefangene sollte eine angemessene Anzahl guter Bücher bekommen. Gegenwärtig wird einem während der ersten drei Monate überhaupt kein Buch gestattet, ausgenommen eine Bibel, ein Gebetbuch und ein religiöses Gesangbuch. Nachher bekommt man ein Buch wöchentlich. Dies ist nicht nur ganz ungenügend, sondern die Bücher, aus denen die Gefängnisbibliotheken bestehen, sind auch gewöhnlich wertlos. Es sind der Mehrzahl nach schlecht

geschriebene, auf niedrigster Stufe stehende sogenannte religiöse Bücher, in kindischer Sprache verfaßt und ungenießbar für Kinder ebensosehr, wie für Erwachsene. Die Gefangenen sollten zum Lesen ermuntert werden, sollten Bücher haben können, so viel sie wollen, und die Bücher sollten gut gewählt sein. Gegenwärtig werden sie von den Gefängnisgeistlichen gewählt.

Nach den jetzt geltenden Verordnungen darf der Gefangene nur viermal im Jahre Besuch empfangen, und jeder Besuch darf nur zwanzig Minuten dauern. Dies ist unrecht. Der Gefangene sollte jeden Monat Besuch bekommen dürfen, und es sollte ihm hiefür eine billige Zeit eingeräumt werden. Die Art, wie der Gefangene gegenwärtig den Verwandten oder Freunden vorgeführt wird, die ihn besuchen, sollte geändert werden. Er wird entweder in einen großen eisernen oder in einen großen hölzernen Käfig gesteckt, der eine kleine mit Draht vergitterte Öffnung hat, durch die der Gefangene schauen kann. Die Besucher befinden sich in einem ähnlichen Käfig, der drei oder vier Fuß entfernt ist, und in dem Zwischenraume stehen zwei Schließer, die das Gespräch mit anhören und die es nach Umständen unterbrechen oder ganz abschneiden können. Ich beantrage, daß der Gefangene mit seinen Verwandten und Freunden in einem Zimmer soll sprechen dürfen. Die gegenwärtige Art ist unbeschreiblich quälend und empörend. Der Besuch eines Bekannten oder Verwandten ist für jeden Gefangenen eine Verschärfung seiner Demütigung und seiner Seelenpein. Viele verbitten sich lieber jeden Besuch, als daß sie sich dieser Qual aussetzen, und ich muß sagen, daß mich das nicht wundert. Wenn ein Gefangener mit seinem Anwalt spricht, so geschieht das in einem Zimmer mit einer Glastür, hinter der der Schließer steht. Wenn er den Besuch seiner Frau, seiner Kinder, seiner Verwandten, seiner Freunde empfängt, so sollte ihm dieselbe Vergünstigung gewährt werden. Gleich einem Affen in

einem Käfig vor den Augen derer zur Schau gestellt zu werden, die einen lieben und die man liebt, ist eine fürchterliche und nutzlose Herabwürdigung.

Jedem Gefangenen sollte es gestattet sein, wenigstens einmal monatlich einen Brief zu empfangen und abzusenden. Gegenwärtig darf man nur viermal jährlich schreiben. Dies ist vollkommen ungenügend. Eine der traurigsten Folgen des Kerkerlebens ist, daß es das Herz des Gefangenen zu Stein werden läßt. Die Gefühle der Zuneigung bedürfen, wie alle Gefühle, der Nahrung; sie sterben sehr leicht an Entkräftung. Ein kurzer Brief viermal im Jahr ist nicht genug, um die besseren und menschlicheren Regungen wach zu erhalten, durch die allein der Natur die Empfänglichkeit bewahrt wird für die guten und sanften Einflüsse, die dereinst ein gebrochenes, zerstörtes Dasein vielleicht wieder aufrichten können.

Die Praxis, die Briefe der Gefangenen zu zensurieren und zu verstümmeln, sollte abgeschafft werden. Wenn einer sich in einem Briefe über die Vorgänge im Gefängnisse beklagt, so wird dieser Teil des Briefes mit der Scheere herausgeschnitten; beklagt er sich aber, wenn ihn jemand besucht, durch die Offnung seines Käfigs, so wird er von den Schließern mißhandelt und jede Woche zur Bestrafung angezeigt, bis die nächste Besuchszeit kommt, um welche Zeit man erwartet, daß er, nicht Weisheit, sondern Verstellung gelernt habe. Und die lernt man immer. Sie ist eines der wenigen Dinge, die man im Gefängnis lernt. Glücklicherweise sind die anderen Dinge manchmal von höherem Wert.

Darf ich Ihren Raum noch für das Folgende in Anspruch nehmen? Sie sagen in Ihrem Leitartikel, daß es dem Gefängnisgeistlichen nicht gestattet sein sollte, außerhalb des Gefängnisses einen Beruf oder eine Beschäftigung zu haben. Dies ist aber eine Sache ohne jede Wichtigkeit. Die Gefängnisgeistlichen sind vollkommen unnütz. Sie sind im Ganzen

von guten Absichten geleitete, aber törichte, ja alberne Menschen. Sie sind von gar keinem Wert für den Gefangenen. Einmal in sechs Wochen etwa dreht sich der Schlüssel an der Zellentür, und der Geistliche tritt ein. Man steht natürlich ehrerbietig da. Er fragt, ob man die Bibel gelesen habe. Man antwortet »Ja« oder »Nein«, wie es eben sein mag. Er zitiert dann einige Bibelstellen und geht wieder. Manchmal läßt er einen Traktat zurück.

Diejenigen, denen es nicht gestattet sein sollte, außerhalb des Gefängnisses irgend eine Beschäftigung zu haben, das sind die Gefängnisärzte. Gegenwärtig haben diese Ärzte fest immer eine mehr oder minder ausgedehnte Privatpraxis und sind häufig auch noch in anderen Instituten angestellt. Die Folge davon ist, daß die Gesundheit der Gefangenen vollkommen vernachlässigt und daß auf die sanitäre Beschaffenheit der Gefängnisse gar nicht geachtet wird. In ihrer Gesamtheit betrachte ich die Ärzte noch heute, wie schon seit meiner frühen Jugend, als die humanste Berufsklasse, die es überhaupt gibt. Aber ich muß die Gefängnisärzte ausnehmen. Sie sind, soweit ich sie selbst kennen lernte, und nach dem, was ich von ihnen im Spital und anderwärts sah, roh von Gemüt, brutal im Benehmen und vollkommen gleichgiltig gegen die Gesundheit der Gefangenen oder ihr Schicksal überhaupt. Wenn den Gefängnisärzten jede andere Praxis untersagt wäre, wären sie gezwungen, an der Gesundheit und den Lebensbedingungen der ihnen anvertrauten Menschen einiges Interesse zu nehmen.

Ich habe versucht, hier einige der Reformen darzulegen, die ich in unserem Gefängnissystem für notwendig halte. Sie sind einfach, leicht durchführbar und human. Sie sollen natürlich nur einen Anfang darstellen. Aber es ist hohe Zeit, daß der Anfang gemacht werde, und er kann nur herbeigeführt werden durch einen starken Druck der öffentlichen Meinung. Dieser soll durch Ihr einflußreiches Blatt hervorgerufen und gefördert werden.

Aber um selbst diese Reformen zur Wirkung zu bringen, bleibt noch viel zu tun. Und die erste und vielleicht schwierigste Aufgabe ist, die Gefängnisdirektoren menschlicher, die Gefangenwärter erträglicher, die Gefängnisgeistlichen christlicher zu machen.

Empfangen Sie, usw.

Der Autor der »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«.

Das Wesen der Musik.

Der Trieb der Verständigung, der aus allen Elementen der Sinnlichkeit eine Sprache bilden will, bemächtigt sich auch der in die Wahrnehmungen gelegten Affekte und macht sie konventionell und trügerisch. Jede Art von Sprache ist auf ihrer ersten Stufe Gefühlsvortäuschung, etwas der Schauspielerei sehr nahe Verwandtes. Mit der mehr und mehr vervollkommneten und verkürzten Mitteilungstechnik werden aber die sinnlichen Substrate immer knapper und flüchtiger. Die Raschheit der Verständigung fordert den geringsten physischen Kraftaufwand: die ausdrucksvolle, ausgreifende Bewegung sänftigt sich zur kurzen Geberde, der Schrei dämpft sich zum Laut, das Bild verblaßt und schrumpft zum Schriftzeichen ein, der Affekt wird durch die Bedeutung ersetzt, die Phantasie durch den Verstand. Und es würde allmählich eine totale Intellektualisierung aller Gefühlswerte platzgreifen, wenn der Strom der Entwicklung, dem Theoretiker zuliebe, in einem einzigen Bette glatt und hemmungslos dahinflösse. Dieser Strom aber teilt sich in unzählige Arme, bildet Inseln und Sandbänke. Und Schnellen und Katarakte

komplizieren seinen Lauf mit Wogen, Stürzen und glitzerndem Gischt ... Wenn einer der Entwicklungsströme allzujäh den Tiefen der Erkenntnis zustürzt, dann wird sein Wasser von den granitenen Gründen zurückgeschleudert, — und ein Teil zerstäubt zu leuchtenden Tröpfchen und schwebt eine Weile als anmutige Wolke über dem Brausen des Kessels. Diese Wolke ist die Kunst. In der kalten und schaurig-ungewohnten Region des Geistes fror es den Menschen und er sehnte sich zurück nach der wärmeren Heimat der bedenkenlosen Affekte, und wenn Geberde, Wort und Zeichen seinen Intellekt müde gemacht haben, möchte er sich an dem Gefühlswert erholen, den diese Träger des Gedankens noch aus der Zeit in sich schließen, da sie erst Bewegung, Schrei und Bild waren. Und weil Geberde, Wort und Zeichen als solche durch Zweck und Konvention der Mitteilung verflacht, oberflächlich gemacht wurden und an unmittelbarer gefühlsweckender Wirkung sehr verarmt sind, müssen sie auf künstliche Weise wieder möglichst verstärkt und ausdrucksvoll gemacht werden. Mittel hiezu sind: Verstärkung der physischen Sinnlichkeit, beim Worte z. B. Macht, Umfang, Schmelz der Stimme (Rhetorik), der Gleichklang (Poetik) und Begleitung durch künstlichen Schall (Instrumentalistik), beim optischen Zeichen räumliche Ausdehnung (Monumentalistik) und Begleitwirkung der Farbe (Koloristik), bei der Geberde die Nachahmung der bei extremen Affekten beobachteten extremsten Bewegungen (Naturalistik) und Begleitwirkung durch Maskierung (Mimik mit Einschluß des Kostüms); dann die besondere Anordnung der Sinneseindrücke, die Rhythmisierung, u.zw. der Bewegung (Gestik, Tanz), des Schalles (Rhythmik, Melodik), der Form (Symmetrik, Architektonik), des Klanges und der Farbe (Harmonik); schließlich die Kumulierung der Eindrücke, die Kombination der der Künste (Szenik, Gesamtkunstwerk). Es ist klar, daß solche Künste, insbesondere die kombinierten, nur vermöge eines außerordentlich festen Systems

von Konventionen sich entwickeln können.*) Jede Geste, jede Stimmnuance, jede rhythmische und melodische Folge, jeder Klang, jede Farbe hat in den Anfängen der Kunstentwicklung eine feststehende, unantastbare Bedeutung. Und jede Neuerung wird hier als schlimmste Ketzerei betrachtet. Wieviel Willkür aber fordert die Konvention! Wieviel Verbiegungen, Vertauschungen, Umkehrungen des ursprünglichen Sinnes, welche babylonische Verwirrung für den, der außerhalb der Konvention steht! Man denke sich einen aus dem Grabe erstandenen alten Römer in einer lateinisch gesungenen großen Oper italienischen Stils, man spiele einem hochkultivierten Chinesen eine Beethovensche Symphonie vor, man stelle einen vornehmen Perser vor ein Bild des Murillo . . .

In den Künsten wird der sinnliche Eindruck alsbald zum Symbol, zum Träger einer Gefühlsbedeutung. Und wie weit diese Gefühlssymbolik — die künstlerische Wieder-Vergefühlung der durch ihre Vergeistigung zum größten Teil entfühlten Akustik und Optik durch Umsymbolisierung des Verstandesmäßigen ins Gefühlsmäßige — wie weit solche Symbolik der Symbole von sinnlicher Wahrnehmung der Realität entfernt ist, möge man daraus ermessen, wieviel Konvention und Symbolik bereits in der scheinbar so objektiven Anschauung und Empfindung des nackten menschlichen Körpers enthalten ist, wie verschieden derselbe weibliche Körper auf einen Norweger und Japaner wirkt. Von allen Kunstkonventionen aber entsteht die musikalische als letzte und komplizierteste. Sie hat die Konventionen der Bewegung und des Wortes zur direkten Voraussetzung. Denn der Gesang, ohne den die Entstehung einer absoluten Musik fast undenkbar wäre, besteht aus Rhetorik und Rhythmik. Das Lied war ursprünglich nichts anderes als skandierter Vortrag

*) Vergleiche hiezu meinen Artikel »Die Voraussetzungen des Theaters«, ‚Fackel‘ Nr. 219—220.

und die ursprüngliche Melodik war eine mehr als bescheidene. Daß der »Geist« der Musik ein entlehnter ist, nämlich der Geist des Wortes, wurde ja in neueren Epochen von ihr zu leugnen versucht, daß ihr elementar Körperliches nichts anderes ist als rhythmisierte Bewegung, konnte sie ohne Selbstverleugnung schlechterdings nicht wegdisputieren. Der innige Zusammenhang von Musik und Bewegung liegt ja auch heute noch ganz offen zutage. Blutumlauf, Gang, Marsch, Lauf und Tanz lieferten der Musik die typischen Rhythmen und man könnte im Groben und Großen die Musik als einen in erstaunlich vollkommenem Maße geglückten Versuch erklären, Bewegung in besonderer, lustvoller Weise hörbar und ohne Anstrengung mit Genuß fühlbar zu machen.

*

Während die Melodik und Harmonik sich auf der Grundlage des Gesanges ausbildeten, nimmt die Instrumentalistik zunächst von der reinen Bewegung ihren Ausgangspunkt. Wenn Arbeiter einen Pfahl in den Boden treiben und gemeinsam im selben Tempo das Seil des Fallgewichtes heben und loslassen sollen, so schreien sie im Rhythmus »hoch-rück« oder es übernimmt einer — der Aufseher — die Angabe des Taktes und ersetzt den ermüdenden Schrei durch Händeklatschen oder Stampfen: dies ist dann die primitivste Instrumental-Musik. Und wenn er — zur Schonung der Hände oder Füße — zwei Hölzer aneinanderschlägt, ist dies das primitivste Instrument. Das erste aller Instrumente ist das unstimmbare und im wörtlichsten Sinne monotone Schlagwerk: die Trommel. Die Urform der Trommel mögen etwa zwei Hölzer oder auch zwei Schwerter oder Speere zum Aneinanderschlagen gewesen sein. Später erst dürfte der Gong erfunden worden sein und aus verschieden gestimmten und stimmbaren Trommeln entstanden eine ganze Reihe von Musikinstrumenten. (Die Geschichte der Musik-

instrumente, soweit sie bis ins Prähistorische verfolgbar ist, und die Vergleichung der Musikinstrumente bei wilden Völkern müßte dem Psychologen die dankenswertesten Aufklärungen — nicht nur musiktheoretischer Natur — geben!)

Der elementare und technische Körper der Musik bildete sich mit dem geschärften Sinn für Bewegung und Rhythmik und mit der wachsenden Geschicklichkeit der Bewegung und ihrer künstlichen Mechanisierung aus. Als ursprünglichste Musik darf wohl das Singen oder Trommeln zu gleichmäßiger Muskelarbeit, zu rituellen oder kriegerischen Märschen (die feierliche Prozession, der Kriegszug) und zum festlichen und sinnlichen Tanze angesehen werden. Dieser Hauptarm der Musik, der seine eigentliche Wirkung aus der Rhythmik ableitet, trifft in erster Linie das Nervensystem. Diese Musik wirkt tonisch. Sie soll die Müdigkeit des Arbeiters durch den Reiz auf das motorische Nervensystem überwinden; sie soll die Länge der Arbeitszeit durch die rhythmische Interpunktierung kürzen; sie soll den Gang des Priesters regelmäßig, ungewöhnlich, eindrucksvoll, den Gang des Kriegers elastisch, rasch, entschlossen machen; sie soll die Menge festlich, das Heer kriegerisch stimmen. Sie soll endlich auch ein Ventil für gehemmte Bewegungslust sein: man tanzte zum erstenmal da, wo man lieber über ein Feld gelaufen wäre, ein Weib umarmt, einen Feind bekämpft, ein Tier gejagt, ein Pferd geritten hätte, man tanzte, weil kein Feld zum Durchlaufen, kein Weib, kein Feind, kein Beutetier, kein Pferd da war und man sich nicht anders zu helfen wußte. Und wo man nicht einmal tanzen kann, wirkt auch das bloße Hören von Tanzrhythmen als Erlösung.

Der andere Hauptarm der Musik nimmt seinen Ausgangspunkt von der im Worte eingeschlossenen Gefühlssymbolik, von der Rhetorik, vom gesanglichen Vortrag. Diese Musik wirkt hauptsächlich auf die Phantasie und erleichtert die Gefühlsimagination.

Sie belebt das Wort durch eine ebenso falsche als brutale gefühlsmäßige Interpretation, sie macht das eindeutige, knappe Wort (den Text einer Erzählung oder eines Gebetes) vieldeutig und dadurch vielbedeutend. Sie ersetzt den abstrakten Realismus des Wortes durch den Konkretismus imaginärer Gefühle, sie »erhebt«, indem sie die Phantasie beweglich macht und mit ihrer sinnlichen Brutalität die Schranken der Logik und Wirklichkeit wegtaucht. Diese Musik erlaubt es dem Durchschnittsmenschen, sich für kurze Zeit an Hochgefühlen zu berauschen, sich bedeutsam und erhaben zu fühlen, das Bewußtsein der Macht und Freiheit auszukosten, sich zum schaffenden Phantasten, zum Künstler, emporzuschrauben. Diese Musik ist ein Narkotikum. Daß sie der Anregung und Stütze des Wortes auch dort, wo sie scheinbar absolut — für sich — auftritt, nicht entbehren kann, ersieht man daraus, daß sie eigentlich erst in Verbindung mit dem Schauspiel, zuerst als Chor-, dann als Sologesang (Oper), erstarkte und so weit sich vervollkommnete, daß sie es endlich wagen durfte, ohne das unmittelbar begleitende Wort verstanden werden zu wollen. Dies wäre jedoch ohne vorherige lange und innige Verbindung mit dem Worte niemals möglich geworden. Erst wenn die Konvention des Wortes durch lange Übung und vielfach modifiziert in die Konvention der Tongeberde übergegangen ist, erst wenn die Musik das Wort v e r d a u t, einverleibt hat, ist sie imstande, auf fremden Füßen wie auf eigenen zu stehen, »absolut« zu sein.

*

Wenn man bedenkt, welch langer und mühevoller Übung es bedurfte, für den Klang jedes einzelnen Instrumentes eine akustische Konvention zu finden und diese Konvention wieder mit der Konvention und Symbolik des Wortes übereinzustimmen, die Instrumente untereinander in Einklang zu bringen und überdies noch eine Konvention für den ganzen

technischen Körper — das Orchester — zu erreichen, dann ist es begreiflich, daß man das Resultat solch ungeheurer, vieltausendjähriger Arbeit, die neuere Musik — indem man alle ihre Vorbedingungen und Vorstufen vergißt — für ein unbegreifliches Wunder, für einen Ausfluß der Gottheit oder des Weltenwillens hält. Welche Kunst gebietet aber auch über eine Resonanz von so zwingender sinnlicher Wirkung, wie es der moderne Instrumentalkörper ist!

Die Instrumente dienten zuerst nur zur Regulierung, zur Führung der Gesangsstimmen, aber allmählich und schrittweise erfolgte das Überwuchern der fast unbegrenzte Möglichkeiten in sich bergenden instrumentalen Akustik über die der Menschenstimme und das völlige Übertragen der Gesangssymbolik auf die Instrumente. Diese absolut gewordene Musik ist am weitesten von ihrem Ausgangspunkte, von der Natur, vom »Wesen« der Dinge entfernt; sie ist die äußerste Verflüchtigung der realen Affekte, sie ist das Produkt vielfacher, ununterbrochener Umdeutung von Zeichen für Affekte, sie ist die konventionellste Symbolik, die überhaupt möglich ist. Sie ist vom logischen Gedanken, vom realen Gefühl und vom klar vorgestellten Bilde gleich weit entfernt, sie ist irrealer als diese Kategorien und daher zugleich allgemeiner und leichter deutbar. Sie ist etwas extrem Subjektives und daher in ihrer Objektivation unverständlich und unendlich vieldeutig. Sie kann nicht verstanden, aber leicht und vielfach gefühlsmäßig gedeutet werden. Und gerade seiner Vieldeutigkeit halber wird das Substrat solcher Mitteilung immer wieder für ein reales Objekt genommen, dem die empfundenen Affekte als Eigenschaften anhaften. Die Musik symbolisiert Gefühle, das sinnliche Substrat der Musik löst sie im Hörer subjektiv aus und der Hörer empfindet sie als objektiv real. Und dies gelingt umso leichter, als eine Kritik des Empfindens unmöglich ist. Wo es kein Verstehen gibt, glaubt jeder richtig zu verstehen,

weil er sich mühelos in das umfängliche Schema einstellen kann. Die Musik vermittelt die leichteste Möglichkeit der Gefühlsschwelgerei ohne intellektuelle und moralische Zensur. In ihr vermag alle Gefühlssehnsucht sich schrankenlos, ohne logische Bedenken, ohne Scham und andere ethische oder soziale Hemmungen auszutoben. Dies ist das eigentliche Geheimnis der Musikwirkung. Musik ist ein Ventil für alle Gefühle, die sonst unerlaubt sind, die in Form von Gedanken, spontanen Affekten oder deutlichen Phantasien sündhaft oder böse wären. In Form von Musikmachen oder -hören darf die prüdeste Jungfrau alle Zügel schießen lassen, so ungestüm sexuell wie ein brünstiger Faun oder so raffiniert erotisch sein wie ein überwitzter Wüstling. In Form von musikalischer Erregung darf der korrekteste Staatsbürger so wild, zerstörungslustig und revolutionär sein wie der wütigste Anarchist. Das eine ist keine Sünde, das andere kein Verbrechen, das Gefühl ist so täuschend verwandelt, daß niemand — auch der Fühlende nicht — es weiß; das eine heißt etwa »Tristan« oder »Salome«, das andere heißt vielleicht »Neunte« oder »Siegfried« und bedeutet (nach der maßgebenden Auffassung der Musikgelehrten) natürlich ganz andere — entgegengesetzte! — Dinge. Während aber die Musik für verpönte Gefühle ein Ventil ist, ist sie für den geplagten Intellekt ein Asyl. In der Musik ruht der Geist aus. Und dies ist der Sinn und die große Rechtfertigung nicht nur der Musik, sondern der Kunst überhaupt, daß sie dem Geiste Erholungspunkte bietet, daß sie zu jenen Pausen einladet, in denen der Geist nicht nur ruht, in denen er auch wächst und für seine schwierigsten Aufgaben Kräfte sammelt. Die Kunst teilt diese hohe Bestimmung mit dem Weibe. Aber wie die Geschlechtslust, so kann auch der Kunstgenuß zur Leidenschaft entarten und Leid statt Lust, Schwäche statt Kraft bringen. Einen, der in geschlechtlicher Leidenschaft die Zügel über sich selbst verliert und zum Hörigen

seiner Passion wird, nennt man mit Recht einen Weibsknecht. Ich nenne daher die, denen die Kunst zum unentbehrlichen Narkotikum geworden ist, Kunstknechte. Und solche haben so wenig Anrecht auf den Titel vollwertiger Kulturmenschen wie Weibsknechte. Mir ist sogar der Lüstling noch lieber als der Künstling. (Man darf auch den Hersteller einzelner Kunstwerke, den Kunstwerker, nicht mit dem Künstler verwechseln, der ein Initiator und selbstherrlicher Gewaltmensch ist.) Und gerade die Musik fordert zahllose Opfer, weit mehr als der Alkohol. In der Musik ruht der Geist sehr häufig so gründlich aus, daß die unter dem Namen Musikerkretinismus wohlbekannten Verblödungserscheinungen gezeitigt werden. Die Musik gestattet die zeitweilige Rückkehr des Intellekts auf eine Vorstufe seiner Entwicklung, in der an Stelle der scharfen Unterscheidung der verschiedenen Kategorien der Realität ein gewisser Dämmerzustand herrscht, in welchem Denken, Vorstellen und Fühlen noch wenig differenziert sind. »Musik bespült die Gedankenküste. Nur wer kein Festland bewohnt, wohnt in der Musik.« (Karl Kraus.) Es gibt aber nur sehr wenige, die Festland bewohnen und es ist leichter, angenehmer, romantischer und sogar künstlerischer, sich von den Wellen der Gefühlskonvention tragen zu lassen, als auf den Beinen eigenen Denkens zu wandern.

Karl Hauer.

Der Selbandere.*)

Ich kenne einen Reporter, der berühmter Männer Umgang genossen und sogar Ibsen besucht hat, nur leider erst in den Tagen, als der altersschwache Dichter schon nicht mehr im Vollbesitz seiner früheren Grob-

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

heit war. Im Grand-Hotel von Christiania, wo Ibsen seine gewohnte Leseecke lange nicht bezogen hatte, betrachtete man den ruhigen Verlauf des Empfangs als einen Beweis der Verschlechterung seines Zustandes. Der Dichter, der in gesunden Jahren kaum zu einem Kopfnicken zu bewegen war, hatte sich von einem Wiener Journalisten interviewen lassen. Das war der Anfang vom Ende, und der Tag ließ nicht lange auf sich warten, da der Publikation authentischer und durch keinen Zwischenfall getrübter Ibsen-Erinnerungen nichts mehr im Wege stand.

Zahlreich sind die Fälle, in denen unser Freund den Zeitpunkt wahrzunehmen verstanden hat, wo der Kräfteverfall einen leidenden Dichter gegen jede Art von Annäherung wehrlos macht. Ein Beispiel aber, daß die ungewohnte Duldung nicht bloß das Symptom eines Schwächezustands, sondern auch eine Vermehrung der Leiden bedeuten kann, bot das Ende Otto Erich Hartlebens. Als dieser sich mit seiner kranken Leber durch die Wälder Karlsbads schleppte und auch nicht mehr wie einst imstande war, einen nüchternen Gesellen zu verscheuchen, da schien unser Freund in der Pflicht treuer Gefolgschaft förmlich aufzugehen. Wer den Ruhm mit der dreimal gespaltenen Zeile mißt, wird sagen, daß keiner von beiden es zu bereuen hatte. Denn Hartleben starb zwar, aber der Begleiter veröffentlichte Erinnerungen an ihn. So oft sich der Todestag Hartlebens jährte, verrichtete er diesen Akt der Pietät. Und auch diesmal ging er hin und legte ihm Stilblüten aufs Grab, als wär's ein Kranz von Immortellen. Er nannte ihn kurz Otto Erich und begann seinen Nachruf mit der Behauptung, sie seien einmal nach einer Probe »selbander hinaus in den schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt gewandert«. Das ist leider nur zu wahr. Aber wenn auch das Andenken Hartlebens durch solche Enthüllung nicht gerade gefeiert wird, so muß man doch sagen, daß echter Pietät Schmeichelei noch weniger frommt. Wer ihn freilich

gekannt hat, weiß, daß er in so einem Fall wenigstens das Wort »selbander« nicht gebraucht hätte. Otto Erich hätte nur zugegeben, daß er die Absicht hatte, an einem schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt zu wandern, und daß sich ihm einer von jenen angeschlossen hat, die zwölf auf ein Dutzend gehen — wobei man aber immer noch vorsichtshalber nachzählen muß —, einer von jenen, die nicht nur hinter den Kulissen stehen, sondern auch sonst hinter allem, wo den dort nicht Beschäftigten der Eintritt verboten sein sollte; einer von jenen, die ihr Hohlmaß aufstellen, wenn's vom Ruhm eines andern tropft, einer, der kein eigenes Selbst hat, mit einem Wort, ein Selbanderer. Immerhin, der gemeinsame Spaziergang ist nicht in Abrede zu stellen; die Sitte besteht, und alle Dichter, die Wien besuchen, müssen sich ihr fügen. Es ist jenes Spazieren, das für den einen Teil nicht ehrenvoll ist, aber wenigstens dem andern Gewinn bringt. Wenn ein Dichter in Wien ankommt, so ist nicht immer ein Träger auf dem Bahnhof, der ihm sein Gepäck abnimmt, aber immer ein Interviewer, der ihn nach seiner Weltanschauung fragt. Und im Hotel erscheint auf einmaliges Läuten wieder nur ein Interviewer, und auf dreimaliges kein Hausknecht, der Abhilfe schaffen könnte. Man sollte nun glauben, wenn ein Dichter in solcher Lage zum Stock greift, daß dies nicht immer eine Einladung zum Spazierengehen bedeuten müsse. Aber die Dichter haben sich schließlich der weniger sympathischen Auffassung anbequemt und sind auf die Versicherung hin, daß das Leben in Wien trotzalledem gemütlich sei, selbander über die Ringstraße gezogen. Hartleben, so erfahren wir, habe bei solch einer Gelegenheit plötzlich ausgerufen: »Dieses Wien ist doch eine einzige Stadt!«. Der Begleiter meint nun allerdings, Otto Erich habe die Schönheiten Wiens gemeint, aber Otto Erich meinte den Begleiter, dessen Spezies eben dieser Stadt ihre besondere Eigenart gibt. Hier, wo alles auf intime

Wirkung berechnet ist, schafft auch noch die äußerste Zurückhaltung Intimität. Jedes Wort, das man spricht, wird aufgehoben, jedes Wort, das man nicht spricht, wird nachgeholt, und es entwickelt sich nach dem Tode des Sprechers eine rege Beziehung, deren Herzlichkeit in der Literaturgeschichte schon deshalb bemerkt werden muß, weil sie mit der Entfernung vom Sterbetage zunimmt. Otto Erich sei in den letzten Jahren wortkarg gewesen, sagen seine Freunde. Aber ein Füllhorn von Vertraulichkeiten, jokosen Bemerkungen und Material für künftige Anekdoten hat er über den Selbandern ausgeschüttet. So verriet er ihm auch, wer das Modell zu seiner »Angèle« war. Ein Mädchen, »das sich nicht des besten Leumunds erfreute«. Otto Erich nahm sie zu sich, wurde auf Veranlassung seines Onkels zur Polizei zitiert und sagte dem Beamten, der ihm seine Lebensweise vorhielt: »Das Mädchen ist meine Braut«. — »Wie heißt Ihre Braut?« fragte der Beamte. Und Otto Erich wußte nur den Vornamen ... Aber die Geschichte ist durch einen Druckfehler um ihre Pointe gebracht. Nicht der Beamte hatte jene indiskrete Frage an Otto Erich gestellt, sondern der Begleiter, und zwar war er ihm in dem Moment, als Hartleben Angèle als seine Braut bezeichnete, mit der Frage ins Wort gefallen: »Wie heißt? Ihre Braut? ...« In Karlsbad spielte sich der Verkehr eingestandenermaßen schon in weniger freundlichen Formen ab. Hartleben war krank und brauchte Ruhe. Der Arzt hatte ihm drei Becher verordnet, die man auf den nüchternen Magen immerhin leichter verträgt, als einen einzigen Interviewer. Der aber wich nicht von seiner Seite. Hartleben sollte Bewegung machen, da er aber allein spazieren gehen wollte und nicht selbander, so blieb ihm nichts übrig, als die Absicht aufzugeben oder wenn er doch die Waldluft genießen wollte, einen Wagen zu nehmen. Wer weiß, ob der Zwang zu solcher Kurwidrigkeit nicht den Verfall seiner Kräfte, und anderseits der Drang, Hartleben-

Erinnerungen zu schreiben, nicht die Möglichkeit ihres Erscheinens beschleunigt hat. Zwar gelang es Otto Erich nicht immer, gegen das Gebot des Arztes zu handeln und einem Begleiter zu entkommen, der seinen Schritt verfolgen konnte, weil er seinen Tritt nicht fürchten mußte. Wenn der Begleiter nicht nachgab, war die Lebensweise Otto Erichs wieder in kurgemäße Bahnen gelenkt und seine Gesundheit nur mehr durch üble Laune gefährdet. Was jener selbst nicht leugnen kann. Denn er erzählt, Otto Erich »wollte statt des vorgeschriebenen Spazierganges in den Wald fahren, wovon ich ihn zu seinem Ärger abhielt. Bald fand er sich ins Kurleben, und wir pilgerten allmorgens hinaus nach dem Kaiserpark«. Nun, ich weiß zufällig, wie dieses Kurleben Otto Erich angeschlagen hat; denn auch ich habe jenen Sommer in Karlsbad verbracht. Der Dichter hat sich oft zu mir und einem seiner näheren Bekannten über die lästigen Begleiterscheinungen der Karlsbader Kur beklagt. Die Waldwege sind dort mit allzu liebevoller Deutlichkeit bezeichnet. Auf Schritt und Tritt weisen dem Spaziergänger gelbe Tafeln die Richtung nach dem Aberg, dem Findlaters-Tempel, nach Ecce homo, Jägerhaus und Kaiserpark, und immer wieder nach denselben Zielen. Und wenn man sich ohnedies schon zurechtfindet, bietet sich sogar immer wieder derselbe Begleiter an, und man verwünscht die gelben Flecke, die einem einen Weg weisen, den man endlich einmal verfehlen möchte. In den Karlsbader Wäldern hatte Hartleben nur den einen Wunsch, einer Tafel zu begegnen, die ihm den Weg ins Labyrinth wiese! Ruhe brauchte er, nichts als Ruhe. Der Biograph gibt es schadenfroh zu: Otto Erich habe sich, um in Karlsbad »unbehelligt leben zu können«, als »Reisender aus Salò« in die Kurliste eingetragen. Daraus habe diese irrtümlich einen »Geschäftsreisenden« gemacht, dem man auch alsbald eine Kurtaxe vorschrieb, wie sie diesem Beruf angemessen sei. Und der wirkliche Geschäftsreisende, jener, der Hartleben-Erinnerungen an den Mann bringt,

blieb von der Kurtaxe befreit, wie es bekanntlich wieder diesem Beruf angemessen ist. Schließlich sei zwar das Mißverständnis aufgeklärt worden; aber Ruhe hatte Otto Erich erst recht nicht. Er trug sich eine zeitlang mit dem Gedanken, seine Erinnerungen an einen Wiener Reporter zu Papier zu bringen. Aber auch dazu sollte er nicht gelangen. Wenn man, wie ich, gesehen hat, wie mißmutig der Dichter bei seinem Frühstück im Kaiserpark saß, so gewinnt die Mitteilung des Biographen, die Blicke der Gäste seien oft auf eine heitere Ecke durch Hartlebens lautes Lachen gelenkt worden, den Anschein starker Übertreibung. Oder es war eben das Lachen der Verzweiflung, das ein Mann lacht, dem nicht mehr viele Sommer blühen und der wieder einen verpfuscht sieht. Wer war ihm über die Leber gekrochen? Der Selbandere macht aus dem Mißbehagen Otto Erichs kein Hehl. Die erste Begegnung in Karlsbad beschreibt er uns mit den Worten: »Dort traf ich ihn eines Morgens unverhofft, wie er sich schüttelte und weit im Bogen ausspie.« »Das ist ein Gesöff! meinte er unwillig«, als er des Wiener Bekannten ansichtig wurde ... Nein, es ist kein Zweifel, die Karlsbader Kur hat Otto Erich Hartleben nicht vertragen.

Seine Tage waren gezählt, und die Stunde nicht mehr fern, da der Stolz, mit einem berühmten Dichter zu verkehren, der Genugtuung weicht, sich an ihn erinnern zu können. Rasch tritt der Reporter den Menschen an. Es ist eine eigentümliche Witterung, die ihn an die Stelle führt, wo einer liegt, bei dem nach Ausspruch der Ärzte der Eintritt der Unsterblichkeit jeden Augenblick erwartet werden kann ... Er aber, der Selbandere, lebt seit Jahrtausenden. Man sagt, er sei Spezialkorrespondent in Golgatha gewesen und habe dort als Vertreter eines einflußreichen Blattes Gelegenheit gehabt, mit einer der beteiligten Personen bis zu dem Moment zu verkehren, da die Worte »Es ist vollbracht« gesprochen wurden.

Karl Kraus.

* * *

Sprüche.

Wer dir die Ruhe ließ,
Gab dir halb das Paradies;
Und wer dir einen Weg zum Himmel wies,
So halb dich in die Hölle stieß.

*

Glosse zu »Geschlecht und Charakter«.

Sie trägt das lichte Haar in vollem Knoten;
Spricht tändelnd gern mit blonden Idioten;
Liebt Obersschaum und Budapester Zoten.

Ich wär' geneigt, bei Euerm Schein, Eroten,
Mein Mannes-Ich auf sie zu projizieren
Und sie, die seelenlos, zu animieren,
Von meinem M ihr was zu injizieren.

Du lachst? Mein Freund, das Lachen ist verboten,
Wo Philosophen logisch deduzieren.

*

Raum und Zeit
Präsentieren uns die Ewigkeit.
Liebe und Haß
Verzapfen Welttrank frisch vom Faß.
Jedoch die vier: so Zeit als Raum
Und Liebe und Haß sind nur angestellt
Als Kellnergesinde beim Herrn der Welt:
Dem großen Traum.

*

Gewichtger Dinge schweren Tritt zu hören,
Verwehrt er leichten Weisen streng das Ohr;
Er sieht die Welt nur durch das Höllentor.
Ich muß und mag den Kerl darin nicht stören.

*

Die Wissenschaftlichen.

Wahrheit! ächzt Ihr. Sie ist nicht den Kiesel wert,
Der die Ruhe stiller Brunnenwasser stört.

*

Ob du dich auch von der Herde drängst
In mühseligem Dichselberquälen: —
Mach dir's doch endlich klar: du bist einmal Hengst
Und darfst beschälen.

*

Wie auch der Sinn nach Ehre sehnt und süchtet,
Nichts, was dir selber innig nicht entstammt, gedichtet!
(Schließlich kannst du aber auch der Welt
Von Zeit zu Zeit was hinschmeißen, was ihr gefällt.)

Robert Adam.

Weibliche Attentäter.

Es sei gestattet, Frauen, die um verlassener Liebe willen gewalttätig werden, zusammenfassend Vitrioleusen zu nennen. Wenn man bedenkt, wie hochgefeiert eine Corday in der Geschichte lebt und wie geringschätzig von der Vitrioleuse gesprochen wird: man käme nie auf die Idee, daß ein böslich verlassenes Mädchen, wenn es den einstmals Geliebten mit Schwefelsäure überfällt, um Frauen und Treue weit mehr verdient ist als irgend eine politische Mörderin, die doch nur tut, was Männer besser können. Das Weib ist schlimm geknechtet durch das, was geschrieben Recht ist. Dort aber, wo Recht nicht einmal das wenige gibt, was Legitimität dem Weibe zugestehen mußte, herrscht die Brutalität des Mannes in absoluter Monarchie. Es ist noch kein Gentleman um seinen Klub gekommen, weil er die Geliebte mit seinen Geschlechtskrankheiten beteilte. Daß man schleunigst das Weite sucht, wenn man kann, sobald ihr Rock vorne zu kurz und hinten zu lang wird,. versteht sich gar von selbst. Und was soll man von dem Edeln sagen, der seiner Gesponsin verbietet, beim Akt etwas zu empfinden, weil er so dem Kindersegen zu entgehen hofft?

Unter solchen Umständen geht es in dieser absoluten Monarchie nicht anders zu als in Rußland: sie wird nur durch die Furcht vor Attentaten etwas gemildert. Darum wirkt die rührende Gestalt, die in tiefster Qual zur Waffe oder Säure greift weit mehr für Frauenrecht und -würde als zwölf Sekundarärztinnen. Die Frauen sollten ihr ein Denkmal setzen. Aber das geschieht nicht, denn die Vitrioleuse arbeitet dem Interesse der Männer entgegen, und Frauen lobpreisen nur, was ihnen der Mann zu preisen befiehlt, studieren bekanntlich auch nur deshalb Medizin, weil einige Männer die »Masofeministen«, es gerne sehen.

Wie die Hysterie einmal alles vergiftet, so wird auch die Vitrioleuse zur Megäre, wenn sie nicht aus einem offenbar triftigen Beweggrund handelt, sondern in Dolch und Revolver, in Zeugenaussagen, beleidigenden Briefen, im Schwingen der Peitsche lebt und genießt. Wie die Biene sterben muß, wenn sie sticht, so schließt die Vitrioleuse mit dem Attentat ihr Liebesleben ab. Nach der Tat ist sie apathisch, läßt sich willenlos abführen und verurteilen; selten ist eine so seelenstark, daß nach Verkehrung einer großen Liebe in großen Haß noch Hoffnung auf neuen Frühling bleibt. Die hysterische Vitrioleuse, vor der uns Gott bewahren möge, ist das Katastrophenweib. Dieses ist nach der Tat in ekstatischer Erregung, man sage geradezu in Orgasmus, die Katastrophe ist ihr Akt und ginge es mit rechten Dingen zu, so müßte nach dem Überfall ein Kind in ihrem Leibe wachsen. Sie mordet uns, aber sie meint es ganz anders und es ist sehr ungalant. wirklich zu sterben, wenn man vom Katastrophenweib angeschossen wird. Die Ursache ihrer Tat liegt tief versteckt im Unbewußten und was sie für Ursache vorgibt, ist so geringfügig und unsicher, daß der Verfolgungswahn nahe scheint, in dem die Verrückte einen wildfremden Mann überfällt und dann erzählt, er habe sie verführt.

Mörderinnen, die vom geliebten Manne zu ihrer Tat verleitet werden, nenne man Medien. Ihre Psychologie gleicht der von Hypnotisierten, die gegen jeden den Mordstahl zücken, auf den der Hypnotiseur sie hetzt. Die Vitrioleuse mordet, weil erst ihr innerstes Lieben gemordet wurde; das Katastrophenweib ist pervertiert und spendet statt Liebe den Tod; Lukrezia vergiftet, weil ihrs der geliebte Cesare befahl. Sie steht in keinerlei Verhältnis zu ihrem Opfer; sie liebt es nicht und sie haßt es nicht, sie ist eine treue Dienerin ihres Herrn. Klytaemnestras Tat erklären

die tragischen Dichter durch die um Iphigeniens Verlust gekränkte Mutterliebe. Geschworene würden freilich eher freisprechen, wenn mütterliche Rache das Motiv gewesen, als wenn es eine ehebrecherische Liebe war. Aber nie läßt sichs ein Medium, das hypnotische Befehle ausführt, genügen zu sagen: ich hab's getan, weil der Hypnotiseur befahl, in Klytaemnestras Fall, weil sie den Aegist liebte, sondern stets geben sie wahre und erfundene Dinge als Gründe an und glauben selber, daß es mit diesen Gründen seine Richtigkeit habe. Sie wollen es nicht wahr haben, daß der einfache Befehl eines Geliebten oder eines Svengali zu so schwerer Tat genüge. Man wird darum gut tun, die vorgebrachten Gründe einer Attentäterin, sei es nun gekränkte Mutterliebe oder gar politisches Motiv, in den Wind zu schlagen, wenn der Einfluß eines Geliebten, scilicet eines Hypnotiseurs, nachweisbar ist. Von den berühmten politischen Attentätern dürfte besonders jene Epicharis hierhergehören, deren Freund einen unglücklichen Putsch gegen Nero angezettelt hatte und deren Tapferkeit der große Tacitus rühmt.

Das Buch Judith ist eine Dichtung. Aber wir wissen längst, daß Volkslieder gewichtiger zu nehmen sind als überliefernde Geschichtsschreiber, die manchmal lügen, während das Volkslied niemals lügt, höchstens symbolisiert und eine unangreifbare innere Wahrheit birgt. Danach hat sich in Juda folgendes zugetragen:

Zur Zeit als Holofernes die Stadt Bethulien belagerte, wohnte dortselbst eine junge Frau von ebenso wunderbarer Schönheit als strengem Lebenswandel. Sie war seit drei Jahren und vier Monaten Witwe, hatte die Trauerkleider niemals abgelegt und fastete viel und betete auf dem Dache ihres Hauses. Das Volk dürstete und hungerte; aber doch nicht so lange wie Judith, die seit vierzig Monaten dürstete und dennoch das Gesetz nicht übertrat. Die Juden neigten zur Übergabe der Stadt oder gar zum Bruch der Speisegesetze, denn alles war verzehrt, was Gott zu essen erlaubt hatte. In dieser Not faßte Judith einen ungeheueren Entschluß. Sie sprach zu ihrem Gott in einem herrlichen Gebet, und dieses ist der Anfang ihres Gebetes: Herr, Gott meines Vaters Simeon, dem du das Schwert in die Hand gabst zur Bestrafung der Heiden, die gelöst hatten die Scham der Jungfrau zur Schande und entblößten ihre Hüfte zur Schmach und entweihten die Scham zur

Beschimpfung, da du doch gesagt: nicht so soll es sein, und sie taten es dennoch.

Wofür du ihre Führer dem Morde preisgabst und ihr Lager, das von der Sünde wußte, dem Blute und du schlugest Knechte samt Herren und die Führer auf ihren Thronen.

Und gabst ihre Weiber zur Beute und ihre Töchter der Gefangenschaft und alle Rüstungen zur Plünderung für die von dir geliebten Söhne, die für dich geeifert hatten und die Beschimpfung ihres Blutes verabscheuten und dich um Hilfe anriefen; Gott, mein Gott, höre mich, die Witwe.

Aus diesem Gebete wird deutlich genug, daß Judith wußte und im Geist erwog, was den Fraueu bevorstand, wenn erst die Heiden in Bethulien eingedrungen waren. Nicht immer wird solche Aussicht von den bedrohten Frauen fürchterlich empfunden, wenn man einigen bekannten Anekdoten glauben darf. Für Judiths Bewußtsein freilich ist diese Zukunft unerträgliche Schmach. Wer aber bürgt uns für ihr Unbewußtsein? Die Schrift schweigt über ihre Ehe mit Manasse, den zur Zeit der Gerstenernte ein Sonnenstich verdarb. Die neuere analytische Psychologie behauptet, daß überzärtliche Gattinen, überzärtliche Mütter, übertraurige Witwen durchaus nicht die besten Frauen und Mütter seien, sondern daß dem Übermaße im Bewußtsein ein heimlicher Haß des Unbewußtseins, ein verdrängter Haß die Wage halte (Freud). Es ist für eine schöne junge Frau durchaus nicht natürlich, nach einer kurzen kinderlosen Ehe endlos im Witwenschleier zu trauern. Hebbel hat das Geheimnis dieser Ehe noch vertieft. In seiner Tragödie wird Judiths Ehe gar nicht vollzogen, ihre andauernde Kasteiung wird noch rätselhafter oder in einem gewissen Winkel betrachtet, umso klarer. Angenommen, Judith habe ihren Mann gehaßt, mißachtet oder verwünscht und sich wegen solcher Sünde selber zu ewigem Wittum und Entbehrung verurteilt. Das Unbewußte spricht: du hattest nichts an deinem Mann; mehr als einmal hast du ihn tot gewünscht; nun dein Wunsch in Erfüllung gegangen: lebe und lache. Das Bewußtsein erwidert mit der Stimme des Herrn: weil du so frevelhafte Wünsche und Gelüste hegst, sollst du ewig in Trauergewändern einhergehen und fasten an allen Tagen, ausgenommen dem Sabbath und den anderen Festtagen, an denen Fasten verboten ist. Seit drei Jahren und vier Monaten verzehrt sich Judith in diesem Kampfe. Da erwächst

den unterdrückten Mächten der Unterwelt Sukkurs: gewaltsame Schändung steht bevor. Auch muß Judith erleben, daß nicht alle Menschen das Gesetz so ernst nehmen wie sie; denn schon beschließen einige, die Speisegesetze zu übertreten und hungern doch erst seit einigen Tagen. Im alten Kriege des frommen Bewußtseins gegen das unfromme Verdrängte erneuert sich die Schlacht. Begierde hie und aufgezwungenes Gewissen dort, das ist der ewige Frauenkrieg und bis hierher unterscheidet sich Judith nicht von anderen Frauen. Ihre glorreiche Natur zeigt sich aber darin, daß sie ad personam diesen Kampf durch eine unerhörte Idee beendigt, durch ein Kompromiß, das mit einer mutigen Tat beide Teile zufriedenstellt; es ist recht, daß sie unsterblichen Ruhm dafür erntet. Sie war die schönste Frau der Stadt und mußte drauf gefaßt sein, nach dem Falle Bethuliens dem Holofernes selber vorgeführt zu werden als seine Kebsin. Da er das schlimme Wittum enden sollte, konnte das Unbewußte ihm nicht gram sein; das Bewußtsein haßte ihn als Feind ihres Volkes und als Feind ihrer Ehre. Könnte man aber nicht lieben und hassen zugleich? Könnte man nicht lieben, um besser hassen zu können? Und aus der Schändung eine Ehrung machen? Als sie so weit gekommen war, legte sie zum erstenmal das Witwenkleid ab, salbte ihren Leib mit feiner Myrrhe und machte sich sehr schön. Und sie ging hinaus und liebte ihn und fing ihn ein wie eine Buhlerin und haßte ihn dabei und hieb ihm den Kopf ab wie eine Heldin.

Judiths Tat ist der klassische Fall für politische Attentate der Frau. Sie hat ihr Volk errettet. Wäre ihr Unbewußtes nicht geil und lüstern gewesen. sie hätte es nicht vermocht. Uns wird überliefert, ein Weib habe der Allgemeinheit zuliebe sogar die tief eingewurzelte Scham überwunden. Die da wissen, daß des Weibes Scham nicht tief eingewurzelt ist, erwidern: die tief eingewurzelte Sehnsucht nach dem Mann hat die einzig dastehende Möglichkeit zu ihrer Erfüllung ergriffen. Diese Annahme verkleinert die elementare Größe der jüdischen Heldin nicht, präzisiert nur die Stellung der Frau in unseren Staatswesen. Die Frau hat von unserer Gesellschaftsordnung nur Schaden gehabt. Als man von ihr Keuschheit, Treue, Scham noch nicht verlangte, war ihr das Leben leichter. Darum reicht der Frauen Interesse an der männlichen Ordnung der Dinge ins Unbewußtsein nicht hinab. Ihr Unbewußtsein ist anarchisch. Ihres Urwesens Kreise berühren sich

nur selten mit den Bahnen, die Mannesgebot ihnen vorgeschrieben. Wenn es geschieht, entsteht ein Elementarereignis daraus.

Judiths Hinterhalt war durchaus weiblich. Es galt, den Feind durch Liebreiz zu umstricken. Das ist bei den modernen weiblichen Attentätern anscheinend nicht mehr der Fall. Wanda Dobrodzicka, die Angeklagte unserer Tage, ist ihrem Opfer gar nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüber getreten, sondern hat von einem Balkon des zweiten Stockwerkes ihre Bombe geworfen. Ihr Porträt war kürzlich in der Zeitung. Sie sieht verhärmt aus, gealtert vor der Zeit, ähnlich wie von Trunkenbolden verprügelte Frauen. Sie hat offenbar viel gelitten und — hat zu wenig geküßt. Das hat sie mit Judith gemeinsam, die nach kurzer Ehe vierzig Monate trauerte. Charlotte Corday wohnte zwei Jahre lang bis kurz vor ihrem Attentat in einem Zimmerchen zu Caën und las und sann; aller Welt fiel die Zurückgezogenheit des jungen Mädchens auf. Wjera Sassulitsch, die im Jahre 1878 auf den Stadthauptmann von Petersburg schoß, brachte zwei Jahre ihres Lebens vor der Tat in Einzelhaft in der Peter und Paulsfestung zu. Tatjana Leontiew, die vor mehr als Jahresfrist den Privatier Müller an Stelle des Ministers Durnowo, dem ihr Anschlag galt, erschoß, ist jetzt im Irrenhaus, war es auch durch längere Zeit vor der Tat. Und selbst dem Hirtenmädchen von Dom Remy muß man das eine Verdienst lassen — wenn es ein Verdienst ist —, daß keines Mannes Lippen sie je berührt haben.

Die Vereinsamung der weiblichen Attentäter politischer Observanz mag freiwillig oder unfreiwillig sein, das Endergebnis ist das gleiche und heißt Sexualablehnung: sie wollen nicht küssen. Die einen ziehen sich deshalb in die Einsamkeit zurück, die andern richten in aufgedrängter Einsamkeit die Liebeslust nach innen und finden in ihrer Phantasie den mystischen Bräutigam, der ihnen schnell so teuer wird, daß sie ihm ewig treu bleiben. Wir hören bei politischen Attentaten zwar immer schwungvolle Reden über des Vaterlandes Not, jedoch sehr wenig über die innere Persönlichkeit der Frauen, die so beträchtlich von Frauenart abweichen. Darum kann eine Erklärung der Sexualablehnung im einzelnen Falle fast nirgends gegeben werden. Jeanne d'Arc wurde im Gefängnis untersucht und es zeigte sich, daß alle weiblichen Organe auf kindlicher Stufe stehen geblieben waren. Hier wenigstens kommt man ohne Psychologie aus. Sie küßte nicht, weil das Weib

in ihr niemals erwachte. Aber die üppige Judith, die herrlich schöne Corday, die überspannte Leontiew sind anders zu werten. Ihr Leben ist ein Kampf des Verdrängten mit dem Bewußtsein. Was wüßten wir von dem Kampfe, der in den Eingeweiden der Erde wütet, wenn er nicht dann und wann als Erdbeben Länder und Städte verwüstete? Die weiblichen Attentäter sind die feuerspeienden Berge der eingeschmiedeten weiblichen Libido. Das soll hier noch einigermaßen wahrscheinlich werden, aber weiter kann man in einer allgemeinen Abhandlung nicht kommen. Die Kußlust ist verdrängt, an ihre Stelle tritt die Phantasie. Man müßte einer Jeden die Seele nach dem Geheimsten liebevoll durchforschen, wenn man ergründen wollte, wie das geschah.

Es ist eine weitere Gemeinsamkeit weiblicher Attentate, daß sie meistens den Zweck verfehlen, sei es durch Treffunsicherheit (Sassulitsch, die ihr Opfer in den Unterleib schoß, obgleich die Distanz kaum einen Schritt betrug), Verwechslung des Opfers mit einem Unschuldigen (Leontiew), schlechte Auswahl des Opfers (Corday, die den niedergehenden Marat statt des weit gefährlicheren Robespierre erstach). Die Dobrodzicka freilich war am Versagen ihrer Bomben unschuldig. Sie waren nicht von ihr konstruiert, ein Mitglied des Komitees hatte sie ins Haus gebracht. Die Dobrodzicka gehört anscheinend zu dem Mädchentypus, der jetzt in Rußland und besonders in Polen überwuchert: Dynamit im Muff, im Ärmel und im Strumpf. Sie konstruieren die Bomben nicht selber und auch das Attentat nicht selber. Sie sind Medien und ihre Ahnin ist die Epicharis. Man wird das leichter zugeben, wenn man das Zusammenleben polnischer und russischer Studenten beiderlei Geschlechtes kennt. Die Frau muß sich dem Manne anbequemen. Wenn er ihr Rosen schenkt, dann muß sie riechen dran und wenn er ihr Bomben gibt, dann muß sie sie werfen. Dieselben Frauen, die jetzt den Kopf voll Revolution und Meuchelmord haben, würden Schäferspiele feiern, wenn sie der Mann zur Fahrt nach der Insel Cythere abholen würde. Die Dobrodzickaklasse besteht nicht aus kantigen Individualitäten, sie ist ein Typus, bei dem es auch ohne Sexualverdrängung zugeht, und wer die slavischen Studentinnen in den Schweizer Hörsälen sieht – es wäre ungalant, sie des genaueren zu beschreiben — der wird zugeben, daß man bei keiner sicher weiß, ob sie nicht eine Bombe im Täschchen hat.

Sie handeln im Einverständnis mit Männern wie Männer.

Judith, Corday, die Sassulitsch, wahrscheinlich auch die Leontiew handeln heimlich ohne einen einzigen Mitschuldigen. Sie benehmen sich wie Frauen, wir wollen einmal sagen wie Vitrioleusen. Judith sagt zu den Ältesten der Stadt: ich will etwas Ungeheueres tun, aber mehr kann ich nicht sagen. In diesem klassischen Falle ist offenbar, warum sie schweigt. Sie ist imstande, die Tat auszuführen, aber weibliche Scham hindert sie, davon zu sprechen, denn sie hat eine sexuelle Handlung vor. Wie, wenn alle politischen Attentate oder doch sehr viele von ihnen sexuelle Handlungen wären?

Küsse, Bisse, das reimt sich;
Drum kann man eines für das andere nehmen (Kleists Penthesilea).

Für diesen Fall wären die Frauen en question nicht sowohl Vitrioleusen als Katastrophenweiber. Am Ende sind sie beides und alles: nur nicht politische Helden.

Charlotte Corday las in ihrer freiwilligen Einsamkeit zahllose Bücher und folgte auch dem Gange der Revolution. Niemals trat sie zu einem Manne in zartere Beziehungen. Man hat genug danach geschnüffelt nnd nichts gefunden. Sie erließ vor dem Attentate pompöse Aufrufe an die Nation, verteidigte sich stolz und bestieg mit wunderbarer Ruhe das Schaffot. Auffallend an den von ihrer Hand erhaltenen Schriftstücken sind die schweren orthographischen Fehler, (z. B. ne les ayes pas anstatt ne l'essayez pas und andere fast in jeder Zeile). Sollte eine Frau den inneren Zusammenhang mit dem, was sie schrieb, gefunden haben, die den äußeren Zusammenhang nicht fand, obgleich sie jahrelang litteris et artibus incubit? Der rhapsodische Ton könnte ihr, der Urenkelin des großen Corneille, leicht angeflogen gekommen sein, die innere Bildung fehlte. Marat galt in der Normandie als sagenhafter Wüterich. In Wahrheit war sein Ansehen im steilen Niedergang. Hätte sie nur einen einzigen Girondisten beiläufig um Rat gefragt, il lui aurait indiqué un autre, nämlich den furchtbaren Robespierre. Aber sie hielt ihr Unternehmen geheim vor aller Welt und verstand nicht mehr von Politik als irgend ein normannisches Landmädchen. Zur Heldin wurde sie nicht durch weiteren Blick, sondern durch Erlebnis. Aber nicht durch äußeres, wie ihre Richter und viele Geschichtsschreiber wähnten, da sie sagten, Cordays Geliebter sei im Kampfe gegen Marat gefallen, sondern durch inneres Erlebnis; denn sie hatte keinen wirklichen Geliebten. Ob nicht irgend ein

phantastischer Geliebter im Kampfe gegen einen illusionierten, einen symbolisierten Marat gefallen war, wofür dann der leibliche Marat bluten mußte: wer kann das wissen? Jeder ihrer Schritte dröhnt, weil unter ihm die ungeheure Resonnanz der großen Revolution mitschwingt. Wie sollte in diesem Getöse die zarte Stimme ihres Unbewußten gehört werden? Ihr Bewußtsein ist erfüllt von Vaterland und antiker Seelengröße. Jedoch ihr letzter Brief ist sonderbar. Als nämlich der Henker zu ihr in die Zelle trat, woselbst sie sich gerade zum ewigen Gedächtnis malen ließ, da bat sie um einige Minuten Zeit und schrieb im Angesichte des Todes: »Le citoyen Doulcet de Pontecoulant est un lache davoir refusé de me defendre, lorsque la chose etait si facile. Celui qui la(!) fait s'en est aquité avec toute la dignité possible, je lui en conserve ma reconnaissance jusqu'au dernier moment «

Sie hatte Doulcet de Pontecoulant, den sie vor einigen Jahren daheim flüchtig kennen gelernt hatte, zu ihrem Verteidiger bestellt. Dieser erfuhr nichts von dem Wunsche der Corday und wird also mit Unrecht beschuldigt. Dieser Brief vor dem Tode bedeutet mehr als er scheint. Wie sprechen doch sonst die Helden, wenn sie zum Schaffot gehen? »Geht mutig in den Tod, wie ich euch ein Beispiel gebe«, mit einer letzten Pose gehen sie ab. Dieses Mädchen, das bis zum letzten Augenblick alle weibliche Schwäche unterdrücken konnte, deren Bild den Eingang von Thiers Geschichte der französischen Revolution schmückt, verläßt den Schauplatz mit einem privaten Racheakt an einem Manne, den sie kaum kennt. Vielleicht deutet dieser Brief auf ein Phantasieleben, von dem wir sonst nichts erfahren. Hysterische lieben und morden, gebären und stillen und alles das in der Einsamkeit ihres Gemütes.

Diese Andeutungen sind alles, was über den Fall Corday im Sinne dieser Abhandlung geboten werden kann. Judith und Corday stehen insofern im äußersten Gegensatze, als bei der Jüdin alles Handeln deutbar ist, die Beweggründe der Französin aber aufs spurenärmste verdrängt sind, wozu denn die Biographen ihr wesentliches beigetragen, da sie alles Menschliche in die Nebensache geschoben haben.

Bei Wjera Sassulitsch, die auf Trepow schoß, weil er den gefangenen Nihilisten Bogoljubow hatte peitschen lassen, nahm man natürlich anfangs an, jener Bogoljubow sei ihr Liebhaber

gewesen. Das liegt nun einmal in der menschlichen Natur; sie sollte sich durch Tatsachen von dieser Bahn nicht abbringen lassen. Denn allerdings kannte die Sassulitsch den Nihilisten gar nicht und erfuhr erst aus der Zeitung von seiner Entehrung. Aber das ist kein Gegenbeweis. War nicht Holofernes Judiths Geliebter lange bevor sie vor sein Angesicht trat, schon seitdem der Gedanke sie beschäftigte, daß sie nach Einnahme der Stadt in seine Hände fallen würde? Und will man bezweifeln, daß Pontecoulant, dem Cordays letzte Worte galten, die tiefste Bedeutung für dieses Mädchens Seele hatte, ob sie ihn gleich kaum kannte? Die Sassulitsch war zwei Jahre lang in Einzelhaft gesessen. Rund um sie waren andere Gefangene, natürlich auch Männer. Weder eine Nonne noch sonst ein Weib ist imstande, in dieser Lage sich einer phantastischen Liebe zu erwehren, sei es nun der süße Bräutigam Jesus Christ oder ein unbekannter Mitgefangener. Dieser unbekannte Geliebte heißt sofort Bogoljubow, wenn von einem gefangenen Bogoljubow in der Zeitung steht, daß er geprügelt worden sei. Das Unbewußtsein rächt den mystisch Geliebten, das Bewußtsein wird zu diesem Zwecke Nihilistin, und die Geschworenen sprechen frei, weil sie die Eiswüsten Sibiriens, die Kasematten der Gefängnisse, die Knechtung des Landes sehen.

Es wird berichtet, daß die Sassulitsch zu ihrer Tat eine schwarze Toilette wählte und daß sie alle Gegenstände, angefangen von dem Samthute bis zu den geringsten Kleinigkeiten zum ersten Male trug. Warum das? Brutus und Cassius haben das nicht getan. Man frage Judith, warum sie sich schmückte, als sie zu Nebukadnezars Feldherrn hinausging. Man frage die Corday, die sich festlich putzte und deren Bewußtsein angab, daß sie gehofft habe, bei Marat leichter vorzukommen, wenn sie vornehm scheine. Die Sassulitsch muß die Antwort schuldig bleiben. Und die Leontiew, die seit mehreren Wochen bei der table d'hôtes in Interlaken erschienen war, legte zum Feste ihres Attentats gleichfalls eine funkelneue Toilette an, die sie sich zu diesem Zwecke hatte machen lassen. Weibliche Attentäter empfinden also die Toilette bei ihrer Tat als wesentlich. Sie erscheinen bei Attentaten nur in Festkleidung. Sie rächen sich an dem Opfer wegen einer mehr weniger phantastischen Liebe zu einem anderen (Medium), sie treten aber auch in persönliches Verhältnis zum Opfer, als hätten sie mit ihm aus trftigen Gründen abzurechen (Vitrioleuse),

sie kleiden sich, sie handeln heimlich, als hätten sie eine sexuelle Handlung vor (Katastrophenweiber). Danach wäre zu behaupten, daß weibliche Attentäter oftmals nur scheinbar politisch, in Wirklichkeit aber schwer verständliche Kombinationen aller drei eingangs unterschiedenen Spielarten seien.

Heute, wo die Leontiew im Irrenhause lebt, wird eine psychiatrische Beleuchtung gerade ihrer Tat berechtigter scheinen als zur Zeit ihres Prozesses, bei dem das politische Elend des großen Reiches Rußland für sie vor Gericht stand. Weil ihr Opfer Durnowo vor Monatsfrist im Hotel Jungfrau gewohnt hatte, ging sie hin und erschoß einen unschuldigen Bankier namens Müller, der dem Minister nicht im mindesten ähnlich war. Sogar die Barttracht war grundverschieden. Als die Leontiew gefragt wurde, ob sie nicht bedauere, einen Unschuldigen geopfert zu haben, da erwiderte sie: »was liegt in dieser furchtbaren Zeit an dem Leben des einzelnen«. Und fügte hinzu: »er war ein Kapitalist, ich habe eine gute Tat getan«. An der Table d'hôtes zu Interlaken sitzen fast nur Vertreter des Kapitalismus. Sie waren alle in Gefahr. Gesetzt den Fall, der Leontiew wären im letzten Augenblick Zweifel aufgestiegen, ob der vor ihr Durnowo sei, sie hätte dem zögernden Finger an der Feder des Browning gesagt: drück los, sie sind alle reif für die Kugel, Durnowo, Müller und Schulze. Wie leicht wird diesem selber wohlhabenden Mädchen der politische Wahnsinn geglaubt, der dem Kapitalismus zu schaden wähnt, wenn er einen Kapitalisten über den Haufen schießt, der in einem reichen Mann sogleich einen todeswürdigen Verbrecher sieht. Man gibt wohl zu, daß die Attentäterin aus dunkelm Drange mordet, aber man meint, daß dieser Drang unter dem Eindruck politischer Greuel entstanden sei. Möchte man nicht lieber glauben, daß im Verborgensten ihrer Seele ein Haß gegen den Mann als solchen sich wälzt und gierig nach dem Vorwand greift, der feindliche Handlung gegen den Mann sanktioniert? Das Bewußtsein ist schnell mit erlogenen Vorwänden bei der Hand: trifft sie den Durnowo, dann zeugt das bei Pogroms vergossene Blut für sie, trifft sie den Bankier Müller, dann sitzt das Riesengespenst des Kommunismus als Verteidiger hinter ihr; sagte sie aber die Wahrheit, wie sie vielleicht jetzt tut, wo ihr Bewußtes und Unbewußtes sich verwirrt: man sperrte sie ins Irrenhaus. Bis dahin wird ihre Tat beklatscht. Aber des Weibes Problem lautet niemals: wie rette ich mein Volk? sondern allezeit:

wie werde ich mit dem Manne fertig? Das gesunde Weib löst das Problem: es liebt den Mann. Das kranke Weib verschmäht den Mann, tut als hätte er sie verschmäht und rächt sich. Der Teufel kenne sich in diesem Hexenkessel aus. Die Leontiew wurde zur überaus milden Strafe von drei und einem halben Jahre verurteilt. Da stampfte sie mit dem Fuße, weil sie gerne eine größere Strafe gehabt hätte und sagte: man hat mich nicht ernst genommen Man nahm ihre angeblichen Beweggründe, den Sozialismus, den Terrorismus, den Maximalismus so ernst, daß man den Meuchelmord am Unschuldigen beinah verzieh. Dennoch fand sie, daß man sie nicht ernst genommen habe und sie fand das mit Recht. Indem man ihr die schwere Strafe nicht ließ, nahm man ihr das Kind ihrer Tat und ein Kind muß man nach einer solchen Tat bekommen, das stand der Leontiew vermutlich fest. Denn wenn Frauen das Höchste tun, was ihres Lebens Zweck ist, dann bekommen sie ein Kind; und Tatjana hatte doch eine sehr große Tat getan.

Wie mehrfach hervorgehoben wurde, darf eine Mordtat in Rußland nicht mit demselben Entsetzen beurteilt werden, wie eine Mordtat an ruhigem Ort. Revolutionszeiten bringen atavistische Zustände. Dem Urmenschen lauerte der Tod in tausend Formen; bei Tag und Nacht von seinesgleichen, aus jedem Dickicht von wilden Tieren. Der Wilde trägt diese Unsicherheit mit kindlicher Angst und kindlichem Gleichmut. Er schaudert nicht, wie wir schaudern würden, wenn seinen Vater eine Riesenschlange erdrosselte und seinen Sohn ein feindlicher Pfeil erschoß. So ist es auch in Rußland, im Paris der Schreckensherrschaft, wo der Tod durch die Gassen ritt, nicht so ungeheuerlich, vor einen hinzutreten und ihn zu beseitigen wie anderswo. Das erklärt vielleicht das gehäufte Auftreten von weiblichen Attentätern in Rußland. Aber das kann uns Westeuropäer nicht beruhigen, angesichts dessen, was hysterische Weiber bei uns treiben. Die Wertung menschlicher Güter, deren höchstes das Leben ist, wird von außen durch politische Stürme verändert; was aber sind die Stürme da draußen gegen die inneren Gluten der hysterischen Weiber? Und wenn diese Bedeutung der Hysterie weiterhin so wenig gewürdigt wird wie bisher, wenn man die Weiber zu Amtsärztinnen ernennt, ihnen Vereinsrecht, Stimmrecht konzediert, dann mag einer mit Grauen in die ungeheuerste innere Revolution der Zukunft sehn,

in die Revolution des Unbewußten. Eine halb irrsinnige Frau läßt den Geliebten unter dem Weihnachtsbaume schwören, daß er ihr den unerträglichen Ehegemahl ermorden werde. Für sie ist das eine effektvolle und phantastische Szene im Kerzenschimmer. Sie meint es nicht so schlimm. Aber in derselben Nacht klafft eine wirkliche Schußwunde an der Stirne des Gemahls. Ein Rudel hysterischer Weiber kettet sich vor dem englischen Parlament an ein Gitter, schreit nach Wahlrecht, zerkratzt den Policemen das Gesicht und man gibt ihnen – das Wahlrecht. Der Verstand bleibt einem stehen. Glaubt man denn, daß die Frauen diese fortwährenden Mißverständnisse gutmütig ertragen werden? Sie werden unsere Irrenhäuser bevölkern, sie werden die nächste Generation, deren früheste Erziehung ihnen ausgeliefert ist, vom Keim an verderben, sie werden uns niederknallen oder von ihren Geliebten niederknallen lassen, sie werden eine größe Revolution machen; denn es ist kein Vergnügen, eine Frau zu sein, wenn es keine Männer gibt.

Dr. Fritz Wittels (Avicenna).

Girardi.

Er will zur deutschen Bühne übergehen und kehrt -- abgesehen von einem kurzen Gastspiel, das er nicht rückgängig machen kann — wahrscheinlich nicht mehr nach Wien zurück. Das ist keine Theaternachricht. Aber die Bedeutung der Neuigkeit reicht auch über den Leitartikel hinaus. Denn der Leitartikel dient bloß dazu, uns über die kulturellen Sorgen mit politischem Kinderspiel hinüberzuschwindeln, wie einst das Theater dazu gedient hat, uns über die politischen Sorgen zu beruhigen.

Wenn heute in Pilsen um eine Straßentafel gerauft wird, so ist das eine Angelegenheit, die in den Leitartikel gehört. Wenn aber der Wiener Kultur das Herz herausgeschnitten wird, so ist es ein Lokalfall, und einer, über den man schweigt. Gäb's eine Presse, die als Arzt den Puls der kranken Zeit fühlt, anstatt als Spucknapf deren Auswurf zu übernehmen, sie zeigte jetzt ein sorgenvolles Gesicht. In keiner Rubrik dürfte über anderes als über das lokale Symptom einer tödlichen Krankheit gesprochen werden. Wenn sich der öffentliche Schwachsinn wochenlang an die Affäre eines rabiaten Tenoristen klammert, so ist dieses Interesse ein Kulturdokument: hier ist unser Horizont mit der Lampenreihe abgesteckt. Aber ein grelles Blitzlicht erhellt ihn, wenn wir beim Fall Girardi gleichmütig bleiben. Unsere Theatromanie ist eine kulturelle Angelegenheit; aber eine viel wichtigere ist unsere Teilnahmslosigkeit an einem kulturellen Skandal, der nur zufällig in der Theatersphäre spielt. Wenn der Wiener Kultur das Herz herausgeschnitten wurde und sie dennoch weiter leben kann, so muß sie wohl tot sein.

Sollte das Warenhaus Wertheim in Berlin nächstens auf die Idee verfallen — und es bedarf nur dieser Anregung —, uns den Stephansturm abzukaufen, weil es doch unbedingt notwenig ist, daß ein erstklassiger Bazar in der Abteilung für Türme auch das beliebte Wiener Genre auf Lager hält, so würden wir uns geschmeichelt fühlen, wenn wir es nicht für selbstverständlich hielten. Diese Weltausstellungsreife der Wiener Eigenart, das ethnographische Interesse, das man jetzt allerwärts an uns nimmt, diese Zärtlichkeit der Berliner für uns — dies alles ist fast so tragisch wie unsere Unempfindlichkeit gegen solches Schicksal. Wir freuen uns, wie sie Stück für Stück von uns ausprobieren und immer mehr Wohlgefallen an unseren Spezialitäten empfinden und so sehr an allem, was wir haben, teilnehmen, daß sie uns eines Tages ganz haben

werden. Sie setzen den Wiener auf ihren Schoß, schaukeln ihn und beruhigen ihn darüber, daß er nicht untergeht. Das macht beiden Teilen Spaß und ist ein Zeitvertreib, der über den langweiligen Ernst eines Fäulnisprozesses hinweghilft. Wir sind auf unsere Tradition stolz gewesen, aber wir waren nicht mehr imstande, die Spesen ihrer Erhaltung aufzubringen. Unsere Gegenwart war tot, unsere Zukunft ungewiß, aber unsere Vergangenheit war uns noch geblieben. Sollten wir auch die verkommen lassen? Da war es doch klüger, sie einem Volk in Kommission zu geben, das keine Vergangenheit hat, aber eine hinreichend starke Gegenwart, um sich den Luxus einer fremden Vergangenheit leisten zu können. Wir mußten im Luxus darben. Darum war es besser, unsere Tradition in eine G. m. b. H. umwandeln zu lassen. Als Ausstellungsobjekt wird unsere Echtheit erst zur Geltung kommen; es war ein Irrwahn, von ihr leben zu wollen. Bis die Hypertrophie der maschinellen Entwicklung, der die Gehirne nicht gewachsen sind, zum allgemeinen Krach führt, ist es das Schicksal der von Müttern gebornen, rindfleischessenden Völker von den maschinengebornen und maschinell genährten Völkern verschlungen zu werden. In Berlin ißt man, um zu leben, ißt angeblich schlecht und wird tatsächlich fett davon. In Wien lebte man, um zu essen, und verhungerte dabei. Denn da man vom Essen allein nicht leben kann, so ißt man schließlich vom Leben. In Berlin aber lebt man, weil man das Leben nicht der Notdurft, sondern die Notdurft dem Leben unterordnet. Wir haben ein Jahrhundert dem Glauben gelebt, daß es nur in Wien die wahren Kipfel gebe. Aber nun stellt sich heraus, daß man in Berlin seit der Einigung Deutschlands durch Bismarck auch über das richtige Kipfelrezept verfügt. Auch die Echtheit läßt sich als Surrogat herstellen, und die Nerven fahren wohl dabei, wenn man nicht für jede Mehlspeise wie für eine Gottesgabe danken und nicht jede Unart eines Kellners als Ausdruck einer

individualistischen Lebensanschauung bewundern muß.

Freilich ist es nicht die echte Echtheit, aber selbst die ist nicht unerschwinglich: sie sitzt den Wienern so lose, daß man sie ihnen einfach abknöpfen kann. Wir haben dem Aufputz des Lebens dieses selbst geopfert, und jene biegen sich das Geschmeide bei, das an unserem Leichnam hängt. Unser ganzer idealer Lebenszweck wandert nun mit Girardi nach Berlin, wo er den Geschmack des Borstenviehs und den am Schweinespeck verbessern wird. Wir sind hinter künstlerischen Fassaden obdachlos geworden, und diese werden nun den Berliner Häusern gute Dienste tun. Auf das »Fahr mer Euer Gnaden?« gibts nur mehr die Antwort: Nach Berlin!, und wenn Alexander Girardi dort seit zwei Monaten an jedem Tag das Fiakerlied singen muß, so klingt es wie eine Friedensbedingung, die die Eroberer einem unterjochten Staat diktiert haben. Preußen führt den Stolz unseres Individualismus als Kriegsgefangenen durch die Siegesallee; denn »so wie die zwa trappen, wern's no net g'segn haben!« Diese Österreicher sind doch dolle Kerls, aber wenn wir ihnen die Fiaker Bratfisch und Mistviecherl nehmen, dann haben wir sie endgiltig um die Großmachtstellung gebracht!

Das mag preußischer Optimismus glauben. Aber die Okkupation Girardis ist wirklich eine vaterländische Schmach. Nicht weil wir einen der begabtesten Menschendarsteller, die je auf einer Wiener Bühne gestanden sind, verlieren werden. Das wäre eine Theatersache. Und eine solche, die etwa schon jene ernsthaften Esel nicht kümmert, die die Bedeutung eines Schauspielers an der Literatur, die er fördert, messen. Girardi wiegt mehr als die Literatur, die er vernachlässigt. Er läßt sich von einem beliebigen Sudler ein notdürftiges Szenarium liefern und in dieses legt er eine Geniefülle, deren Offenbarung erhebender ist als die Bühnenwirkung eines literarischen Kunstwerks, dessen Weihen doch erst

der Leser empfangen kann. Es ist gleichgiltig, ob Girardi ein Buch oder eine Buchbinderarbeit für seine künstlerischen Zwecke benützt. Spielt er einmal Literatur, umso besser. Sein Valentin ist gewiß das größte Ereignis des Wienerischen Theaters, und wenn man sich daran erinnert, daß nach diesem Vollmenschen der Siebenmonatsschauspieler Kainz sich an die Rolle gewagt hat, dann möchte man wohl mit den Zähnen knirschen über den verkommenen Geschmack einer Bevölkerung, die nicht einmal der Gedanke an solche Gefahr gemahnt hat, ihr Ureigenstes an künstlerischem Besitz besser zu hüten. An den Schmarren, den Girardi zubereitet, wagt sich kein Stümper, und unsere genießende Erinnerung dieser Gestalten, die eben keines Autors Gestalten sind, bleibt ungetrübt. Girardi ist eine der liebenswertesten und seltensten Persönlichkeiten, die je die dramatische Gelegenheit zu schöpferischer Darstellung benützt haben. Wenn er in einer klebrigen Posse in seiner hinreißenden Betonung etwa den Satz sprach: »Geben Sie jedem Menschen eine Million, lassen Sie ihn in einem Ringstraßenpalais wohnen und die soziale Frage ist gelöst«, so war er mir ein weiserer Sozialpolitiker als sämtliche Führer der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie zusammen. Denn der Text war ein seichter Spaß, aber der Akzent war die tiefste Verspottung demagogischer Phrase. Freilich, der Verlust eines Künstlers, der solche Wirkung vermag, wäre an und für sich bloß ein Verlust am künstlerischen Kapital unseres Theaterlebens. Und solche Verluste stehen in den letzten Jahren auf unserem Repertoire. Unser ganzer Theaterhumor ist landflüchtig geworden. Die moderne Wiener Librettoschmierage, die »Lustige Witwe« und der »Mann mit den drei Frauen«, lassen den Individualitäten nicht einmal mehr einen Quadratmeter Raum, um auf der Bühne selbst zu produzieren. Die Impotenz läßt den Unfug schöpferischen Humors nicht aufkommen. Die ausgestattete Humorlosigkeit der neu-

berlinischen Posse gelangt bei uns zu Ehren und jene noch nestroyfähige Komik, die im Zeitalter der Karczags nur mehr in der Provinz hin und wieder ein Obdach findet, ist vom Theater an der Wien direkt nach Berlin übersiedelt. Der vorzügliche Herr Sachs, dessen Hausknechte in »Jux« und »Früheren Verhältnissen« — durch ihre Ursprünglichkeit und durch ihre Stilechtheit — theaterhistorischen Wert haben, konnte hier keine Beschäftigung finden, und ähnlich wird es Herrn Straßmeyer ergehen, der unser letzter Nestroyspieler ist. Für Wien ist kein Platz mehr in Wien, weil er dem unaufhörlichen Zufluß aus Budapest gehört, und weil wir uns nur mehr an der szenischen Gewandtheit eines Kommishumors ergötzen, den uns der geistesverwandte Feuilletonismus psychologisch verklärt. Für unsere Echtheiten beginnt sich aber die Berliner Warenhauskundschaft zu interessieren. Adele Sandrock ist im Bazar des Herrn Reinhardt ausgestellt. Denn man muß dort neuestens auch Leoparden haben, nachdem so lange nur Konservenbüchsen, orthozentrische Kneifer, Krawatten und Tischlampen verlangt worden sind. Die Berliner sind auf den Geschmack der Persönlichkeiten gekommen, der märkische Sand hat Verständnis für die Schönheit der Berge, und der feuerspeiende Matkowsky, dessen Schlacken wertvoller sind als alle Schätze des naturalistischen Flachlands, fühlt sich nicht mehr vereinsamt. Wenn jetzt auch Girardi hinübergeht, so ist das eine für uns schmerzliche Theatersache, nicht weniger fühlbar im Wiener Kunstleben als der Abgang eines der letzten Burgtheatergroßen.

Nur, daß der Abgang Girardis eben doch mehr als eine Theatersache bedeutet. Denn er bedeutet, daß Wien selbst nach Berlin gegangen ist. Wie groß muß der Überdruß am Österreichischen sein, wenn auch schon Österreich aus Osterreich auswandert! Lebt ein Körper noch, der die Umzapfung seines Blutes tonlos erträgt? Ich habe kein Gefühl für den stolzen Besitz der Ringstraße an sich selbst. Aber die Ring-

straße müßte dieses Gefühl haben. Daß die Donau jetzt über Passau nach Berlin fließt und in die Nordsee mündet, ist eine Angelegenheit, die der Donau nahegehen müßte. Aber sie denkt sich: Da kann man halt nix machen, und wenn man den Wienern erzählte, Österreich habe sich nach Königgrätz verpflichtet, den Girardi an Preußen auszuliefern, sie glaubten's und wären nur froh, den Karczag behalten zu dürfen. Und schon geht der Besitzer von Kastans Panoptikum mit dem Plan um, die Ambraser Sammlung zu erwerben, und der Gemeindevorstand von Rixdorf hat beschlossen, zur Belebung der Gegend den Wienerwald anzukaufen. Und wenn schließlich alle österreichischen Schätze, Besonderheiten, Vorzüge und Fehler in preußischem Besitz sind, dann erst wird es sich bewahrheiten, daß der Wiener nicht untergeht; er geht nämlich über... Und während Berlin, das den musikalischen Genuß bisher nur in Form des Grammophons gekannt hat, sich allmählich auch den Luxus der Musik gönnt, geben uns Wienern von dem lieben Menschen Alexander Girardi nur mehr ein paar Grammophonplatten Kunde. Er war Lokalpatriot genug, uns vor seiner Übersiedlung etwas hineinzusingen. Ich lasse mir die alten Lieder manchmal aufspielen, denn, klangen sie stets wie der Abschied versinkender Herrlichkeit, so gibt ihnen jetzt das Geräusch des von der Maschine eingefangenen Lebens einen schaurig ergreifenden Ton. »Doch sagt er, lieber Valentin, mach keine Umständ', geh —« und vor allem: »Ein Aschen! Ein Aschen!«

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 248 WIEN, 24. MÄRZ 1908 IX. JAHR

Er soll sich aufhängen!

Die vortreffliche Schauspielerin Annie Dirkens, die beim Wiener Publikum durch die temperamentvolle und natürliche Art ihrer Amtsehrenbeleidigungen ungemein beliebt ist und unter deren Leistungen uns vor allem der Hinauswurf eines frechen Exekutionsorgans in dankbarer Erinnerung steht, ist kürzlich zu tausend Kronen verurteilt worden, weil sie einem Finanzwachaufseher eine bessere Beschäftigung gewünscht hatte, als Automobile aufzuhalten, nämlich sich aufzuhängen. Sie hat also für die Armen Wiens gespielt, und das ist immer noch besser, als wenn sie zum Beispiel dem Pensionsfonds der Konkordia den Reinertrag einer Vorstellung hätte abliefern müssen. Immerhin ist es doch auch ein Zwang zur Wohltätigkeit, gegen den man die Künstlerin in Schutz nehmen muß. Vor allem deshalb, weil die Unbill, die ihr widerfuhr, von einer geistigen Bedenklichkeit ist, die selbst auf dem Niveau der Wiener Bezirksjustiz verblüfft. Dieses auch an und für sich den Dimensionen des Mark Twain-Humors angepaßte Strafausmaß wurde angewendet, wiewohl nur ein Amtseid die inkriminierte Äußerung bestätigte, während der Eid eines Offiziers sie nachdrücklich bestritt. Daß der Richter mit der Absicht der Verurteilung in die Verhandlung eingetreten war, hat ihm der Verteidiger aus dem Konzept einer vollständigen Urteilsbegründung nachgewiesen, das dem Akt schon vor der Verhandlung beilag. Ein so vollgiltiger Beweis richterlicher Unbefangenheit gegenüber dem Beweisverfahren konnte also kein Grund sein, den Richter wegen Befangenheit abzulehnen. Und der Antrag, der darauf abzielte, war nur geeignet ihn in jener Objektivität

zu bestärken, die für einen der plausibelsten Wünsche des Wiener Lebens eine Strafe von 1000 Kronen parat hat.

Wer von uns hat nicht schon im Innersten gewünscht, daß ein Finanzwachaufseher sich aufhänge? Frau Annie Dirkens hatte nur den Mut, diesen Wunsch auszusprechen, aber der Richter strafte sie wegen Aufforderung zum Selbstmord eines Amtsorgans. Wir wünschen täglich, stündlich, daß der oder jener unserer Nebenmenschen, der gerade unser Nervensystem alteriert, daß jeder Büttel, der seinen Machtwahn an uns austobt, jeder Finanzer, der uns mit seinen Verzehrungssteueransprüchen länger molestiert als notwendig, jeder Richter, der uns mehr fragt, als angenehm ist, sich aufhänge. Ein Schuft, wers leugnet. Ich erkläre feierlich, daß ich seit Jahren keinen andern Wunsch mehr habe. Daß er mir so selten in Erfüllung geht, ist kein Grund, ihn immer zu unterdrücken. Natürlich darf man ihn nicht in jeder Situation äußern. Denn sonst kommt uns die Justiz über den Hals und bestraft nicht den, der uns ärgert, sondern uns wegen des Ärgers. Sie glaubt nämlich, daß durch den Ausdruck des Ärgers das Rechtsgut der »Ehre« gefährdet werde. Wenn ich nun sage, daß dieses Rechtsgut mir gestohlen werden kann, so wird sie dies für eine Aufforderung zum Diebstahl halten. Aber das macht nichts; denn vor allem kann mir eine Justiz gestohlen werden, die von der Ansicht ausgeht, daß eine verbale Aufwallung dem, der sie verursacht hat, Nachteil bringe. Wenn einer mir nachruft, ich solle mich aufhängen, so empfinde ich das wahrhaftig als eine viel geringere Störung meines inneren Friedens, als wenn er mich auf einem Gedankengang anhält, um Feuer zu wünschen, nach meinen Sommerplänen zu fragen, oder mir zu versichern, daß er die ‚Fackel‘ immer sogleich nach dem Erscheinen kaufe. Daß die Geistlosigkeit einen attakiert, in ihre Welt zieht und mit Kolbenstößen einem in den Rücken fährt, wenn man die gesell-

schaftsfeindliche Absicht hat, nachzudenken, ist eine Sache der Gemütlichkeit, und kein Gesetzgeber wird sich dazu verstehen, einen Kerl für strafbar zu erklären, der mir plötzlich auf der Straßenbahn erzählt, der Mann, der soeben ausgestiegen sei und mit dem er die Ehre hatte zu sprechen, sei der Verwaltungsrat der Kretinose-Aktiengesellschaft oder der Direktor der vereinigten Banalitäts-Werke. Ich aber werde gestraft, wenn ich dem Menschenfreund daraufhin zumute, sich aufzuhängen. Kürzlich hat einer fünf Tage Arrest bekommen, weil er beim Telephon ungeduldig war. Die Äußerung dieser Ungeduld wurde als planvolle Amtsehrenbeleidigung bestraft. Aber man kann sich solches Walten der bezirksgerichtlichen Justiz nur aus einer Auffassung des Gesetzes als eines Erziehungsmittels erklären. Nicht die Ehre des Beleidigten soll geschützt, sondern die Manieren des Beleidigers sollen gebessert werden. Daß diese Auffassung die Justizköpfe beherrscht, geht schon daraus hervor, daß sie bei solchen Gelegenheiten wie fasziniert auf die »Vorbestraftheit« starren. Handelte es sich um den Ehrenschutz, so müßte nach dem Sinne, den ich der Gesetzlichkeit unterschiebe, das Vorbeleidigtsein des Beleidigten und nicht das Vorbestraftsein des Beleidigers »als erschwerend« bei der Strafbemessung berücksichtigt werden. Ist eine Telephonistin schon einmal gekränkt worden, so hat sie Anspruch auf intensiveren Schutz, der auch nur jenem Amtsdiener gebührt, der nachweisen kann, daß er schon einmal hinausgeworfen wurde. Und ein Beamter, der zum Beleidigtwerden neigt, müßte irgendwie besonders kenntlich gemacht sein, damit die schwerere Strafe nicht den treffe, der ihn seinerseits zum erstenmal beleidigt hat. Aber die Gesetzgebung, die das Volk aus der Volksschulweisheit bedient, behandelt die Staatsbürger nicht anders, als die Schule die Buben: Wer's zum zweitenmal tut, muß nachsitzen. Diese Straferschwerungen des Lebens sind von der aus-

gemachtesten Torheit diktiert. Anstatt als mildernden Umstand die vielen Beleidigungen, die einer nicht begeht, ihm anzurechnen, wird er vom Staat ausgeplündert, wenn er in einem an Ärgernissen und Quälereien reichen Leben fünfmal gewünscht hat, daß ein Steuerexekutor sich aufhänge. Du lieber Himmel! Habt ihr eine Ahnung, welchen unverbrauchten Schatz an Amtsehrenbeleidigungen ich in meinem Herzen trage!

Frau Baronin Dirkens-Hammerstein, vorbestraft, ist zu 1000 Kronen verurteilt worden, weil sie mit demselben Temperament, mit dem sie auf der Bühne die liebenswürdigsten Gestalten ausstattet, einen Finanzwachaufseher bedient hatte. Das ist eine Leistung für einen Staat, in dem sich sonst schlechtere Schauspielerinnen mehr erlauben dürfen. Aber diese österreichischen Anläufe zur Rücksichtslosigkeit, diese gelegentliche Bereitwilligkeit, ohne Ansehen der Person eine Dummheit zu begehen, sind immerhin eine angenehme Abwechslung in dieser Monotonie einer Schlamperei, die auf alle Ermahnungen zu einem beschleunigten Tempo des Staatslebens immer nur die gekränkte Frage bereit hat: Schiab i denn nöt eh an? Der Anblick eines Regiments, in dem die einen Brust heraus und die anderen Kniee heraus schreiten, hat etwas von Falstaffs Truppe. Nur daß Falstaff die Ehre eindeutiger definiert. Der hügelige Charakter des Wiener Terrains prägt sich vor allem in der Verschiedenartigkeit der Strafen aus, die die Wiener Bezirksgerichte wegen Ehrenbeleidigung verhängen. In Simmering bekommt eine Schauspielerin tausend Kronen, in der Leopoldstadt hätte sie wegen derselben Äußerung zwanzig bekommen, denn dort bekommt ein Theaterdirektor zehn, der eine Schauspielerin mit dem Fuß hinausgestoßen hat. Der Appellsenat setzt den Hobel an und hobelt alle gleich. Aber es ist eben Tischlerarbeit. Und die Lebensfremdheit ohne Schliff und Politur, die allen gemeinsam ist, bleibt bestehen. Der Richter, der den Rat, einer

solle sich aufhängen, für eine Aufforderung zum Tode durch den Strang ansah, führte unter den Gründen des Schuldspruchs die Unglaubwürdigkeit der angeklagten Schauspielerin an. Unglaubwürdig erschien sie ihm deshalb, weil aus den Akten hervorgehe, daß sie älter sei, als sie angegeben habe. Einer solchen Frau ist auch eine Amtsehrenbeleidigung zuzutrauen. Wenn man dazu noch bedenkt, daß sie sich auf der Bühne schminkt und zum Beispiel in der Operette »Die Fledermaus« sich für etwas ausgibt, was sie gar nicht ist, so mag sie froh sein, daß sie so glimpflich davongekommen ist. Denn nicht jedes Gefängnis ist ein fideles Gefängnis und für die Launen einer muntern Adele hat nur die Psychologie des Gerichtsdieners Frosch einiges Verständnis.

Karl Kraus.

Der Tag des Herrn.

Seit meiner frühen Jugend ist mir der Sonntag immer als etwas Frostiges, Störendes und Unsinniges erschienen. Man mag die überstürzte, lärmende Betriebsamkeit des modernen Lebens aufs grimmigste verabscheuen, der bloß äußerlichen Ruhe des Sonntags kann man sich doch nicht freuen. Wenn ein System der Hast plötzlich zum Stillstand kommt, ergibt dies nicht den Eindruck des Friedens und der Würde, sondern den Eindruck einer Katastrophe. Es ist, wie wenn ein in rasender Fahrt dahinsausender Zug mit einem jähen Ruck unvermutet anhält. Es folgt eine unheimliche Stille und man fragt sich ängstlich, was denn geschehen sei. Und trotzdem wir dieses sonntägliche Anhalten der donnernden Maschine werktäglicher Zwecktätigkeit schon gewöhnt sind, hinterläßt es stets von neuem die Impression unerfreulicher, trübseliger Kahlheit, so vergnüglich und festlich der Sonntag auch tut, so lärmend er sich auch manchmal geberdet. Ein feineres Nervensystem empfindet das gewalttätige Bremsen, die unmotivierte Ver-

kehrung des ganzen Lebensbildes nicht beruhigend und wohltätig, sondern belastend und aufregend. Warum hält die Menschheit wohl an dieser mittelalterlichen Institution fest, die keinerlei ersichtlichen Nutzen, aber in Menge kostspielige Betriebsstörungen, empfindliche Irritationen des Nervenlebens und ärgerliche Ausschreitungen des Pöbels bringt? Warum müssen an diesem einen Tage alle Räder des Wirtschaftslebens ausgeschaltet sein, warum muß an diesem einen Tage die ganze Plebs losgelassen werden? Die Erholung, die jedem arbeitenden Menschen zuteil werden soll, wäre sicherer und gründlicher, wenn an jedem Tage einem entsprechenden Bruchteil der Arbeitenden aller Kategorien Arbeitsfreiheit gewährt würde. Es ist neben der Trägheit der Masse vornehmlich der auf diese Trägheit sich stützende lebensfeindliche Starrsinn der Kirche, der jede Forderung der Vernunft schroff zurückweist, wenn er eine jener Einrichtungen opfern soll, die sich seit Jahrhunderten überlebt haben. Außer der Kirche ist der Sonntag nur noch der sozialdemokratischen Partei heilig, denn er ermöglicht ihr die Veranstaltung von Massenaufzügen und -versammlungen.

Der Sonntag ist nämlich der Tag des Herrn. Als Schüler waren wir an diesem Tage vom Drücken der Schulbänke befreit und mußten dafür die Kirchenbänke drücken. Ich weiß nicht, ob die Kirche an Macht verlöre, wenn die Kinder nicht mehr zur Schulmesse geführt würden. Ich weiß nur, daß eine Schulmesse, die samt einer eingeschobenen Predigt eine Stunde, in Dorfkirchen meist noch länger dauert, die noch nicht mit der müden Geduld der Erwachsenen ausgerüsteten Kinder mehr erschöpft als drei Unterrichtsstunden, und daß halbwegs aufgeweckte Schüler von diesen Messen einen vielleicht unbegründeten aber unauslöschlichen Haß gegen alles religiöse Zeremonientum forttragen.

An schönen Sonntagsnachmittagen wurden wir Kinder auf sogenannten Ausflügen mitgenommen. Das war die zweite Qual. Während man uns an Wochentagen in unserer freien Zeit glücklicherweise allein ließ, wurden wir beim Familienausflug unaufhörlich aller Dinge wegen zurechtgewiesen, mußten wie Schafe dahintrotten und durften zur Belohnung in überfüllten Biergärten oder rauchigen Stuben den Erwachsenen trinken zusehen. Den wenigen Menschen, welche das Land nicht aufsuchen, um einen Vorwand für Wirtshäuserbesuch zu haben, sondern um frische Luft

und freien Ausblick zu genießen, wird die Natur am Sonntag durch die fortwährende Begegnung mit solchen Familienausflüglern gründlich verleidet.

In späterer Zeit lernte ich den Sonntag vor allem als einen Tag kennen, an dem man die verschiedenen Dinge, die man dringend benötigt, nicht einkaufen und an dem man nicht in Cafés und Gasthäuser gehen kann, weil man keinen Platz darin findet. Ein Sonntag in der Großstadt zumal ist für einen Nervenmenschen, der keine eigene Hauswirtschaft führt, eine Art Verbannung auf die Gasse oder in das enge, ungastliche Mietzimmer. In Wien muß man auf seine gewohnte Lebensweise unbedingt verzichten. Es ist, als ob die Höllenschlünde ihre Bewohner ausgespien hätten, um die Wiener Kaffeehäuser nud Restaurants damit zu füllen. Und diese Höllenschrecken bestehen zum größten Teile aus Leuten, die es nicht nötig hätten, ihre Bedürfnisse in öffentlichen Lokalen zu stillen, aus Ehegatten, die mit Kind und Kegel, mit Tanten und Gouvernanten aus ihrem Heim gezogen kommen. Es handelt sich ihnen auch nicht um Bedürfnisse, sondern ums Vergnügen. Sie pferchen sich in den weiten Sälen, nach Familien und Sippen geordnet, zusammen, führen Begrüßungs- und Erstaunenspantomimen auf, gaffen und paffen, kritisieren, reiben sich aneinander, schmatzen und schwatzen und vollführen einen Heidenlärm, wie es sich für eine Judenschule ziemt. Denn es ist in der inneren Stadt und den angrenzenden Bezirken, in denen ich diese Beobachtungen leider machen mußte, fast ausschließlich die Leopoldstadt, die auf diese Weise den Tag des Herrn feiert. Gehört ihr hauptsächlich das Café, so ist dem christlichen Publikum der Vorstädte am Sonntag das Wirtshaus, und zwar schon am Vormittag, heilig. Man rühmt das Familienleben der Juden als besonders innig und harmonisch. Im Café am Sonntag drückt sich dies auch deutlich, obzwar in nicht sehr ästhetischer Weise, aus. Wenn aber sogar so eingefleischte Familienschwärmer kein anderes festtägliches Vergnügen kennen, als ins Café auszuwandern, dann muß es wohl mit der vielgerühmten Wohltat und Poesie des eigenen Heims nicht so weit her sein. Man könnte eher glauben, dieses Heim wäre ein Käfig, dem alles darin Eingesperrte bei Gelegenheit gierig entweicht, und daß diese Heim-Menschen es schon als ein unbändiges Vergnügen, als ein Fest empfinden, wenn sie nicht daheim sind. Denn sie sind alle riesig vergnügt, ohne

andern Grund als den, nicht daheim zu sein. Und sie nehmen scheinbar ganz unverhältnismäßige Opfer, unglaublich gedrängtes Sitzen, Hitze, verdorbene Luft, ohrenzerschmetterndes Getöse, schlechte Speisen und Getränke, langsame Bedienung, hohe Preise und noch vieles andere, dem gegenüber eben das Heim als Paradies gepriesen wird, gerne und freudig auf sich. . . .

Während an Wochentagen der vom Lärm der Gasse und des Marktes angewiderte Mensch ins Café oder Restaurant flüchtet, scheint am Sonntag der Lärm von Gasse und Markt in Café und Restaurant zu flüchten. Allein schon das Schnattern der Weiber ist fürchterlich. Und bilden an Werktagen die Weiber in den Cafés bereits die Hälfte der Gäste, so verfügen sie im Sonntags-Café mindestens über eine zweifellose Zweidrittelmajorität. Geht es so weiter, dann werden die Männer, die bisher im Café Ruhe vor Weibern und Familie suchten, durch Weiber und Familienleben aus dem Café vertrieben werden. Denn am Sonntag bewährt sich die Verpflanzung des Familienlebens ins Café vorzüglich. Die Kinder jeden Alters sind darin, wenn sie nicht gerade zanken oder weinen, so brav und ruhig wie die Engelein, denn es wird ihnen ein Vortrags- und Anschauungsunterricht ohnegleichen geboten. Aus den ungenierten Gesprächen der Erwachsenen, denen sie mit Andacht lauschen, und aus jenen illustrierten Blättern, die im Auslande von anspruchsloseren Lebemännern als feinste Blüte der Wiener Kultur geschätzt werden, lernen sie hier das Leben kennen. Da starren Knaben in kurzen Hosen mit verglasten Augen auf unsäglich alberne Bilder, die in entsetzlicher Monotonie immer wieder halbnackte Weiber in dumm-phantastischen Kostümen darstellen. Da lesen halbwüchsige Mädchen, die im übrigen so abgerichtet werden, daß sie nicht prüde genug tun, nicht genug Schämigkeit heucheln können, mit geröteten Wangen diese Texte voll ordinärer Laszivität und saugen damit eine Weltanschauung ein, die allenfalls den schäbigsten Kommisnaturen angemessen ist. Und die Eltern, Onkel und Tanten sitzen daneben, schauen dem wohlwollend zu und freuen sich, daß die Kleinen sich so nett und artig beschäftigen . . .

Alkohol und Musik entfalten natürlich als die beiden privilegierten Volksnarkotika am Tag des Herrn ihre ausgibigste Wirksamkeit. Sonntags kann jeder beobachten, was ich neulich theoretisch auseinandergesetzt habe, daß die Musik (neben dem

Alkohol) das große Tonikum für alles Unterdrückte, für Weiber und Arbeitssklaven ist, der Zauberstab, der alle Verborgenheiten des Gefühls, der den ganzen Schlamm der Seele bis zum letzten Restchen an die Oberfläche lockt und eine Fröhlichkeit erzeugt, die selbst den nachsichtigsten Menschenfreund wahrhaft traurig stimmen muß.

Das ist der Tag des Herrn. So ehrt das Volk seinen lieben Gott und die Kirche selbst scheint es nicht anders zu wollen. Dagegen ist also nichts zu machen. Aber wir sollten wenigstens nicht so viel und so stolz mit unsern drahtlosen Telephonen und lenkbaren Luftschiffen herumflunkern, denn dies hat für unser Kulturniveau nicht die geringste Bedeutung. Wir leben im Mittelalter. Oder in dem, was wir Mittelalter zu nennen belieben. Ich glaube nämlich nicht, daß es im wirklichen Mittelalter so barbarisch, so stillos, so geistig-unreinlich zugegangen ist.

Karl Hauer.

Die Feministen.

Wüßte ein Mann, der in besserer Zukunft einmal die Geschichte unserer Zeit schreibt, nicht mehr von unseren Frauen, als daß die meisten den Mann beneidet und gewünscht haben, sie wären als Männer geboren: daraus allein könnte er auf eine gründlich verkehrte und gottverfluchte Kultur schließen. Da ein Weib niemals ein Mann werden kann, würde der Geschichtsschreiber sogleich auf die symbolische Bedeutung dieses unerfüllbaren Wunsches verfallen, der in äußerster Knappheit beides ausdrückt: daß unsere Frauen nicht glücklich sind und daß sie nicht wissen, wie zu helfen wäre. Um diese Unzufriedenheit eindringlicher zu symbolisieren steht der Frau noch manches andere Mittel zu Gebote. Erschreckend groß ist die Zahl der unempfindlichen Frauen, die sich selber an der Liebeslust strafen, weil ihnen die Form zuwider ist, in der sie Liebe empfangen dürfen. Die Seltenheit weiblicher Schönheit und Anmut, die beide dort am tieften stehen, wo das, was Sittlichkeit genannt wird, am strengsten waltet, bedeutet symbolisch genommen, daß die Frauen durchaus keinen Grund haben,

ihre Männer mit Schönheit zu erfreuen, wenn diese Männer ihrerseits den Frauen nicht das Los bereiten, das der Schönheit würdig ist. Die zahllosen zänkischen Weiber, die unter des Fürsten Dach nicht minder hausen als in der Hütte des Bauern, keifen ihr Lebelang aus Rache um ein Glück, das sie nicht kennen, von dem sie aber fühlen, daß es ihnen gebührte. So bringen es die Frauen wenigstens so weit, daß sie nicht allein bleiben in der Unzufriedenheit mit sich selbst, sondern daß auch die Männer mit ihren Frauen unzufrieden sind. Die unzufriedene Frau erfand die sonderbare Krankheit, die ihre Mitmenschen mehr quält als die Kranke selbst, und diese Krankheit wurde von den Männern schon in alter Zeit mit weiser Erkenntnis Hysterie genannt. Blickt man in die Struktur der Krankheit, wie sie Freud beschrieb, so erkennt man, daß diese Erfindung der genialste Ausweg ist, den jemals menschlicher Geist erfand. Die unglücklichen Frauen verzichten auf die Brosamen, die ihnen von der grauen Wirklichkeit geboten werden, verschließen sich wie eine Muschel in sich selbst und indem sie den anderen gegenüber und vielleicht auch ihrem eigenen Bewußtsein krank und leistungsunfähig erscheinen, erleben sie im innersten alle Wonnen, die nur Gott verleiht. Die Hysterie ist die individuelle Lösung der Frauenfrage.

Die andere individuelle Lösung, die von außen kommt, nämlich das Glück, ist weitaus seltener als die Hysterie, es ist zudem, wie man weiß, eine lockere Dirne; die Hysterie ist eine treue und verläßliche Freundin. Ein Dichter, der vor kurzem über Liebe sprach, bemerkte, daß der Frauen Glück von kurzer Dauer sei, weil ihnen meistens Sanftmut fehlt. Aber wie könnte Sanftmut gedeihen in einer Seele, die jugendlang zwischen Begierde und aufgedrängtem Gewissen kämpft? Im Kriege ist kein Raum für stilles Bescheiden, das frühe Glück ist darum schnell zu Ende, das späte Glück ist ein gerettet Wrack.

Hätten die Frauen nicht zu ihrer Rettung die Hysterie erfunden, so wären sie in ihrer Not auf den Rat der Feministen angewiesen, der zu verschiedenen Zeiten verschieden gelautet hat. Das Lager der Feministen ist ein Zusammenlauf aller Waffen, die darin einig sind, daß der Unterschied zwischen Mann und Frau gar nicht so groß sei, wie er der oberflächlichen Betrachtung scheine. Sie nehmen den Wunsch der Frauen, Männer zu werden, wörtlich, und obgleich die Frau offenbar mit dem Manne nichts

anderes gemein haben will als die Sexualfreiheit und die Sexualmacht, wird gerade dieser Sinn des Wunsches von den Feministen in den Hintergrund geschoben und dafür werden politische Rechte, männliche Berufe und ähnliches vorgeschlagen. Berieten die Schuster, wie sie sich in ihrem niederliegenden Gewerbe helfen könnten und einer schlüge vor, das Schusterhandwerk zu lassen und Schneider zu werden, weil es den Schneidern um vieles besser geht: den Rat würde keiner ernst nehmen. Und doch kann ein Schuhmacher jederzeit die Schneiderei erlernen, wenn er will. Aber die Frauen nehmen den Rat der Feministen scheinbar ernst und statt sogleich hysterisch zu werden, was um vieles besser wäre, weil es ohne Lärm geschieht, landen sie erst nach einem geräuschvollen Umweg im Hafen der Hysterie, wie mans im gepriesenen Amerika am besten sehen kann, wo diese Krankheit bis zum Himmel reicht, seitdem im Lande weibliche Bürgermeister, Bahnbeamte, Hospitalleiterinnen überhand genommen haben.

Die katholische Kirche hat solchen Umweg glorreich vermieden. Sie gibt der Gläubigen den süßesten Bräutigam, den wundervollen Trost der unbefleckten Empfängnis, braune Bilder auf goldenem Grunde, Weihrauchwolken im gotischen Kirchenschiff. In Orgelton und Glockenklang, in Prozession mit fliegenden Fahnen, im Glauben an schwer faßbare Dogmen wandelt sichs gar selig. Nicht von Frauen werden die Modernisten der Kirche Lorbeeren ernten, Frauen sind die feste Stütze des römischen Felsens. Denn die Kirche gibt den Frauen reichlich, was der Frauen ist.

Die nüchterne Religion, die in unseren Tagen die Armen zu sich kommen läßt, fragt auch die Frauen, was sie wünschen, und da die Frauen mit dem uralten symbolischen Seufzer antworten, zeigt sich die Religion des Rechenstifts phantastischer als alles Brimborium je vor ihr und nimmts auf ihr Programm: jawohl, die Frauen sollen werden wie Männer.

Diesem Programm schließen sich Ehemänner an, denen ihre Frauen aus irgend einem Grunde zuwider sind, so daß sie dringend eine andere Frau wünschen. Sie gestehen sich nämlich nicht zu, daß ihre Frau abscheulich oder zänkisch oder dumm oder flatterhaft oder eifersüchtig, mit einem Worte unerträglich sei, sondern sie sehen von ihrem häuslichen Elend ab und finden, daß die Frauenbewegung ihre Berechtigung habe. Diesen Armen braucht

man nichts anderes von den Zielen der streitenden Frauen zu sagen, als daß die Frau der Zukunft nicht so sein werde wie sie heute ist, und sie sind auf Tod und Leben für den Rummel. Denn sie sind fest überzeugt, daß es schlimmer nicht werden kann, als es jetzt ist. Wir wollen einmal sagen: er betrügt seine Frau mit der unbekannten Frau der Zukunft, von der er nichts weiß, als daß sie anders ist. Mit diesem imaginären Ehebruche geht es wie mit den Seitensprüngen des Fleisches: man staunt oft, an wie minderwertiges Material ein verdrossener Ehemann sich wegwirft.

Dem Programme der Feministen schließen sich Jünglinge an, die durchaus in der Frau ein höheres Wesen sehen wollen und denen die Wirklichkeit nicht hielt, was die Illusion versprach. Von den drei Auswegen, das Weib zu nehmen wie es ist, das Weib zu verachten oder ein illusioniertes starkes Zukunftsweib anzubeten, ist der letzte der bequemste. Denn hier kann der Schwärmer weiter schwärmen. Man sollte sich nicht so sehr verwundern, daß italienische Dichter ihr Leben lang ein Frauenbild besangen, das sie nur einmal sahen. Hätten sie die Idole gar nicht gesehn, die lebenslängliche Treue wäre noch leichter gewesen. Sie wäre aber unmöglich gewesen, wenn Dante Beatricen etwa geheiratet hätte: Beatrice wäre vielleicht in dieser Lage am glücklichsten geworden. Frauenschwärmer sind um nichts besser als Frauenverächter; im Grunde genommen bedeuten beide dasselbe. Schade, daß die Frauen sich so gerne anschwärmen lassen.

Ein sehr großer Teil der Feministen besteht aus Spießbürgern, die auf ein fortschrittliches Programm en bloc eingeschworen sind. Sie meinen, daß man alles emanzipieren müsse: die Juden, die Neger und also auch die Frauen. Denn es ist außer den Frauen heutigentags kaum mehr etwas zu emanzipieren übrig geblieben, das Arsenal von Phrasen aber, die vor hundert und vor fünfzig Jahren einen guten Sinn hatten, brach liegen zu lassen, erscheint dem Leitartikelmenschen nicht ökonomisch. Er putzt sie blank und bewirft mit ihnen jeden, der zwar sonst nicht konservativ, in diesem einen Punkte aber, was die Vermännlichung der Frauen anbelangt, lieber mit den Klerikalen geht, die sich an den Spruch ihres Kirchenvaters halten: mulier taceat in ecclesia. Es ist leichter, einen solchen Rückschrittler und Reaktionär zu nennen, als sich mit seinen Gründen abzufinden und es ist auch politischer. Denn, wenn einer auch nur fälschlich zum Reaktionär

gestempelt werden kann, hört keiner mehr von denen, die sich fortschrittlich nennen, auf seine Motive.

Die gefährlichsten Feministen gehören der Arbeiterpartei an. Sie haben nämlich eine wissenschaftliche Grundlage. Seitdem das Buch von Bebel über die Frau erschienen ist, also seit dreißig Jahren, hat die Frauenrechtlerei eine heilige Schrift. Wer den Wert der großen Persönlichkeit hochschätzt, wo immer er sie findet, muß Bebel ehren, weil dieser Patriarch für Hunderttausende einen Propheten, einen Messias bedeutet. Auch sein Buch ist voll feurigen Temperaments. Es ist bedeutend als Ausdruck eines Willens, es ist kläglich, was seinen psychologischen Erkenntniswert betrifft. Um das zu glauben, genügt die Durchsicht der Überschriften, deren eine lautet: »Die Prostitution, eine notwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt«. Der starre Dogmatismus dieses Mannes zeigt sich am besten darin, daß er sein Buch in zwanzig oder mehr Auflagen unverändert herausgab. Es war die heilige Schrift der Frauenrechtler: an Gottes Wort wird nichts geändert.

Hinter der sozialen Not der Arbeiter, die alle Fragen ökonomisch fassen, taucht die sexuelle Not auf. Der Arbeiter kennt die sexuelle Not am wenigsten von allen Ständen und um so weniger, je schlechter es ihm geht. Vorausgesetzt, daß die Frauenfrage im Kerne oder zum größeren Teile eine sexuelle Frage ist, kann gerade der Arbeiter und seine Gewerkschaft zu ihrer Lösung nicht berufen sein. Der Arbeiter mißbraucht die Frauen zu seinen Parteizwecken, er schleppt sie mit sich wie die Germanen ihre Frauen in die Schlacht mitnahmen. Und wie es die Ehre des germanischen Weibes war, bei der Wagenburg ein schreckenerregendes Geschrei zu erheben, so stärken auch die sozialistischen Frauen die Stellung der Partei, aber die Frau als Sexualwesen geht dabei leer aus. Es müßte in den Hirnen der Sozialistenführer sonderbar aussehen, wenn sie die Frauenrechtlerei nicht als den unsichersten Punkt ihres Programmes empfänden. Aber sie müssen ihn dennoch betonen, denn die unzufriedenen Frauen, an die Arbeiterbataillone angekoppelt, erhöhen deren Macht und das gibt beim Politiker den Ausschlag.

Die unerbittlichsten Feministen endlich sind die, deren Liebe einer emanzipierten Frau gehört. Hier braucht nicht wiederholt zu werden, daß solche Liebe mit Masochismus und Sadismus häufig nah verwandt ist. Natürlich nicht immer. Niemand wird es einem

alternden Universitätsprofessor etwa verargen, wenn er weibliche Hörer und Helfer gern um sich sieht. Niemand dem Spitalsarzt, der andere Frauen kaum sieht, wenn er seine Kollegin liebt. Das sind versöhnliche Seiten der Frage. Aber man wird alle diese als befangen ablehnen, wenn prinzipiell erörtert wird, ob die Vermännlichung der Frauen ein Ziel der Zukunft ist.

Holzwege gibt es in der Weltgeschichte nicht. Auf irgend einem Umwege wird auch die Frauenbewegung von heute zu ihrem Ziele kommen, nämlich zum Ziele der Sexualfreiheit. Früher wird sie nicht stille stehn. Daß es aber einmal Feministen gegeben hat, wird den glücklicheren Frauen ein Gelächter sein.

Fritz Wittels.

Der Festzug.*)

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten schon in Wien
Die Fenster, die Balkons voraus gemietet . . .
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spektakel sie betrog.

Wallenstein.

Die Erwartung war auf das höchste gestiegen. Seit dreißig Jahren hatte die Stadt keinen Festzug gesehen. In ödem Einerlei waren also die letzten Dezennien der politischen Geschichte vergangen. Ereignisse, bei denen man nicht dabei sein kann und die man weder sieht noch hört, wirken nur auf die Phantasie und bewirken demnach, daß man sich unter ihnen nichts vorstellt. Der Streit der Nationen vermochte nur dort Interesse zu wecken, wo er als Straßenexzeß in Erscheinung trat, und bei jedem Verfassungsbruch gähnte die Bevölkerung, weil sie sich ihn als das Krachen einer Lawine gedacht hatte

*) Aus dem ‚Simplicissimus'. Diese Satire wurde geschrieben, als die kaiserliche Ablehnung des Festzuges noch nicht zurückgezogen war.

und nicht einmal ein zerrissenes Papier zu Gesicht bekam. Das öffentliche Leben bot keine Abwechslung mehr. Man war dermaßen ausgehungert, daß man die Überraschung auch dort suchte, wo sie bestimmt nicht zu finden war. Blieb einer stehen und sah zum Dach eines Hauses hinauf, so war er sicher, mehr Zulauf zu finden, als ein Agitator, der den Versammelten von der Schädlichkeit eines neuen Handelsvertrags sprechen wollte, und man mochte lieber von jenem zum besten gehalten sein als von diesem zum besseren geführt. Nur das Unmittelbare wirkte auf die Lebensanschauung des Volkes, und es ist statistisch nachgewiesen worden, daß damals bei gleicher Häufigkeit ein gefallenes Droschkenpferd größeres Aufsehen erregt hat als eine gestürzte Regierung. Da es kein öffentliches Leben gab, so mußte das Privatleben für öffentliche Zwecke herangezogen werden, und es war dafür gesorgt, daß jeder Bürger Sonntags erfuhr, was für ein Huhn der Nachbar im Topfe hatte. Das Selbstbewußtsein wurde nur mehr durch die Eitelkeit unterhalten und das soziale Gefühl durch die Neugierde; und wenn sich diese Triebe glücklich paarten, so ward eine Eigenschaft daraus, die alle Gegensätze verband: die Loyalität. Die Bevölkerung hatte aus den Zeitungen erfahren, daß es im Staatsleben drunter und drüber gehe, und in diesen bösen Zeiten sah sie um so vertrauensvoller zu der Person des Landesvaters auf, von der man in den Zeitungen gelesen hatte, daß sie das einigende Prinzip darstelle. Nur der Patriotismus vermochte noch einige Farbe ins graue Dasein des Staatsbürgers zu bringen, der zu allen Lasten j—a sagt. Der Patriotismus ist ein Gefühl, bei dem die Schaulust viel mehr auf ihre Rechnung kommt, als zum Beispiel beim Männerstolz vor Königsthronen, während anderseits das größere Aufsehen, das unstreitig bei einer Revolution entsteht, mit Unbequemlichkeiten verbunden ist, die einer patriotischen Demonstration erspart bleiben. Aber noch

ein Gefühl gibt es, das dem Patriotismus nahe verwandt ist: das ist die Liebe zu den fremden Monarchen. Wenn sie zu Besuch kommen, so gibt's manches zu sehen und zu hören, und die Loyalität, die keine politischen Grenzen kennt, ist jene Basis, auf der sich ein Komitee in der Stille und ein Spalier im Strom der Welt bildet. Aber wieviel wertvolle Schaulust ist bei solchen Gelegenheiten unbefriedigt geblieben, wie wenigen war es bisher vergönnt, sich selbst davon zu überzeugen, ob die Potentaten wirklich, wie eine Überlieferung behauptete, elastischen Schrittes den Eisenbahnwaggon verließen. Man nahm es gläubig hin und begnügte sich im übrigen damit, von den Schutzleuten zurückgedrängt zu werden, wenn der hohe Gast an der Seite des Landesvaters in offenem und bei ungünstiger Witterung in geschlossenem Wagen vorbeifuhr. Das sind die Augenblicke, in denen die Seele eines serbischen Hoflieferanten ihren Höhenflug nimmt, in denen der Mensch nachdenkend inne wird, warum und zu welchem Ende er Honorarkonsul ist, und in denen ein ahnungsvolles Hoffen erkennt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, deren Anblick uns der nüchterne Alltag vorenthält, nämlich Fahnen und Girlanden.

Aber der Patriotismus ist leider auch ein Gefühl, das oft länger brachliegt, als für die Gesundheit aller Beteiligten zuträglich ist. Seit Jahrzehnten wußten die Freunde des Volks, was ihm fehle. Von allen Bildungsbestrebungen war es seit jeher die populärste, ein Komitee zu bilden, und es gab eines, dessen Absichten tiefer als die irgend eines anderen in den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung wurzelten. Es war das »Festzugskomitee«, das sich aus einem intuitiven Erfassen kommender Möglichkeiten vor Jahrzehnten schon in Permanenz erklärt hatte. Es hatte sogar die Eventualität eines vaterländischen Sieges in Aussicht genommen, sich aber vornehmlich an eine bekannte Devise gehalten, die kriegerischen Erfolgen eine Vermehrung der Haus-

macht auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Heirat vorzieht. Das Festzugskomitee, das sich im Laufe der Jahre an Enttäuschungen gewöhnt hatte, gab die Hoffnung dennoch nicht auf, endlich in Aktion zu treten. Wenn alle Ordensbänder reißen und alle Ereignisse ungeschehen bleiben, so mußte ja doch einmal wenigstens der Gedenktag eines Ereignisses anbrechen, und auf dessen Verherrlichung konnte sich dann der ganze Eifer werfen, der durch Jahrzehnte lahmgelegt war, und die Knopflöcher würden all den Zierrat gar nicht fassen können, der an einem Tag zur Entschädigung für dreißigjährige Geduld auf sie einstürmen würde.

Das Jahr war gekommen und der Tag war nah. Eine fieberhafte Erregung hatte sich aller beteiligten Kreise bemächtigt. Nur ein Gedanke beherrschte alle Köpfe, setzte alle Füße in Bewegung: Der Festzug. Das Volk braucht einen Festzug. Das ist die große Gelegenheit, wo endlich A l l e dabei sein können! Es wird der größte Sieg sein, der je errungen wurde, wenn es uns gelingt, die glorreiche Vergangenheit des Vaterlandes in lebenden Bildern darzustellen. Da reckt sich die Residenz aus ihrer alten Lethargie und aus den Provinzen hagelt es Kundgebungen. Ein Erfolg des Komitees, der an und für sich schon alle Erwartungen übertrifft. Aber das Komitee weiß, daß es noch viel Arbeit geben wird, um alle Schichten für einen Plan zu gewinnen, der für einen einzigen Tag die Lösung der sozialen Frage verheißt. Wie sollte der Adel zögern, mitzuspielen, das Bürgertum, zu zahlen und das Volk, zuzuschauen? Das Komitee tagt ohne Unterbrechung und sendet seine Werber von Haus zu Haus. Die Kunst hat sich augenblicklich in den Dienst des patriotischen Gedankens gestellt. Die Schönheitstrunkenheit, die keinen eigenen Gedanken auszudrücken hat, lechzt nach der Gelegenheit, sich in einem Prunkgewand zu zeigen. Prinz Eugen, der edle Ritter, hat noch keinen verlassen, der ihn in künstlerischen Nöten angerufen hat, und

wenn es gar zu Aachen in seiner Kaiserpracht im altertümlichen Saale König Rudolfs heilige Macht zu kostümieren gilt, dann, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, umsteht die ganze Künstlergenossenschaft geschäftig den Herrscher der Welt. In allen Ateliers wird gemalt, geschneidert und gejubelt. Die meisten Menschen, denen man auf der Straße begegnet, blicken schon zuversichtlich in die glorreiche Vergangenheit, in den Wirtshäusern fühlt sich jeder Speisenträger als Pfalzgraf des Rheins. Die Hoffnung auf den Festzug hat einen Patriotismus geweckt, der um seiner selbst willen leben will und längst den Zweck vergessen hat, dem er dienen, und die Person, die er ehren soll. Die Gesinnung hat nicht den Plan, sondern der Plan hat die Gesinnung erschaffen. Und wenn's an dem Tag, an dem sie zum Ausbruch gelangen soll, nicht bloß Orden regnen sollte, das Volk würde seinen Glauben an die Vorsehung verlieren . . .

Da erscheint eine offizielle Kundgebung, die den Dank jener höchsten Stelle, der die Huldigung zugedacht ist, verlautbart: Man sei von den Beweisen echter Loyalität gerührt, wünsche aber nicht, daß dieses Jahr auf geräuschvolle Weise gefeiert, sondern daß aller Aufwand von Energie, Zeit und Geld, den ein Festzug koste, wohltätigen Zwecken vorbehalten werde . . . Das Blatt, auf dem die Mitteilung solchen Wunsches geschrieben steht, wird ins Komiteezimmer gebracht. Für einen Augenblick herrscht Totenstille. Alle Anwesenden starren wie gelähmt vor sich hin. Ein Fanatiker des historischen Kostüms fühlt sich in jene Partie der Geschichte des Herrscherhauses versetzt, die den Einzug Albas in die Niederlande bedeutet. Oder sie stehen da, wie die Ochsen am Weißen Berg. Das hatte man nicht erwartet. »Dank vom Haus . . .!« bringt endlich der Präsident hervor, aber es verschlägt ihm die Rede. Er hat in unverminderter körperlicher Frische das Jubeljahr erlebt,

und nun soll die Arbeit eines ganzen Lebens dahin sein! Nein, das kann nicht ernst gemeint sein, auch die Suppe, in die einem gespuckt wird, wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wurde. Die höchste Stelle kann nicht so unpatriotisch denken, daß sie einen Festzug verhindern sollte. Er wird zustandekommen. Und wenn das Reich sich auflöst, das Komitee löst sich nicht auf! Wer ist so feig, es in der Stunde der Gefahr im Stiche zu lassen? Und wie Ein Mann erhebt sich die Versammlung und beschließt, auszuharren. Schon melden sich einige Mißvergnügte zum Wort, die erklären, daß sie eher aus dem Staatsverband als aus dem Komitee austreten würden. Einer fordert zur Steuerverweigerung auf. Ein anderer rät zur Mäßigung und verspricht, die Sache durch einen befreundeten Abgeordneten im Wege der Interpellation zur Sprache bringen zu lassen. Ein dritter entgegnet, daß damit wenig erreicht sei, weil die Entschließungen der Krone vom Parlament nicht diskutiert werden können. Immerhin, meint ein anderer, werde die Sache zur Sprache kommen, und man müsse auch dafür sorgen, daß in Volksversammlungen und in der Presse agitiert werde. Ein Verblendeter, der den Mut hat, zu erklären, er tue da nicht mit, man müsse anerkennen, daß der Wunsch des alten Landesvaters von der Liebe zu seinen Völkern diktiert sei, wird mit dem Zuruf »Aber der Fremdenverkehr!« unterbrochen und hinausgeworfen. Endlich gelingt es einem, einen Vorschlag zu machen, der einstimmig angenommen wird: man solle es vorläufig in Güte versuchen und durch Protektion einer Hofdame die Freigabe des Festzuges zu erreichen trachten. Die nächste Sitzung wird für Montag einberufen und in ihr wird das Resultat des Vermittlungsversuches bekanntgegeben werden...

Ein trauriges Resultat. Die höchste Stelle war von ihrer Meinung, daß man sie durch Akte der Wohltätigkeit besser ehre und durch diese dem Volke besser diene als durch den Festzug, nicht abzubringen.

Als das Komiteemitglied, das mit der Hofdame bekannt ist und deshalb durch dreißig Jahre sich des größten Ansehens erfreute, die Nachricht bringt, erhebt sich ein beispielloser Tumult. Unartikulierte Schreie, aus denen nur eine starke Nichtachtung für Hofdamen hervorzugehen scheint, werden hörbar. Und dafür habe man dreißig Jahre gekämpft! Und ob denn, fragt einer höhnisch, der Wunsch der höchsten Stelle uns Verbot sein müsse? Und was es denn die höchste Stelle angehe, wenn man ihr zu Ehren einen Festzug veranstalte? Der Fanatiker des historischen Kostüms hofft, daß es ihm gelingen werde, wenigstens in einer Wallenstein-Gruppe darzustellen, wie man die Bevölkerung um ein Spektakel betrügt. Einer schlägt für den äußersten Fall eine praktikable Verbindung von Festwagen und Barrikade vor ... Die Erregung pflanzt sich auf die Straße fort, in den Kaffeehäusern gibt es nur ein Gesprächsthema. Ein Blatt veranstaltet eine Extraausgabe, die die alarmierende Nachricht bringt, daß die höchste Stelle nicht nur den Festzug, sondern auch alle anderen Ovationen ablehne, und an dem Wunsch, daß die Feier durch wohltätige Spenden begangen werde, festhalte. Damit ist die letzte Hoffnung begraben. Es beginnt im Volke zu gären. Droschkenpferde fallen und man beachtet sie nicht. Einer sieht zum Dach eines Hauses hinauf und findet keine Teilnehmer. Dagegen läuft alles einem Agitator zu, der in einer Versammlung über den Handelsvertrag sprechen will. Der Bürger fühlt jetzt, wo ihn der Schuh drückt. Das politische Interesse wächst von Tag zu Tag. Das Festzugskomitee hat sich noch immer nicht aufgelöst. Aber es sieht sich genötigt, zur Neuwahl eines Präsidenten zu schreiten, denn der frühere ist nach dreißigjähriger patriotischer Tätigkeit wegen Majestätsbeleidigung verhaftet worden.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

BAND XXXI APRIL-JULI 1908

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS.

WIEN 1908.

VERLAG ‚DIE FACKEL', III. HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

INHALT:

DIE FACKEL

NR. 249 WIEN, 31. MÄRZ 1908 IX. JAHR

SAUBENGELS.

Mit Recht wird man von mir ein objektives Urteil über den durch das Wort »Saubengels« im deutschen Reichstag hervorgerufenen Journalistenstreik nicht erwarten. Ich bin in dieser Sache durchaus befangen und bis zur fixen Idee hat sich in mir die Überzeugung entwickelt, daß die Kultur, die von der Presse verbreitet wird, eine Saubengel-Kultur ist. Ich weiß nicht, ob der Zentrumsabgeordnete, der den Ausdruck gebraucht hat, diese Anschauung ausdrücken wollte, oder ob er bloß einzelnen Personen, die für die Gemeingefährlichkeit der Sache nicht verantwortlich sind, Unrecht getan hat. Wenn aber selbst dies der Fall war, so bin ich der Ansicht, daß die Abwehr der Berliner Journalistentribüne und die internationale Unterstützung, die sie gefunden hat, so ziemlich das Ausmaß der Frechheit bezeichnet, dessen sich die bewohnte Erde zu den Leuten versehen mußte, die sogar den journalistischen Beruf verfehlt haben. Denn dieser bedeutet die Pflicht, einem zahlenden Publikum mit Meinungen und Tatsachen aufzuwarten. Und nicht die Gefälligkeit gegenüber den der Kritik ausgesetzten Personen und den der Meldung würdigen Ereignissen. Hinter dem Journalistenstreik steht der erpresserische Dünkel aller mit Druckerschwärze hantierenden Individuen, daß die Publizität ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Beschriebenen und nicht bloß ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Lesenden sei. Diese Wahnvorstellung könnte in jedem einzelnen Falle vernichtet werden, wenn nicht in jedem ein-

zelnen Falle das noch viel Ungeheuerlichere erlebt würde, daß sie gerade von jenen genährt wird, die ihr mit dem Schuhabsatz ins Gesicht treten sollten, von den der Kritik ausgesetzten Personen. Sie gehen durchaus auf die Ansicht ein, daß es nicht auf die Taten, sondern auf die Meldungen ankomme. Wenn die Journalisten zu schreiben aufhören, so hören jene auf, zu handeln. Der deutsche Reichstag schweigt, und der Reichskanzler schweigt, weil die Parlamentsberichterstatter die Federn niedergelegt haben. Ein Schimpfwort ist gefallen, und die Folge ist, daß sich die beschimpfte und die beschimpfende Partei zu einem Bündnis gegen das Publikum vereinigen. Und es finden sich Geister, denen die Einstellung des Parlamentarismus hier durch die Zerstörung des Prinzips der »Öffentlichkeit«, auf dem er basiere, begründet scheint. Das heißt also, daß keine Gerichtsverhandlungen mehr stattfinden können, weil die Gerichtssaalreporter am Erscheinen verhindert sind, und daß keine Eisenbahnzüge mehr abgehen, weil der Eisenbahnbetrieb doch »öffentlich« ist und die Redaktionen — setzen wir den absurden Fall — beschlossen haben, die Fahrplaninserate abzulehnen. Aus dem Recht der Öffentlichkeit zur Teilnahme an staatlichen Handlungen wurde eine conditio sine qua non für die staatlichen Handlungen. Die »Öffentlichkeit« besteht in der Anwesenheit von Reportern. Selbst Ausschluß der Öffentlichkeit bei Gerichtsverhandlungen bedeutet bei uns noch Zulassung der Reporter, aber wenn die Reporter sich freiwillig zurückziehen, kann auch eine öffentliche Gerichtsverhandlung nicht mehr stattfinden. Unter allen Umständen wird die Öffentlichkeit, auf die es ankommt, dumm gemacht. Aber die Öffentlichkeit will ja gar nichts anderes. In Berlin erscheinen die Blätter ohne Parlamentsnachrichten, und das Publikum sagt nicht: Wir haben abonniert und eure Verpflichtung, die bestellte Ware zu liefern, wird davon nicht tangiert, ob einer eurer Heimarbeiter euch in eurer Ehre verletzt hat. Was geht uns überhaupt

eure Ehre an? Die Informiertheit ist eure Ehre, und ihr könnt beleidigt sein, wenn ihr die Ermordung eines Präsidenten der französischen Republik verschlafen habt, oder wenn ihr eine Rede des Herrn Gröber nicht so richtig wiedergegeben habt, wie es sich gebührt, aber nicht, wenn er euch Saubengels genannt hat. Jetzt erst seid ihr beleidigt, weil ihr ohne Nachrichten erscheint! . . . Nein, so spricht das Publikum nicht. Die Abonnenten lassen sichs gefallen, daß es keine Meldungen gibt. Aber sie sind auch Staatsbürger und lassen sichs gefallen, daß es keinen Fortschritt gibt, der gemeldet werden könnte. Sie lassen sichs gefallen, daß die von ihnen bezahlten Abgeordneten und Beamten schweigen, weil die von ihnen bezahlten Journalisten schweigen. Man stelle sich vor, daß ein Lakai die Kleider der Herrschaft zu putzen sich weigert, weil der Schneider, der sie lieferte, ihn gekränkt hat, und daß der Schneider darauf erklärt, er liefere der Herrschaft keine Kleider mehr, solange der Lakai sie nicht putze. Und man stelle sich vor, daß die Herrschaft sich das gefallen läßt und nackt ausgeht. Oder der Diener weigert sich das Essen zu servieren, weil die Köchin grob war, und die Köchin hört zu kochen auf, weil die Speisen ja doch nicht auf den Tisch kommen. Und die Herrschaft schmeißt nicht beide Teile hinaus, sondern verhungert ... Schauspieler müssen spielen, auch wenn den Kritikern die Freikarten entzogen wurden. Aber Fürst Bülow schwieg, weil die Presse nicht vertreten war. Bismarck hätte gesprochen, und zwar über den Größenwahn der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Und wenn Moltke schwieg, so war das nicht die Folge eines Journalistenstreiks. Aber Bülow verzichtete auf das Wort, weil keine Reporter da waren. Am andern Tag sprach er, weil der Kronprinz da war. Der Kronprinz hätte es sonst dem Kaiser verweigern können, in den Reichstag studienhalber zu gehen, weil der Kanzler schweigt. Und der Kaiser hätte die Regierung niederlegen

können, solange der Kronprinz nicht studieren will, weil der Kanzler schweigt, solange die Reporter streiken. Wiewohl die Aussicht, daß in Deutschland künftig nur mehr Seine Reden veröffentlicht werden, viel Verlockendes hat . . . Daß in Wien keine Raubmörder mehr erwischt werden, wenn die Presse beschließt, die Nachrichten über die verdienstvolle Tätigkeit des Chefs des Sicherheitsbureaus zu unterdrücken, darauf sind wir gefaßt und bereiten uns auf diesen Ausnahmszustand seit langem vor. Aber auf die Einführung des Absolutismus wegen Streiks der Parlamentsreporter war die deutsche Öffentlichkeit nicht vorbereitet. Sie hat wieder einmal zugelernt und weiß jetzt, daß die Weltgeschichte aufhören muß, wenn sichs die Staatsmänner mit den Stenographen verderben. »So gut, wie heute einer ungeniert die deutsche Presse beschimpfen kann, ebenso gut könnte schon morgen jemand ein fremdes Heer oder eine fremde Flotte oder gar einen fremden Herrscher beschimpfen«, so hätte, meint ein deutsches Blatt, der Reichskanzler sprechen müssen. Aber dann könnte wenigstens ein Krieg ausbrechen, der doch ausgeschlossen wäre, wenn man zum Beispiel die Kriegsberichterstatter beleidigt hätte . . . Die Weltgeschichte beruht eben auf einem Austausch von Gefälligkeiten zwischen den sechs Großmächten und der siebenten. Abgeordnete sind dazu da, »Informationen« zu liefern, die man ans Publikum weitergibt. »In übertriebener Auffassung der Mitteilungspflicht glaubt man Nachrichten durch Hochachtung honorieren zu müssen. Was Wunder, wenn schließlich derart umworbene Informationsquellen sich als die Spender alles Heils betrachten und auf jene hinabblicken, die, um zu schöpfen, sich bücken.« So schreiben jetzt die Journalisten über die Abgeordneten. Aber die Leser fühlen nicht, wie gut sich diese Erkenntnis auf ihr eigenes Verhältnis zu den Journalisten anwenden läßt. In Deutschland und in Österreich. Auch hier, heißt es, seien die Beziehungen zwischen Parlament und Presse

noch nicht geregelt, »wenngleich in letzter Zeit das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt ist«. Wenn sich nämlich hierzulande ein Journalist bücken will, um in einem Abgeordneten verehrungsvoll zu verschwinden, so findet er ihn nicht; denn dieser hat sich Gottseidank schon zu dem Journalisten gebückt und ward nicht mehr gesehn. Ein Berichterstatterstreik — so wohltuend die Lahmlegung der journalistischen wie der parlamentarischen Tätigkeit bei uns wäre — ist hier unmöglich. Er würde auch das Bild der Situation kaum verändern. Denn wenn sich schon ein Abgeordneter dazu aufraffte, »Saubengels« hinaufzurufen, ich glaube nicht, daß deshalb Herr Mendl Singer aufhören würde, nicht schreiben zu können.

* * *

AUS DEM SAUTROG DER ZEIT.

»Die Öffentlichkeit hat aber nun gerade genug von diesen unsauberen Geschichten ... Jeder Tag bringt andere Nachrichten, und mit diesen Nachrichten wird das internationale Publikum in Spannung erhalten. Das Publikum möchte aber endlich in Ruhe gelassen werden; es hat genug von diesen Sachen... Es muß ein Ende gemacht werden mit diesen fürstlichen Skandalgeschichten.« Wo können diese Sätze stehen? Selbstverständlich nur im ‚Neuen Wiener Journal‘. Auf der ersten Seite. Und wo können spaltenlange Meldungen stehen, unter den Spitzmarken: »Florentinische Gerüchte«, »Toselli über das Warschauer Konzert«, »Der toskanische Hof und Frau Toselli«, mit Worten wie »böser Unfriede«, »arg enttäuscht«, »unheilbarer Riß«, »erstorbene Liebe«, »wäre Toselli klüger gewesen«, »wie die Fama erzählt«, »neuer Gegenstand ihrer Anbetung«? Selbstverständlich im ‚Neuen Wiener Journal‘. Auf der dritten Seite. Auf der ersten unterscheidet man wieder, was in der ersten Spalte steht: »Die Herrschaf-

ten lassen auf offenem Markt waschen«, und in der dritten Spalte: »Das alles sind nicht Privatsachen«. Auf der dritten Seite wird wieder die Befürchtung ausgedrückt, die schönen Nachrichten könnten von den Beteiligten bestritten werden. Aber darum seien sie doch »nicht weniger wahr«. »Die nächste Zukunft wird uns recht geben« . . . Jetzt ist die Frage offen, wie sich die Beteiligten gegenüber dem ‚Neuen Wiener Journal' eigentlich verhalten sollen. Zwei liegen im Bett, da öffnet der Reporter die Tür und ruft: Die Öffentlichkeit hat nun gerade genug von diesen unsauberen Geschichten! Geht hin und erzählt, was er gesehen hat. Man sagt ihm: Kusch, das sind Privatsachen. Nein, sagt er, das sind keine Privatsachen. Man sagt ihm, daß es nicht wahr ist. Darauf war er gefaßt. Die Dementierung einer Sexualaffäre betrachtet der Reporter als einen Eingriff in sein Privatleben. Aber die Wahrheit wird nicht verdunkelt werden. Und sie sind doch im Bett gelegen! Dafür steht jeder Galilei vor der Inquisition. Die Zukunft wird ihm recht geben! . . . Die Beteiligten wissen also nicht, wie sie sich verhalten sollen. Und doch gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma, seine Privatsachen öffentlich erörtert zu sehen oder der Sensationslust beschuldigt zu werden, wenn man sie dementiert: Gehst du zum Weibe, vergiß die Peitsche für den Reporter nicht!

*

Der Festzug ist also bewilligt, die Revolution abgesagt, und alles wäre in schönster Ordnung, wenn nicht — — Noch wissen sie es nicht, noch ahnen sie es nicht; aber ich will's erzählen. Als ich meine Satire »Der Festzug« geschrieben hatte, war nicht nur von der kaiserlichen Bewilligung noch nicht die Rede, sondern es hatten sich auch die Vorboten jenes über den schwarzgelben Horizont heraufziehenden Gewitters noch nicht eingestellt, das ich malte und das unfehlbar niedergegangen wäre, wenn nicht

doch im letzten Moment u. s. w. Ich erschrak förmlich über die Richtigkeit meiner Wetterprognose, als ich ein paar Tage, nachdem ich bloß auf Grund meines rheumatischen Leidens jene Darstellung abgefaßt hatte, Notizen las, in denen die folgenden Worte standen: »Die Wiener Bevölkerung könne nicht ruhig zusehen, daß der Kaiser Prag und dessen Jubiläumsausstellung besuche, während Wien ... Der unbedingte Wunsch der gesamten Wiener Bevölkerung, ihren Kaiser öffentlich aus diesem denkwürdigen Anlasse zu ehren ... Der Genossenschaftsvorsteher gab dem Minister in drastischer Weise ein Stimmungsbild über die gegenwärtig in den Kreisen der Mitglieder der Wiener Gewerbegenossenschaften herrschende Erregung . . . auf das bestimmteste erwarten, daß den loyalen Gefühlen der Bevölkerung in diesem Jahre Rechnung getragen werde ... werden sich die Genossenschaften durch nichts abhalten lassen ... sich dafür einsetzen, daß die Festlichkeiten unter allen Umständen in Wien stattfinden ... Nach bewegter Debatte ... Schädigung der Wiener Hotelindustrie, worunter auch die Hotelbediensteten leiden müßten ... könne es weder vor dem Ausland noch vor der Nachwelt rechtfertigen . . .« Also wegen der Nachwelt und der Hotelbediensteten gab der Kaiser schließlich nach. Es hatte nichts genützt, daß der Minister den Deputationen versichert hatte, es sei der ausdrückliche Wunsch des Kaisers u. s. w. Denn es war eben der unbedingte Wunsch der Bevölkerung u. s. w. Und es kommt ausschließlich auf die Rechnung an, die den loyalen Gefühlen der Bevölkerung getragen wird. Diese Rechnung wird man freilich, auch wenn sie gemacht wird, ohne den Wirt gemacht haben. Denn — — Es ist schrecklich, was ich jetzt sagen werde, aber da ich nun einmal seit den Türkenkriegen und dem Fürsten Starhemberg der erste Mann bin, der Wien entsetzt, so will ich's sagen. Noch wissen sie es nicht, noch ahnen sie es nicht, aber keine Macht der Erde kann mich abhalten, schon jetzt den

folgenden Wermutstropfen in den Freudenbecher zu tun: Der Kaiser ist indigniert über die Pression jenes Galaspießertums, das zu drohen begann, wenn man es nicht hochrufen lassen wolle. Der Kaiser ist nicht gewillt, diesen Festzug als Huldigung aufzufassen, und wird der Stimmung, in die ihn die Zwangsloyalität versetzt hat, jenen Ausdruck geben, der in der ‚Wiener Zeitung' nicht zu finden sein wird. Wie verlautet, steht dem Komitee eine besondere festliche Enttäuschung bevor.

*

Aus keiner Faschingszeitung ist das folgende entnommen:

»... Wir reproduzieren nun im nachstehenden eine Zuschrift des Schauspielers, die umso interessanter ist, als er darin mitteilt, daß er erst durch unsere Mitteilung davon erfuhr, daß seine Gattin tatsächlich eine Scheidungsklage gegen ihn angestrengt habe. Die Zuschrift lautet: ‚Sehr verehrte Redaktion! ... Meine Frau erblickte in den häufigen Proben für die Operette »Ein Tag am Mars«, die sie in so großer Zahl für überflüssig hielt, eine Lieblosigkeit meinerseits und glaubte in meinem wiederholten Fernbleiben vom Hause eine Erkaltung meiner Gefühle für sie zu erblicken. Sie äußerte sich in unzähligen grundlosen Eifersuchtsszenen ... Als ich bei der letzten derartigen Szene durch aus der Luft gegriffene Beschuldigungen maßlos gereizt wurde und ausrief: »Das kann ich nicht mehr ertragen!«, da u. s. w. ... Ich war also auf das höchste erstaunt, aus Ihrer Zeitung zu erfahren, daß meine Frau gegen mich eine einseitige Scheidungsklage, zu der sie nicht den geringsten Grund hat, einreichen will ... Wie die Angelegenheit nun verlaufen wird, weiß ich selbst noch nicht, da ich den ganzen Zusammenhang nicht recht verstehen und begreifen kann...'«

Natürlich weiß es das Blatt. — Auch die politischen Communiqués, die eine Theaterdirektion ausgibt, sind aus keiner Faschingszeitung entnommen:

»Der Minister ist bei der heutigen Probe nicht erschienen. Wenige Minuten vor drei Uhr verständigte er die Direktion telephonisch, daß er nicht in der Lage sei, der Probe beizuwohnen. Eine erst heute für den Nachmittag einberufene Ministerratssitzung, der man eine längere Dauer voraussagen könne, hindere ihn zu kommen. Auf die Einladung des Direktors, an der morgen stattfindenden Probe teilzunehmen, erwiderte der Minister, auch das sei ihm unmöglich, da er morgen einer Sitzung der christlich-sozialen Vereinigung beiwohnen müsse. Er sagte aber sein Erscheinen zu der samstägigen Probe zu.«

*

Es tagt — aber bloß eine Enquete zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ein Satz aus dem Sitzungsbericht: »Universitätsprofessor Dr. Finger besprach die Fragen der Reglementierung vom medizinischen Standpunkte. Er müsse die Abolitionisten darauf verweisen, daß es nur auf dem langen Wege der Evolution möglich sei, der Prostitution den Boden zu untergraben.« So hat er's vielleicht nicht gesagt. Indeß, ein verkürzter Bericht charakterisiert oft besser als ein genauer. Was den Herren alles ein Fremdwort ist! Aber die Prostitution fürchtet weder die Evolution noch die Abolition, noch die Reglementierung, noch die medizinische Wissenschaft, noch den Professor Finger. Sie ist gesund trotz den Geschlechtskrankheiten, sie ist eine Naturerscheinung, und das einzige, was in ihrem Reich als eine soziale Einrichtung besteht, ist die Syphilis.

*

Schlimmer, als daß eine wohlsituierte Frau, die in einem Greißlerladen ein Stück Salami zu sich gesteckt hat, wegen Diebstahls angeklagt wird, ist die Heuchelei, die ihr Verständnis für pathologische Ursachen krimineller Handlungen also ausdrückt: »Auf dem Kommissariat sagte die Frau, sie habe nicht gewußt, was sie tue; sie sei zur Zeit vorübergehend leidend, und solche Epochen wirken oft auf eine Frau sehr stark« ... Nun, epochemachend sind diese Dinge nicht, aber immerhin bedeutungsvoll genug, um endlich die Erkenntnis vom Unterschied der Geschlechter, von dem Wahnwitz ihrer Gleichstellung vor Gericht und von der verbrecherischen Gefährlichkeit aller Frauenrechtlerei zu fördern. Wenn die Frauen dazu angehalten werden, in allen Berufen ihren Mann zu stellen, so werden die Männer naturnotwendig dazu gebracht, ihr Weib zu stellen. Eine absolute Konkurrenzfähigkeit ist aber schon deshalb nicht zu erzielen, weil sie mit einer von keinem Parlament der Welt abzuschaffenden Regel-

mäßigkeit wenigstens für einige Tage im Monat sistiert ist. Fluch einer Weltordnung, die die Frauen auch dann noch in den Daseinskampf hinaushetzt! Das Blut komme über sie, das in diesem Kampfe vergossen wird! Denn es ist grausamer Betrug, das Opfer, das die Natur verlangt, in der Notwehr gegen eine in Waffen starrende Welt entrichten zu lassen.

*

Was im Sautrog der Zeit nicht alles Platz hat! Wie Kraut und Rüben liegen das liberale Futter und die Abfälle einer feudalen Lebensanschauung durcheinander. Die Redakteure fressen alles. Sie lassen etwa »eine Dame der Wiener Gesellschaft über den Fall Wahrmund« zu Wort kommen:

»Mit dem regsten Interesse und der aufrichtigsten Teilnahme verfolge ich die Berichte über den Fall Wahrmund und finde in der Hetze, welehe man gegen diesen tapferen Mann der Wissenschaft angezettelt hat, einen traurigen Beweis, wie sehr die Elemente der Finsternis eifrig am Werke sind, das Licht der freien Wissenschaft zu verlöschen. Ich frage nun, ob es nicht möglich wäre, einen Zusammenschluß aller freidenkenden Frauen, besonders aller Mütter, denen das geistige Wohl ihrer Kinder, das durch Fortschreiten dieser traurigen Verhältnisse arg bedroht erscheint, am Herzen liegt, anzustreben, zu einem Protest gegen die maßlosen Übergriffe der Klerikalen und einer Sympathiekundgebung an Professor Wahrmund. Sollen die Töchter jener Mütter, welche bei Aufhebung des Konkordats jubelten, über die geistige Freiheit, welche der Jugend eröffnet war, ruhig zusehen, wenn ihre eigenen Kinder wieder der Finsternis entgegengehen?«

Wie? Die Mütter haben bei Aufhebung des Konkordats gejubelt? Ich höre schlecht. Aber wenn's wahr ist, so haben hoffentlich die Töchter andere Interessen und jubeln lieber bei der Einführung des Konkubinats. Was geht denn die Frauen überhaupt die »Finsternis« an? Auch wir wollen eine Sinnlichkeit nicht, die das Licht scheut, aber was hat das mit den Übergriffen in der Politik zu tun? Ein Zusammenschluß aller freidenkenden Frauen wäre ein grauenvoller Jour! Viel sympathischer ein Zusammenschluß aller freidenkenden Mädchen gegen die Mißhandlung ihres Geschlechtslebens und aller denkenden Freimädchen gegen ihre Ausbeutung.

Wer ist denn diese Dame der Wiener Gesellschaft, die die Berichte über den Fall Wahrmund dermaßen aufgeregt haben, daß sie sich dem Liberalismus in die Arme wirft? Ich rate auf die Witwe des seligen Bachsteiner... Und schon wird dem Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' durch ein und dieselbe Spalte ein anderes Futter in den Trog gesteckt. Kaum hat jene Dame sich darüber aufgehalten, daß das Licht der freien Wissenschaft auf ihrem Nachtkastel verlöscht worden sei, so sind wir schon mitten drin im finstersten Mittelalter. Denn das Festzugskomitee verkündet, daß der Graf Khevenhüller sich bereit erklärt hat, zur Gruppe 8 »ein Fähnlein Reisiger« beizustellen, »das er aus eigenen Mitteln mit Benützung der im Besitze des Geschlechtes befindlichen Waffen und Embleme ausrüstet«. Man hofft, »daß auch andere Adelsgeschlechter diesem Beispiel folgen werden.« Der Redakteur frißt alles. Und auch dem Leser graust vor nichts. Ein liberales Blatt, das immer nur sechzehn Fähnlein aufgebracht hatte, um sie als Bürstenabzüge in die Bankbureaus zu senden, freut sich über das hochherzige Entgegenkommen eines Grafen, die Welt spielt Mittelalter, sie gestattet den Weibern, sich als Politiker zu kostümieren, aber sie verwehrt es ihnen, aus eigenen Mitteln mit Benützung der im Besitze des Geschlechtes befindlichen Waffen und Embleme mitzutun.

*

Herr Harden ist bekanntlich ein Fachmann für Hysterie. Er veröffentlicht die verehrungsvollen Briefe, die Herr Dr. Frey an die Gräfin Moltke schrieb, und ruft aus: »Nicht ein Wort bisher von Hysterie; nicht die leiseste Andeutung. Tiefste Verehrung«. Herr Harden glaubt also, daß Verehrung die gerade entgegengesetzte Diagnose zur Feststellung der Hysterie sei. Eine Hysterikerin kann man nicht verehren, und wenn man ihr beruhigende Briefe schreiben will, so hat man ihr zu schreiben, sie möge sich aus ihrer Ehescheidungsaffäre nichts machen, sie sei und

bleibe ja doch hysterisch, das müsse ihr der Neid lassen. Sagt man einer solchen Patientin zur Beruhigung, daß man sie verehre, so beweist es, daß man sie verehrt, und verehrt man sie, so kann sie nicht hysterisch sein. So weit Herr Harden, der erweislich Wahre. Aber auch Herr Dr. Frey ist ein Fachmann für Hysterie. Er hat im Berliner Prozeß sowohl die Verehrung wie die Hysterie, also den Widerspruch selbst zugegeben und gesagt: »Hohe Intelligenz, tiefe geistige Bildung, hohes ethisches Empfinden, tiefe Religiosität und Vorurteilslosigkeit sind die Erscheinungen, die ich an ihr beobachtete. Andererseits habe ich die ganz ausgesprochenen Merkmale der Hysterie beobachtet«. Herr Harden glaubt, daß eine Patientin, die eine Pseudo-Appendizitis hat, nicht hysterisch, sondern eine Hochstaplerin sei, weil es erweislich wahr ist, daß sie keine Blinddarmentzündung hat. Wie kann man eine Person, von der man so etwas weiß, verehren? Und Herr Dr. Frey bezeichnet eine Patientin, die an hohem ethischen Empfinden leidet, nicht deshalb, sondern trotzdem als eine Hysterikerin. Er schließt sich also der Anschauung des Herrn Harden an. Besonders hat ihm die tiefe Religiosität, die er an ihr »beobachtet« hat, imponiert. Zu seinem Leidwesen erfuhr er später, daß die Besitzerin einer so außerordentlich schönen Weltanschauung krank sei. Wie schade!

•

Herr Harden ist noch immer sehr böse darüber, daß Graf Moltke in der zweiten Verhandlung »zum Eid über Triebe, Regungen, Wünsche, die vielleicht nie über die Schwelle des Bewußtseins krochen, sie niemals überkriechen mochten«, zugelassen worden ist. In der ersten Verhandlung hat bloß Herr Harden über die Vorgänge im Unbewußten des Grafen Moltke ausgesagt.

•

Herr Harden gegen Dernburg: »Ich habe mich eine Weile für den Mann interessiert, weil er mir die Mißachtung, in der er bei seinen Kollegen stand, nicht zu verdienen und seine Hirnleistung, trotz Inkohaerenz und Hemmungmangel, mir merkwürdig schien«. Das ist so schön gesagt wie gedacht. Es ist schön, einem einst Verteidigten die Knüppel zu zeigen, die die Angreifer ihm damals zwischen die Beine warfen. Der Staatssekretär ist von Herrn Harden abgerückt und Herr Harden zögert deshalb keinen Moment, zu enthüllen, daß jener ein unfähiger Kolonialdirektor sei. Aber Herr Harden ist stolz darauf, ihn dazu gemacht zu haben. »Vielleicht fragt er den Vorgesetzten einmal, woher die Anregung kam, den Posten einem Bankmann zu geben.« Das ist nun eine fatale Zwickmühle. Über den Widerspruch zwischen vormaliger Begeisterung (auch in einem für die ‚Neue Freie Presse' gelieferten Artikel) und heutiger Objektivität käme man hinweg: Herr Dernburg hat sich eben undankbar gezeigt. Wie hilft man sich aber, wenn jetzt einerseits zu lesen ist: »Der Bankier, der nicht fühlte, wie komisch er als Inhaber der Kommandogewalt wirke . . ., war nicht mein Mann«, und auf der nächsten Seite: man müsse zugeben, daß man ohne ihn, Herrn Harden, »nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Kolonialverwaltung einem Bankmenschen zu übertragen«. Über solchen Widerspruch kommt ein Schriftsteller nur hinweg, indem er die Gegensätze in den sprachlichen Nebel taucht . . . Deutsche, Deutsche, seit fünfzehn Jahren hält Ihr den Mann für einen Schriftsteller, der auf der Glatze seines Geistes Locken dreht. Will er den tiefen Gedanken ausdrücken: Ich hoffte den Skandal zu vermeiden, oder: Ich wollte kein neues Spektakel bieten, so braucht er nur »Spektakulum« und »Skandalon« zu sagen, und Ihr gönnt ihm beide.

*

In einem Berliner Blatt beklagt sich ein Leser

darüber, daß im ‚Morgen', der Zeitschrift für deutsche Kultur, die folgenden Sätze stehen:

»Nicht derart, daß, wenn jemand ihn fragte, ob er an den menschlichen Fortschritt glaube, er dann mit einem herzlichen Ja antworten würde.« — »Clemenceau entstammt einem alten Republikaner.« — »Er hielt sich an der Macht laut des unbedingten Vertrauens, daß sein Monarch an ihm nährte.« — »So wenig Preis ein Mann wie Bismarck an Orden gesetzt haben mag.« — »Bei näherer Überlegung habe ich ihn (den Ausdruck) insofern bezeichnend gefunden, wie es recht wenige Menschen gibt, von denen es jemand einfallen könnte, sie als Naturmächte zu charakterisieren.« — »Er hat es verstanden . . . mit der Motivierung abzuschlagen, daß, wenn er keinen französischen Orden trägt, würde es eine Beleidigung sein . . .« — »Der Schalk hinter den Ohren von Jaurès legte ihm seine Hände vor die Augen, und so mußte er durch die Finger damit sehen.«

Die Sätze gehören Herrn Georg Brandes. Wahrscheinlich hat er sie in schlechtem Dänisch geschrieben und die Redaktion des ‚Morgen' bemühte sich um eine möglichst pietätvolle Übersetzung. Herr Björnson schreibt ein besseres Norwegisch. Aber die Redaktion des ‚Morgen' ist schon einmal im Geleis drin und übersetzt darum:

»Ich will wirklich versuchen, ob ich ein gutes Wort über seine Wahrheitstreue schreiben kann, denn, so wie er behandelt wird, empört mich.«

*

Daß die ‚Zeit' an ein christlich-soziales Konsortium verkauft worden sei, ist nicht wahr. »Diese Nachricht stellt sich als ein perfides Konkurrenzmanöver dar, dessen Absicht darauf hinausläuft, unmittelbar vor dem Quartalswechsel in den Kreisen unserer Abonnenten und Inserenten Verwirrung zu stiften.« Wie macht man das? Immerhin scheint es möglich zu sein, und die Panik verläuft erdbebenartig. »Ich war gerade mit der Lektüre Ihres Blattes beschäftigt, als ich die Nachricht hörte und infolgedessen nicht schlafen konnte. Meine Kinder hatten nicht das geringste bemerkt, während wieder meine Frau behauptet u. s. w.«

*

Einer unserer kundigsten Thebaner, jener F. S., der zu den passenden Worten immer ein Urteil findet, schreibt über eine Tragödin:

»Es ist eine Schauspielerin, die dem Wilden und Leidenschaftlichen zustrebt, weil sie fühlt, daß dort ihre Kraft und ihre Wirkung blüht. Was unterwegs liegt, interessiert sie einstweilen noch nicht. So gibt es weite Strecken, die leer sind. Dann wieder Momente, die glühend aufleuchten. . . . Sie spricht vortrefflich. Sie hat die Fähigkeit, die Worte plastisch zu formen, sie tönen zu lassen, eine Rede zu gliedern und zu steigern. . .

Ein Hymnus auf die Wolter? Nein, ein objektives Urteil über ein Fräulein Feldhammer:

Wenn sie aufhört, sich nur ihrem Temperament anzuvertrauen, aufhört, auf ihre Stimmgewalt stolz zu sein . . ., dann kann man eine gute Heroine an ihr gewinnen.«

*

Er ist aber auch lebenskundig. Denn er verwahrt sich dagegen, daß im Burgtheater harmloser Blödsinn, in dessen Welt »die Sinnlichkeit nicht weiter getrieben wird als bis zur Verlobung«, immer mit der Marke »Komtessenstück« zum Verschleiß gelangt. Die Komtessen sollten sich das nicht gefallen lassen. »Diese ganze Mädchensorte gerät ja nach und nach in den Verruf, nur von Kukuruz zu träumen.« Aber wie harmlos ist erst das Gemüt eines Kritikers, der gerade solche Mädchenträume als das Muster der Harmlosigkeit anführt!

*

»Störend war, daß in einemfort von den Leuten ‚Landprediger' gesagt wird. Sie können doch ‚Prediger' sagen. Landprediger ist ein ungeschickter, wörterbuchmäßig erklärender Ausdruck für das englische ‚minister'. Nun, im letzten Shawstück war dieses gar einmal ohneweiters mit dem deutschen ‚Minister' übersetzt. Dagegen ist ‚Landprediger' immerhin ein Fortschritt.«

So schreibt der Kritiker Ludwig Hevesi. Aber wer ist denn der vortreffliche Shaw-Übersetzer? Nach seinen Aufführungen heißt's immer, er habe sich die größten Verdienste um Shaw erworben. Erst wenn ein anderer auch nicht übersetzen kann, wird diesem zum Trost Meister Trebitsch als eine Art Klassiker des speziellen Unvermögens zitiert.

*

»Ein Yogi ist ein Mann, der durch religiöse Übungen den Standpunkt höchster Vollkommenheit erreicht hat: Das Aufgehen der eigenen Seele in dem Geist des Weltalls. . . . Ein Dickicht irgendwo im Wald in einem andern Erdteil. Und ein Wesen aus anderen Welten hält dort Gottesdienst. Eine Anbetung der Natur, ihres Werdens und Wirkens. . .«

Wo steht das? Na natürlich in einem Varietéreferat! Und wer läutert uns? Eine Tänzerin! Wenn nicht glücklicherweise in der Umgebung das Wort »Metternich« gesperrt gedruckt wäre und wenn man nicht erführe, daß auch andere Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft anwesend waren, als die Seele in dem Geist des Weltalls aufging, man würde sich im Dickicht der transzendentalen Wälder verirrt glauben. So aber streift die Seele den Ronacher ab, und es passiert ihr weiter doch nichts.

*

Der Verlag der ‚Fackel‘ hat die folgende Zuschrift erhalten:

E. B. Nr. 56. A.

Hamburg, im März 1908.

Ersuche ergebenst um recht baldgefällige Übersendung Ihres Blattes vom 29. Februar 1908, enth. auf S. 16—24 den Aufsatz von Karl Kraus: Das Erdbeben. — Ihre Kosten bitte ich u. s. w.

Hochachtungsvoll

die Hauptstation für Erdbebenforschung am Physikalischen Staatslaboratorium u. s. w.

Was sagt die ‚Neue Freie Presse‘ zu dieser Ehrung? Das ist ihr doch noch nicht passiert; und selbst ein Fachmann wie Herr Berdach kann auf solche Anerkennung in Geologenkreisen nicht hinweisen. Das Ausland wird auf mich aufmerksam.

*

Aber auch die ‚Neue Freie Presse‘ erlebt Ehren:

»Wollen Sie die Güte haben, Ihrem liebenswürdigen Mitarbeiter Otto Ernst, dem Liebling aller Freunde echten Familienlebens, den Dank einer großen Lesergruppe zu verdolmetschen, welche sein Feuilleton geradezu mit Begeisterung aufgenommen hat.... Otto Ernst hat uns allen aus der Seele gesprochen.... Sein Feuilleton ist sicherlich realistisch geschrieben, aber ein feiner Schmelz von Idealismus macht seine Arbeit direkt zu einem Gedichte auf die Unbeflecktheit unserer Jugend und wir sind überzeugt, daß sein Mahnruf die Wirkung nicht verfehlen wird.

Wollen Sie ihm den Ausdruck unserer Verehrung, ihm aber und seiner lieben Familie, insbesondere der süßen Appelschnute, unsere herzlichsten Grüße übermitteln. Im Aufrage unserer Tisch- und Lesegesellschaft: Gustav Lederer. Mährisch-Ostrau, 15. Februar 1908.«

Es gibt also nicht nur ein echtes Familienleben, es gibt auch noch Freunde eines echten Familienlebens, mehr als das, es gibt sogar einen Liebling aller Freunde echten Familienlebens. Und es gibt auch Mehlspeisen, die ein feines Schmalz direkt zu einem Gedicht macht. Gott erhalte trotzdem der Mährisch-Ostrauer Jugend ihre Unbeflecktheit: möge sie nie sich selbst enttäuschen! Immerhin, Mährisch-Ostrau wird auf die ‚Neue Freie Presse‘ aufmerksam.

*

Ob Herr Meister in Bukarest durchgefallen ist oder nicht, ist bis heute nicht aufgeklärt. Aber einer der Direktoren des Theaters an der Wien hat vor Gericht als Zeuge ausgesagt: »Er ist durchgefallen, wir haben zu seinen Gunsten die Kritik beeinflußt«. Es ist also möglich, daß er durchgefallen ist. Aber ist es denn auch möglich, die Kritik zu beeinflussen? Da die Erklärung des Theaterdirektors in den Zeitungen stand, müssen es die Leser glauben. Natürlich ist damit noch nicht gesagt, daß es auch möglich ist, die Kritik dieser Zeitungen selbst zu beeinflussen. Der leiseste Versuch, der anläßlich der Aufführung des »Mannes mit den drei Frauen« gewagt wurde, ist gründlich fehlgeschlagen. Die Wiener Presse hat in der objektivsten Weise den sensationellen Erfolg des Werkes festgestellt. Die Beeinflussung der Kritik hat nichts genützt, Herr Bauer ist trotzdem durchgefallen.

*

Die Frechheit wird immer üppiger. In jenem Wiener Blatt, das ausschließlich vom Diebstahl an seinen Kollegen lebt und darum das Standesbewußtsein klafterdick aufträgt, las ich kürzlich die Notiz:

»(Der »unorthographische« Gesandte.) Im Schau-

fenster eines allerersten lithographischen Instituts der Haupt- und Residenzstadt Berlin prangt folgende Visitenkarte:

Otto v. Mühlberg
Kgl. preußischer Gesandter beim päbstlichen Stuhle.

Hartes b, a, Strichelchen, hartes b, so buchstabiert ein boshafter Journalist dem Herrn Gesandten vor.«

Das ist ja natürlich eine ganz belanglose Sache. Daß die Schreibart »päbstlich« nicht eine unorthographische, sondern bloß die ältere ist, muß der in eine Redaktion verwehte Kommis nicht wissen. Daß aber ein Gesandter sich von einem »boshaften« Laufburschen der öffentlichen Meinung eine Lektion geben lassen muß, ist auch nicht weiter auffallend. Und daß dergleichen noch von der Schere eines Diebsblattes extra ausgeschnitten wird, ist ein Spaß für sich. Aber symptomatisch ist der Fall für dieses intellektuelle Protzentum, das aus den tiefsten Tiefen der Unwissenheit seinen Hochmut bezieht. Es wird nicht eher Ruhe sein, als bis man den Saubengels jedem einzeln die Bildung vom Kopf herunterhaut.

*

Unter dem Titel »Wie eine Blatternepidemie entstehen kann« druckt das sozialdemokratische Blatt eine höchst scherzhafte Notiz ab, die schon durch reichsdeutsche bürgerliche Blätter die Runde gemacht hat. Einer gibts dem andern weiter und alle halten sich die Seiten vor Lachen. In Rom sei kürzlich eine Panik ausgebrochen, weil »alte Weiber jeglichen Geschlechtes von einer Epidemie der schwarzen Pocken sprachen«. Es habe viel Lärm um nichts gegeben:

»Traf ich dieser Tage einen Hospitalarzt, der Humor hat. Er fragte mich: ‚Brauchen Sie einen Lustspielstoff?' Und er erzählte: Vom Pyramidenland kam eine Chanteuse, die an den Schwarzpocken gelitten hatte und die Krankheitskeime wohl noch in sich trug. In Rom erwartete sie ein reicher Bürgerssohn. Der erkrankte gar bald an dem gefährlichen Übel. Gleich darauf seine Dienstmagd; dieser folgte ihr Ehegatte und dann dessen Freund und schließlich noch ein älterer Beamter. Alle Erkrankten wurden isoliert. Man spürte ihren

mehr oder weniger freundschaftlichen Verbindungen nach, kam so auf die Quelle des Übels, die Chanteuse, und lud aus Vorsicht alle Insassen der Pension, in der diese wohnte, ein, die Pension mit der Poliklinik zu vertauschen. Von den zuerst Erkrankten erlagen zwei. Die übrigen sind außer Gefahr.«

Hahaha! habe noch nie so viel gelacht. Ein Lustspielstoff. Eine Chanteuse schleppt die Blattern ein — das ist ja heiter, als ob die Blattern eine venerische Krankheit wären. Ja, »die Franzosen« ! Entweder man hat sie oder sie machen ein Lustspiel daraus. Wenn aber eine Chanteuse auch die Blattern bekommt, so wird man das doch nicht ernst nehmen? Und wenn sie sie an einen Bürgerssohn abgibt, so ist das für ein sozialdemokratisches Blatt höchstens eine bourgeoise Angelegenheit, die die Herrschaften unter sich ausmachen sollen. Ein Spitalarzt, der Sinn für Humor hat, würde sich vor Lachen schütteln, wenn die Blattern etwa in der Josefstadt ausbrächen und zum Beispiel Herr Maran sie bekäme. Da lassen sich die stärksten Wirkungen herausholen. Nur sechs Leute sind in Rom erkrankt und nur zwei gestorben. Also kein Grund zur Aufregung. Eine ordentliche Epidemie, die auf sich hält, kann doch nicht entstehen, wenn eine Chanteuse erkrankt ist. In solchem Falle verzichtet man auf den Impfstoff und nimmt eben mit dem Lustspielstoff vorlieb.

*

Der Freiherr von Schlicht, Wolf Graf Baudissin, tritt allnächtlich in einem Kabarett auf, dessen Darbietungen wohl die Sprache, aber nicht den charakteristischen Humor der Taborstraße haben. Und nicht den Erzähler Freiherrn v. Schlicht, aber den Grafen Baudissin sich dieser Art von Kunstideal opfern zu sehen, ist betrübend. Denn er zieht für sie buchstäblich sein Hemd aus. In einer Zeitung war nämlich behauptet worden, daß er zum Frack ein Plastron trage. In einem rührend scherzhaften Schreiben wehrt sich der Edelmann gegen diesen Vorwurf. »Zu meiner Ehrenrettung habe ich«, beteuert er, »vor den versam-

melten Damen und Herren der ‚Hölle‘ die Weste geöffnet und siehe da, es war kein Plastron, sondern ein ganzes Hemd, sogar mit festen Manchetten.« Und in einem Postskriptum: »Das Hemd, das ich heute in der ‚Hölle‘ vorzeigte, war sogar das Premierenhemd — selbstverständlich in gewaschenem Zustande.« Mehrere hervorragende Kabarettiers bezeugen durch Unterschrift die Wahrheit dieser Angaben. »Mögen die Leser selbst darüber urteilen«, schließt die Zeitung; und das Publikum drängt sich, das Hemd des Grafen Baudissin zu besichtigen. Ein amerikanisches Blatt würde die Geschichte betiteln: »Graf zeigt Hemd«. Aber in den Sautrog der europäischen Zeit will sie noch immer nicht passen. Jedennoch, man wird sich an derlei Unordnung gewöhnen müssen, bis das große Changement glücklich durchgeführt ist. Die Feudalaristokraten gehören auf die Börse und ins Kabarett, die Wechselreiter ziehen in die Schlacht.

*

Demokratie.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
das ist mir schon der rechte!
Er segnete die Parvenüs,
er wollte keine Knechte.

Scheint einem die Gesellschaft mies,
er wechsle nur die Stelle:
Das Himmelreich den Parvenüs,
dem Edelmann die Hölle!

*

Was wird aber erst der deutsche Reichstag tun, wenn sich die richtigen Saubengels über ihn aufhalten, weil sie mit den Journalisten verwechselt wurden?

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 250 WIEN, 14. APRIL 1908 X. JAHR

Der alte Tepp.

Der Abgeordnete Bielohlawek hat Tolstoi einen »alten Teppen« genannt. Das ist nicht zu entschuldigen. Denn der Abgeordnete Bielohlawek hat von Tolstoi keine Ahnung, zu solchem Urteil aber könnte einer nur auf Grund genauer Kenntnis des Tolstoischen Wirkens gelangen. Und auch dann wäre der Ausdruck unziemlich. Es geht nicht an, und widerspricht auch durchaus den parlamentarischen Sitten, dem Altersschwachsinn einer Persönlichkeit von europäischem Ruf so respektlos zu begegnen und eine die Kultur umfassende dementia mit einem so rüden Wort abzutun. Herr Bielohlawek kennt von Tolstoi wahrscheinlich nicht mehr als den einen Ausspruch, den Herr Pernerstorfer zitiert hat. Und gerade dieser Ausspruch ist bei weitem nicht das Unsinnigste, was Tolstoi in den letzten Jahrzehnten verkündet hat. Auch in der allgemeinen Fassung, und nicht bloß auf Rußland bezogen, hat die Sentenz, daß die Wohnung der anständigen Menschen das Gefängnis sei, eine gewisse Berechtigung. Man muß nur von der härenen Kittel-Ergebenheit, die im Besitz von Millionen nach einem Martyrium lechzt, ein wenig absehen, dann könnte Tolstois Wort immerhin die Wahrheit erschließen, daß weniger unanständige Menschen im Gefängnis sind als auf freiem Fuß. Es war also mindestens leichtfertig, auf diesen einen Ausspruch ein Urteil zu gründen, zu dem gewiß nur ein gewiegter Kenner dessen, was uns der russische Heiland etwa seit der Kreuzersonate offenbart hat, berufen wäre. Herr Bielohlawek, der es sich sonst trotz allen liberalen Dünkelmännern zum Vorzug anrechnen darf, vom Mutterwitz statt von der

Bildung seine Urteile zu beziehen, hat sich ausnahmsweise auf ein Gebiet begeben, auf dem nur den Eingeweihten eine Meinung zusteht. Die Schützer der Bildung durfte es empören, daß über einen Weltweisen, an dem man mit dem Hut in der Hand eine respektable Abschwächung der Gehirntätigkeit feststellen muß, ein vulgäres Kraftwort gebraucht wurde. Als vor ein paar Jahren Tolstoi seine Enthüllungen über Shakespeare erscheinen ließ, durch die es auch dem letzten Zweifler offenbar wurde, daß Shakespeare ein alter Tepp sei, hätte kein gebildeter Europäer es gewagt, die Ehrfurcht vor Tolstoi durch ein rohes Wort zu verletzen. Keiner hätte sich dazu hergegeben, einen schon an der Schwelle der Unsterblichkeit stehenden Alten, der der Welt noch das Evangelium von der Nichtigkeit Shakespeares und anderer irdischen Genies brachte, auf den Mund zu schlagen. Ich selbst habe damals den Verdacht unterdrückt, daß ein alter Tepp das Wort ergriffen habe, den das Urchristentum allem Erfassen fremder künstlerischer Welten wie auch längst der eigenen Künstlerschaft entrückt hat. Ich war so zurückhaltend, ihn bloß einen alten Schwätzer zu nennen. Aber ich bin mir jetzt dessen bewußt, wie frivol auch diese Wertung eines urchristlichen Schänders meines Shakespeare-Heiligtums war, und aus Furcht, eine Ungerechtigkeit zu begehen, würde ich mir's heute dreimal überlegen, ehe ich ein Bekenntnis des Grafen Tolstoi ausschließlich von der pathologischen Seite nähme. Die Behauptung, daß er ein alter Tepp sei, ist nicht nur eine herzlose Ungebühr gegenüber einem Alten, nicht nur eine Dreistigkeit gegenüber einem Weltweisen, sie könnte auch eine Unbilligkeit gegenüber einem alten Weltweisen sein, von dem man ja doch nicht wissen kann und den noch keiner darauf untersucht hat, ob er nicht am Ende ein alter Mogler ist. Einer, der sich zu gern den »tribus magnis impostoribus« gesellen möchte, ohne an ihre Suggestivkraft heran-

zureichen. Man könnte schließlich auch aus der geistigen Verfassung derer, die eine Heilsbotschaft empfangen, auf den Ernst des Evangelisten schließen. Eine Welt, die zu nichts besserem geboren scheint als zum Betrogenwerden, harrt des Erlösers; und wer in den Ideenmischmasch dieser Zeit nur mit der Anweisung hineinfährt, Gras zu fressen und Shakespeare für einen Kretin zu halten, müßte wirklich schon ein ausgesuchtes Pech haben, um nicht als Heiliger verehrt zu werden. Wer aber der Armee seines Landes keine schöneren Siege wünscht als die Niederlagen, da dem Mutigen zwar die Welt, aber dem Feigen das Himmelreich gehört, und wer sich dazu im Büßergewand unter tennisspielenden Enkeln photographieren läßt, der müßte schon ein abgefeimter Schwindler sein, wenn er nicht eine göttliche Mission zu vollenden hätte. Aber der Heiligenschein trügt nicht, ein mit allen Salben Geweihter stößt auf ein günstiges Vorurteil, und es ist ein wahres Glück, daß die Betriebsmittel dieser eitlen Zivilisation jede Bitte um ein Martyrium in ein paar Stunden um die Welt verbreiten können, so daß, wenn es einst vollbracht sein sollte, ein Golgatha von Telegraphenstangen dafür zeugen wird.

Jetzt frage ich aber: Ist die Möglichkeit, daß der alte Tolstoi in vollster geistiger Frische ein bißchen mogelt, ausreichend, ihm die Sympathien einer organisierten Betrügerbande, wie sie der Intellektualismus darstellt, zu gewinnen? Genügt es ihr wirklich schon, daß einer nicht glaubt, was er sagt? Kommt es denn nicht darauf an, *was* er sagt? Ist jede Tendenz, auch die feindlichste, dem Liberalismus wohlgefällig, wenn nur Aussicht besteht, daß sie unecht ist? Wenn Tolstoi insgeheim wirklich der unwiderruflich letzte Christ wäre, und er predigte das Zinsennehmen, man könnte die fanatische Parteinahme des Herrn Benedikt für ihn begreifen. Ob aber sein Urchristentum eine fixe Idee oder eine Pose ist, an welchen

Punkten frage ich, berührt es die Kreise der ‚Neuen Freien Presse‘? Warum ereifern sich die Händler und Wechsler für Christi Sendung? Wenn Herr Benedikt an Tolstoi glaubt, so müßte er sich ausnahmsweise dreimal bekreuzigen, sobald nur der Name in seiner Gegenwart ausgesprochen wird. Revolutionär sind die Ideenrichtungen beider. Aber was hat das Zerknirschungsideal des russischen Knechts, der das Väterchen im Himmel anwinselt, mit der Herrschsucht des liberalen Geistes zu tun, der der Menschheit den Zinsfuß auf den Nacken setzt? Die Sympathie wäre noch verständlich, wenn unter den Entsagungsvorschriften Tolstois auch die strikte Anweisung zu finden wäre: Wenn Dir die rechte Tasche ausgeraubt wurde, so halte auch die linke hin! So geistlos kann die Bildung doch nicht sein, daß sie sich wirklich verpflichtet fühlte, in allen Fällen bloß die Retourkutsche der Unbildung abzugeben. Denn schließlich steht diese den Verkündungen des Grafen Tolstoi näher als jene, steht Bielohlawek dem Urchristentum näher als Benedikt. Den Anfeindungen, die die Wissenschaft im niederösterreichischen Landtag erfährt, klatscht Tolstoi Beifall. Daß man Bazillen zu Versuchszwecken züchtet, erscheint ihm ebenso unbegreiflich wie irgendeinem christlichsozialen Agitator, den die ‚Neue Freie Presse‘ darob verhöhnt. Er hält's mit den Dürrkräutlerinnen und verwirft die Wissenschaft, weil sie noch nie an nützliche Dinge gedacht hat, zum Beispiel, »wie Beil und Besenstiel am besten anzufertigen sind, wie eine gute Säge beschaffen sein muß, wie man gutes Brot backen kann, welche Mehlgattung sich dazu am besten eignet u. s. w.« Ungefähr sagt das der Bielohlawek auch, nur mit ein bißchen andern Worten, und er tut beinahe so unrecht, Tolstoi einen alten Teppen zu nennen, wie der Benedikt, ihn in Schutz zu nehmen. Ich habe die unbestimmte Empfindung, daß Tolstoi in allen entscheidenden Fragen die ‚Neue Freie Presse‘

im Stich ließe; er hätte ihr höchstens als Nichtraucher sekundiert, aber sie schon als Impfgegner enttäuscht, denn es ist klar, daß das erste, was man bei einer ausbrechenden Epidemie zu veranlassen hat, die strenge Beachtung der Vorschrift ist, dem Übel keinen Widerstand zu leisten. Wie kommt Saubengel unter die Propheten? Der Liberalismus ist weitherzig, er tanzt um das goldene Kalb und pflügt mit dem fremden.

Wenn man — nach der Methode, die Herr Benedikt einmal empfahl — »einen Querschnitt durch Tolstoi machen könnte«, so würde man vielleicht weniger Christentum finden, als man erwarten durfte, aber doch noch immer genug, um die Sympathiekundgebungen des Liberalismus für einen faux pas zu halten. So selig die Armen im Geiste sein mögen, sie müßten die Lächerlichkeit dieses Bündnisses erkennen. Was in aller Welt — in jener, von der auch Tolstois Reich ist — hat der Fortschritt, der des Schwindelgeistes und der der Kultur, mit dem Urchristentum, dem gefühlten oder dem gepredigten, zu schaffen? Ein Ragout aus Mystik und Mystifikation könnte ja auch einem raffinierten Geschmack behagen, und es mag den Psychologen fesseln, daß einer zugleich ein Besitzender und ein Besessener sein kann. Alle Hochachtung vor einem tanzenden Derwisch, ha! welche Lust Fakir zu sein, und selbst das Amok-Laufen ist eine schöne Beschäftigung. Aber unter allen die Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Betätigungen scheint mir doch die Propaganda des Urchristentums — ein Amok-Laufen gegen den Sinn des Lebens — die allerbedenklichste, und so wahr es ist, daß die Kultur unseres Geistes von der Maschine verdrängt wird, so wahr ist es, daß der letzte Handlanger der sogenannten Zivilisation der Allgottheit näher steht als die Sorte von Fanatikern, die zuerst eine Panik der Geister erzeugen und dann als Notausgang die »Rück-

kehr zur Natur« offen lassen. Die Fegefeuerassekuranten, die die Kirche entsendet und die ohnehin oft zudringlicher sind, als es sich ziemt, erleichtern einem wenigstens die Lasten des Diesseits, indem sie sie in eine Versicherungsgebühr umwandeln. Aber die Tolstoische Lehre erhöht diese nicht nur, sondern läßt sie zugleich die Prämie bedeuten. Sie schlägt einem die Himmelstür vor der Nase zu, wer sein eigenes Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon mit ihr die Ehe gebrochen, und es ist wahrhaft trostlos, daß man sich bereits bei Lebzeiten in den Höllenrachen stürzen soll, um der ewigen Seligkeit zu entgehen. Und welche Tantalusqualen, durch einen Altvaterbart, der uns das Dasein mit der Erinnerung an eine Liqueurmarke verschönert, zur Enthaltsamkeit gemahnt zu werden! Man hat ohnehin sein liebes Kreuz mit den Gottsuchern sowohl, wie mit jenen, die ihn schon gefunden haben; aber mit den Gottsuchern, die ihn leugnen, auszukommen ist verdammt schwer. Am besten, man sagt sich, daß sie achtzig Jahre alt sind, und daß wir, um mit Shakespeare, der freilich ein alter Tepp war, zu sprechen, von ihren Jahren »nicht nur die Unvollkommenheiten längst eingewurzelter Gewohnheiten erwarten müssen, sondern außerdem noch den störrischen Eigensinn, den gebrechliches und reizbares Alter mit sich bringt«. Und daß sie »nicht hätten alt werden sollen, ehe sie klug geworden sind«.

Nur der Liberalismus ist anderer Meinung. Ihm scheint nichts natürlicher, als daß sich die Todeszuckungen der europäischen Kultur unter dem harmonischen Gliederzucken eines alten Quäkers vollziehen. Aber diese Anpassung an die Tolstoische Gedankenwelt ist mehr, als man dem Fortschritt zugetraut hätte. Nicht die Parteinahme, nur die urchristliche Opferfähigkeit, die sich in ihr ausdrückt, müßte den Großgrundbesitzer von Jasnaja Poljana zu Tränen rühren. Das hat er nicht erwartet. Zwar hätte er seit der Ex-

kommunizierung, die immer eine Aufnahme in den Schoß der allein seligmachenden Presse bedeutet, darauf gefaßt sein können, und wenngleich er in Bann getan wurde, weil ihm die Kirche zu wenig christlich war, so wirkte das Ereignis doch so animierend, daß damals der liberale Kursbericht mit dem Ausruf begann: »Tolstoi hat sich angeklagt!« Aber jetzt hat es nur des Zufalls bedurft, daß ein Sozialdemokrat ein Tolstoisches Wort zitierte und ein Christlichsozialer infolgedessen von Tolstoi abfiel, um Herrn Moriz Benedikt zu einem unumwundenen Bekenntnis seiner nazarenischen Weltanschauung zu bestimmen. Der Sektirergeist der österreichischen Politik tut seine Wunder. Längst wird kein Soldat mehr im Kaukasus oder in Przemysl den Fahneneid verweigern, so wird man noch die sinnverwirrenden Folgen der urchristlichen Propaganda im Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse‘ zu spüren bekommen. Wenn sich die Gracchen über Aufruhr beklagen, so ist das nicht grotesker, als wenn die Aufklärung die Tolstoische Weltanschauung lobt. Im österreichischen Parlament wird jetzt — dank dem Herrn Hlibowitzki, dessen Namen man sich zu merken versuchen wird — zwischen Zola unterschieden, der bloß der gesamten Kulturwelt bekannt sei, und Tolstoi, »dessen Werke nicht bloß von den auf der höchsten Kulturstufe Stehenden hoch gepriesen werden, sondern selbst in die Hütten jener Volksstämme Afrikas und Amerikas ihren Eingang bereits gefunden haben, denen erst seit Kurzem das Licht der Zivilisation zu erblicken beschieden wurde«. Was blieb demnach dem Präsidenten anderes übrig, als sein Bedauern über den Zwischenruf des Herrn Bielohlawek auszusprechen? Er hätte höchstens noch hinzufügen können, daß in den Hütten jener Volksstämme Afrikas und Amerikas die Tolstoische Weltansicht eines wahren Verständnisses noch sicherer sei als bei den auf der höchsten Kulturstufe Stehenden, und zwar trotz der Zivilisation, deren

Licht sie übrigens erst vor Kurzem erblickt haben. Aber der Vergleich Tolstois mit Zola entbehrt nicht eines gewissen Hintergrunds. Zola hat sich in den Augen der liberalen Welt von dem Makel seines künstlerischen Wertes durch sein Eintreten für Dreyfus gereinigt, und die Bedeutung Tolstois als Romanschriftsteller müßte keine unbestrittene sein, der Schimpf, den ihm Herr Bielohlawek angetan hat, erhebt ihn hoch über Dostojewski, dem so etwas noch nicht passiert ist. Zola galt der liberalen Kritik als Schweinkerl, aber wer »j'accuse« sagt, s'excuse. Und wer galt Herrn Max Nordau nicht als Schweinkerl? Nicht als Entarteter? Als Idiot, als Halbnarr, Faselhans oder alter Tepp? Welcher Große blieb vor Verkleinerung bewahrt, welcher Alte vor Ehrfurchtsverletzung, welcher Tote vor Grabschändung? Wo lebte oder starb ein Nietzsche, ein Flaubert, ein Ibsen, ein Baudelaire, ein Puvis de Chavanne, ein Rodin, ein Oskar Wilde, der es nicht zu spüren bekam, daß selbst die Distanz, die ihn von einem Nordau trennt, überspuckt werden kann? Tolstoi einen alten Teppen zu nennen ist ein Unterfangen, das den Freisinn zur Abwehr herausfordert. Er hat vor der Zeiten Ungunst längst die Retirade bezogen; aber wenn er hört, daß die Bildung in Gefahr ist, gerät er aus dem Häuschen, in dem er sonst das Ende seiner Tage abgewartet hätte, — der alte Tepp! Hält noch den Schlüssel zur wahren Erkenntnis in der Hand und das Zeitungspapier, dessen er sich bedient, und läuft auf die Gasse. Mit Prügeln wollen wir ihn zurückjagen. Denn wir brauchen seine Aufklärung nicht. Wir wissen schon, daß Herr Bielohlawek nicht berechtigt war, einen Tolstoi mit einem Wort abzutun. Herr Nordau hat das ausführlicher besorgt. Tolstoi ist kein alter Tepp, sondern: »Tolstois Weltanschauung, die Frucht der verzweiflungsvollen Denkarbeit seines ganzen Lebens, ist nichts als Nebel, Unverständnis seiner

eigenen Fragen und Antworten und hohler Wortschwall« (»Entartung« Bd. I, S. 275). Tolstoi ein alter Tepp? Nein, er läßt bloß durch eine seiner Figuren eine »delirierende Theorie vom Lebensgesetz« entwickeln. (S. 286). Diese ist dem gesunden Menschenverstand des Herrn Nordau »sofort als das erkennbar, was sie ist: als Wahnsinn« (S. 287). »Kindisch sind seine Beschwerden und Spöttereien. Er spricht von der Wissenschaft wie der Blinde von den Farben . . . Er gleicht Bouvard und Pécuchet, den beiden Idioten Flauberts, die gänzlich unwissend, ohne Lehrer und Führer, wahllos eine Anzahl Bücher durchblättern, selbstverständlich eine haarsträubende Dummheit nach der andern begehen und sich dann berechtigt glauben, auf die Wissenschaft zu schimpfen... Der Entartete Flaubert und der Entartete Tolstoi begegnen sich hier in demselben Delirium« (S. 288). Ein alter Tepp? Nein, sage ich! Denn als Philosophie gibt der Tolstoismus »über Welt und Leben mit einigen sinnlosen oder widerspruchsvollen Umschreibungen absichtlich mißverstandener Bibelverse Aufschluß« (S. 291). Ein alter Tepp? Mehr Respekt, wenn ich bitten darf! Tolstois Mystizismus ist »eine von Emotivität begleitete krankhafte Dunkelheit und Zusammenhanglosigkeit des Denkens« (S. 293). Wie, ein alter Tepp? Er, der »der bloße Abklatsch einer Menschengattung ist, die in jedem Zeitalter Vertreter gehabt hat« und als deren Beispiel »Lombroso einen Verrückten anführt, der um 1680 in Schleswig lebte und behauptete, daß es weder Gott noch Hölle gebe, daß Priester und Richter unnütz und schädlich seien und die Ehe eine Unsittlichkeit u. s. w.« (S. 294). Ein alter Tepp? Hol' die Pest alle Grobiane! Aber »der geistesklare, gesunde Turgeniew hat, ohne die Erfahrungen der Irrenärzte zu kennen, aus seiner natürlichen Empfindung heraus die innige Liebe Tolstois zu dem bedrückten Volke eine hysterische genannt . . . Im Gegensatze zum selbstsüchtigen Geistesschwachen,

lehrt Legrain, haben wir den Geistesschwachen, der menschenliebend ist, der tausend absurde Systeme aufbaut, um das Glück der Menschheit herbeizuführen.« (S. 297). Und Legrain und Turgeniew haben Recht und weiß Gott, selbst Herr Nordau hat ausnahmsweise Recht! Und nur Herr Bielohlawek hat Unrecht. Er wird es sich künftig überlegen, mit solchen Worten herumzuwerfen. Nicht vergebens soll die ‚Neue Freie Presse‘ für die geistige Unversehrtheit Tolstois zweimal täglich jene Lanze gebrochen haben, die Gottfried von Bouillon, der bekanntlich gesagt hat, daß der Zinsfuß mit uns ist, in ihrem Lager zurückgelassen hat. Denn zwischen Bielohlawek und Nordau ist doch ein gewaltiger Unterschied: der eine spricht im Dialekt, der andere im Jargon. Wenn nun aber jemand einwenden sollte, daß die Ehrfurchtbezeigungen des Herrn Nordau für Tolstoi bloß in einem Buch stehen und daß die ‚Neue Freie Presse‘ noch nicht dafür gesorgt hat, in ihren eigenen Spalten das Opfer des Herrn Bielohlawek dem Schutz des Herrn Nordau zu überantworten, so ist er ein unaufmerksamer Leser der ‚Neuen Freien Presse‘. Denn wahrlich, ich sage euch, Herr Nordau hat auch hier schon das Seine getan, und Herr Bielohlawek hätte sich ein Beispiel daran nehmen können, wie respektvoll der gesunde Menschenverstand der ehrwürdigen Erscheinung eines großen Denkers gegenübersteht, von dem der Journalismus erwartet, daß er demnächst in vollster geistiger und körperlicher Frische seinen achtzigsten Geburtstag feiern wird. Denn es geschah im Jahre 1901 im zwölften Monat, am 28. des Monates, da redete Nordau zu den über die ganze Welt zerstreuten Lesern der ‚Neuen Freien Presse‘ und sprach: daß Tolstoi für »Millionen hochgebildeter Russen« nichts ist als ein »absurder Konfusionsrat, der nur lächerlich wäre, wenn sein mystisch-anarchistisches Geschwätz Schwachköpfen nicht gefährlich werden könnte«.

Karl Kraus.

Staatliche Kunstpflege.

Bei einigen Ministern sprach kürzlich eine Deputation von Malern und Bildhauern vor, um die Einstellung von ein oder zwei Millionen Kronen für den Ankauf von Kunstwerken in das Budget des Staates zu verlangen. Die Deputation gab der Meinung Ausdruck, der Staat sei verpflichtet, die Kunst zu fördern, und die Minister gaben dies zu und versprachen, ihr Möglichstes für die Kunst zu tun. Wären aber jene Maler und Bildhauer aufrichtig gewesen, hätten sie sagen müssen, es handle sich ihnen nicht um die Kunst — mit der weder sie noch der Staat etwas zu tun haben —, es handle sich einfach um die Versorgung der »Künstler«. Wenn der Staat — so ungefähr hätten sie sprechen sollen — Kunstschulen errichtet und Künstlerstipendien stiftet, so verlockt er damit eine große Anzahl junger Leute, sich einem Handwerk zu widmen, das nur eine ziemlich geringe Anzahl von Menschen zu ernähren vermag. Und wie der Staat moralisch verpflichtet ist, jenen Universitäts-Absolventen, die sich nicht anders fortbringen, einen Beamtensposten zu verschaffen, so muß er auch für die vom Bilder- und Galanteriewarenmarkt, vom Porträtbedürfnis der Parvenus und von der Plakatindustrie nicht absorbierten überzähligen Absolventen seiner Kunstschulen irgendwie sorgen. Da er aber nicht so viel neue Kunstschulen errichten kann, daß er sie alle als Kunstprofessoren unterbringt — was ein allzu auffälliger circulus vitiosus wäre und schließlich den ganzen Staat in eine Kunstbetriebsanstalt verwandeln würde —, so muß er ihnen eben ihre Bilder und Statuen abkaufen oder Aufträge erteilen. Die dadurch entstehende Ansammlung von Kunstprodukten macht dann die Errichtung neuer Kunstmuseen nötig, und dies ermöglicht wieder die

Statuierung einer Anzahl neuer Posten für die Absolventen staatlicher Kunstschulen.

Man muß sich nun wundern — auch wenn man weiß, aus welchem schier unentwirrbaren Knäuel von Dummheiten sich der Geist der Demokratie zusammensetzt —, wie in einer Zeit, in der doch die Anschauung vom Künstler als von einer großen Ausnahme der Natur sogar in weitere Kreise gedrungen ist, dieser närrische Versuch einer staatlichen Massenaufzucht von Künstlern bestehen kann. Aber derselbe Schmock, der heute schreit, zum Künstler müsse man geboren sein, er sei die Seltenheit der Seltenheiten, derselbe Schmock erhitzt sich morgen für Verpflichtung des Staates zur Kunstförderung. Es mag daher angezeigt sein, auseinanderzusetzen, warum der Staat gar nicht imstande ist, wirkliche Kunst in irgendeiner Weise zu fördern, geschweige denn mit Hilfe von Schulen und Stipendien wirkliche Künstler hervorzubringen. Was sich heute Künstler nennen und infolge staatlicher Förderung und eines gesellschaftlichen Aberglaubens die Nase bis zu den Sternen hoch tragen darf, sind nämlich bestenfalls Kunstwerker, d. h. Leute, die es durch einiges Affentalent und geduldiges Sitzfleisch so weit gebracht haben, in mehr oder weniger freier Nachahmung mehr oder weniger gefällige Artefakta, sogenannte Kunstwerke zu produzieren. Wenn ein Schüler in der Real- oder Gewerbeschule sich durch besonders adrettes und gewissenhaftes Nachzeichnen oder Modellieren hervortut, also später vielleicht einen recht tüchtigen Landkarten-Lithographen oder Knopfdrechsler abgäbe, dann wird er vom Herrn Professor, der das schön in Rundschrift beschriebene und akkurat beschnittene Zeichenblatt (es kann auch ein sauber in Ton geknetetes Weinlaubrelief sein) mit wohlgefälligem Schmunzeln betrachtet, in aller Form ermuntert, die ehrenvolle Laufbahn der Kunst zu betreten. Eine gute Tante (die schon längst ein Genie

in ihrem Liebling vermutete und mit einer Hofrätin befreundet ist) schafft die nötige Protektion und der Familienstolz und zukünftige »Künstler« bezieht die Akademie, froh, sich nicht länger mit banausischer Wissenschaft abmühen zu müssen. Wer gerade kein Mikrozephale ist, hat die paar Handgriffe bald los und macht in zwei Jahren die schönsten Baumlandschaften oder Gipsköpfe. Dann wird der Jüngling zum Staatsstipendisten und kopiert in Rom oder Florenz etliche alte Bilder. Und wenn er schließlich nach seiner Rückkehr alle Verwandten und näheren Bekannten unter sanftem Zwange durchporträtiert hat und niemand mehr für gutes Geld seine Leinwanden eintauschen will, erwartet er mit Recht vom Staat, der ihn zum »Künstlertum« animiert hat, daß er ihm auch weiterhin ein standesgemäßes Leben garantiere.

Der Staat ist also bei der Vergebung sogenannter Künstlerposten, bei Ankäufen und Aufträgen in einer moralischen Zwangslage. Er muß vor allem die berücksichtigen, die aus seinen Schulen hervorgegangen sind, und es bildet sich so ganz von selbst eine Art Inzucht von Staatskünstlern. Solche werden Akademieprofessoren und Galeriedirektoren, lehren die neuen Kunstschüler, was sie selbst als solche gelernt haben, und schlagen zum Ankauf oder zur Ausführung natürlich nur »Kunstwerke« vor, die der Tradition der Staatskunst entsprechen. Ein Galeriedirektor, der nur wirkliche Kunstwerke ankaufen, der etwa gar auch das Ausland berücksichtigen will, weil in manchem Inland überhaupt keine Kunstwerke geschaffen werden, ein solcher Galeriedirektor wird immer rasch genug abgesägt. Ein unisones Wutgeheul, das die »einheimischen« Staatskünstler in den immer willigen Zeitungen loslassen, — und der kühne Galeriedirektor hat Muße, über das Wesen der Staatskunst nachzudenken. Der wirkliche Künstler, der kein Nachahmer, sondern ein Neuschaffer aus innerstem

Drang, ein Zerstörer des Alten und ein ungestüm Vorauseilender ist, der wirkliche Künstler ist mit der Kunsttradition seiner Zeit stets so sehr im Widerspruch, daß seine Schöpfungen niemals dem Geschmack der staatlichen Kunstkommissionen entsprechen können. Er kann frühestens an seinem Lebensende erkannt werden, er hat mit seinen Zeitgenossen nichts zu tun und würde durch staatliche Förderung nur geschädigt werden. Er ließe sich vielleicht, um seiner Not zu entrinnen oder seine Individualeitelkeit zu befriedigen, zu Konzessionen herbei, die sein inneres Künstlertum vernichten würden. Die eigentliche Tragödie des Künstlers besteht nicht in äußern Nöten. Mancher Künstler braucht sogar die Not als jenen Druck, unter dem erst sein Tiefstes und Wertvollstes in die Erscheinung dringt und äußere Gestalt erlangt. Nimm diesem Künstler die Not und du nimmst ihm seinen Wert. Die Tragödie des Künstlers besteht in der Kondeszendenz zum Nichtkünstler. Und wenn der Staat ihn »förderte«, es bestünde die Gefahr, daß vielleicht der einzige Künstler eines Volkes in seiner Seele erstickt würde und dann nichts anderes mehr wäre, als die zwanzigtausend, die als akademische Künstler im Adreßbuch stehen.

Der Künstler bedarf der staatlichen Förderung nicht nur nicht, diese ist sogar die schädlichste Beeinflußung für ihn. Etwas anderes war die Förderung von Künstlern durch Fürsten von Geschmack in den Zeiten, da die Kunst noch höfisch sein durfte, weil der Herrscher noch nicht der erste Diener des Staates war. Die Zeit der höfischen Kunst war vielleicht deshalb die große Zeit der Kunst, weil es die bittere Zeit des Volkes war. Das Zeitalter der Demokratie, die dem Volke die goldene Zeit verheißt, ist für den Künster eine bittere Zeit und eine einsame. Denn es ist niemand mehr da, der seine Gesinnung begriffe. In der Zeit der Staatskunst muß der Begriff der Kunst notwendig verloren gehen. Wenn die

traurigen Erzeugnisse der staatlichen Kunstpflege als Denkmäler überall auf Plätzen und in Straßenecken herumstehen, als Gemälde in hundert Museen herumhängen und als Reproduktionen die illustrierten Blätter füllen, dann muß sich in den Zeitgenossen die Meinung bilden, die Kunst bestehe nicht in der lebendigen Person eines Künstlers, sondern in diesem Gerümpel von Leinwand und Marmor; sie sei ein achtbares Handwerk, das an staatlichen Schulen von marastischen Professoren gelehrt werden könne, und fleißigen, geschickten Leuten viel Ehre und Gewinn bringe.

Soll aber die Kunst nicht aussterben, so muß wenigstens in Einzelnen sich die Erkenntnis bilden, daß Staat und Kunst zwei Gegensätze sind, daß die Kunst erst anfängt, wo der Staat aufhört, daß staatliche Kunstförderung nur eine demokratische Dummheit ist und die Kunst nicht in Kunstwerken, sondern in lebendigen Werten, in lebendiger Gesinnung besteht. Kunstwerke können, auch in ihrer höchsten Vollendung, immer nur die Begleiterscheinung der Kunst, Nebenprodukte, Abfälle sein. Und der Künstler, der weder ein verhutzelter Professor noch ein begeisterter Student, sondern ein Initiator und selbstherrlicher Gewaltmensch ist, streift diese Abfälle mit dem Fuße von sich, wenn sie sich häufen und ihn beengen. Bei Nachahmungsprodukten aber, die nicht einmal Zeugen einer Persönlichkeit sind, ist schade um die Wedel und Tücher, mit denen sie abgestaubt werden.

Die einzig mögliche staatliche Kunstpflege wäre es, alle Kunstprofessoren zu pensionieren und die Kunstmuseen zu verbrennen. Dann wäre vielleicht wieder Platz für Kunst und Künstler.

Karl Hauer.

* * *

Sexuelle Aufklärung.

Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des
Himmelslichts gegeben.
Er nennts Vernunft und brauchts allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Wir unterscheiden uns von den Tieren durch Sprache, aufrechten Gang und einiges mehr, besonders aber dadurch, daß unsere Kinder eine sexuelle Aufklärung brauchen. Es scheint, als müßten die Menschen aussterben, wenn nicht sozialpolitische Mütter, eingetrocknete Lehrer und Ärzte, die nach Karbol riechen, den kleinen Wurm in Arbeit nehmen und ihm die Bedeutung der Staubgefäße bei den Pflanzen erklären, auseinandersetzen, daß beim Bandwurm beide Geschlechter in einem Leibe vereinigt, bei den höheren Tieren aber stets getrennt seien, daß Milch und Roggen der Fische zur Fortpflanzung diene und nicht zum Essen allein. »Also«, lautet die Konklusion, »wirst du einsehen, daß auch wir uns fortpflanzen müssen und wirst verzeihn, daß dies auf so abscheuliche Art und Weise geschieht. Wir tun es selber nur ungern, aber es gibt leider keine andere Methode.« Ein so präpariertes Kind wird endlich vom Arzte überfallen, der ihm den Geschlechtsverkehr unter gräßlichen Drohungen verekelt, gerade zur Zeit, wenn Mutter Natur in bester Arbeit ist, dem blühenden Geschöpfe den Krönungsmantel umzuhängen.

Möglich, daß die Ungunst der Verhältnisse nicht duldet, daß unsere Kinder frei und duftig heranwachsen wie Blumen und Tiere des Feldes. Warum aber muß man sie mit einem Rattenkönig von Hygiene, Pädagogik, Naturwissenschaft und Christentum so erbarmungslos überfallen, daß aus dem Königsmantel ein zerrissenes und mühsam geflicktes Bettelgewand wird? Zugegeben, daß der unbändige Geschlechtstrieb gezähmt werden muß, weil er soziale und ge-

sundheitliche Gefahren mit sich bringt; aber man sollte ihn nicht mit Schlageisen erwarten, in denen er sich die Nase zerquetscht, sondern mit den Rosenketten ehrfürchtiger Scheu, die er allezeit verdient, die ihm in besseren vorchristlichen Zeiten nicht vorenthalten wurde.

»Aber gerade das«, erwidern zartsinnige Damen und Herren, »ist unser Bestreben! Was gibt es Heiligeres als das Gesetz der Fortpflanzung; wie könnte man den Kindern, deren Sexualität noch schläft, die Liebe höher heben, als wenn man ihre Macht durch die ganze belebte Natur zeigt?« Sonderbar, daß große Dichter, die früher gelebt haben, solche Wissenschaft durchaus beiseite ließen, wenn sie der Liebe ein Preislied sangen. Romeo, Werther, Tristan behelfen sich ohne Bandwürmer, Häringe, einhäusige und zweihäusige Pflanzen, und das Gastmahl des Plato führt tiefer in das Wesen der Liebe als Wilhelm Bölsche, der das Liebesleben in der Natur im schnodderigen Berliner Ton erklärt. Mag der Sinn des Geschlechtstriebes in der Natur immerhin die Sicherung der Fortpflanzung sein: bei den Menschen liegt seine kulturelle Bedeutung anderswo, nämlich in der Erotik, er ist eine Angelegenheit der Seele geworden, die man nur im Menschen erkennt und nicht mehr eine Angelegenheit des Unterleibes, wie die Spezialisten für Geschlechtskrankheiten anzunehmen scheinen.

Allerdings ist diese Erkenntnis in ihrer vollen Bedeutung dem Kinde verschlossen, es wird nicht begreifen können, daß einer sich umbringen kann aus Liebe zum Weib, es ist eine Erkenntnis, die man nicht lernen kann, sondern fühlen muß. Das Fortpflanzungsraffinement in der Natur kann gelehrt werden. Das Kind wird aber den Zusammenhang zwischen den Staubgefäßen und dem durchaus verschiedenen menschlichen Geschlechtsleben entweder nicht finden oder aber, was schlimmer ist, seine

Ideale in falsche Richtung treiben lassen, die freilich unser biologisch-christliches Säkulum besonders auszeichnet. Aus dem Liebesideal unserer Vorfahren ist ein Viehzuchtsideal geworden. Zarathustra predigt: »Ehe, so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen.« Er wird von der Ellen Key und ihrer Gemeinde als Viehzüchter mißverstanden und einer der Ihren genannt. Empfindsame Mädchen, die diesen Absatz des Zarathustra gerne auswendig lernen, mögen zusehen, ob sie nicht allzusehr die Ehrfurcht vor der Liebesgöttin verletzen, die über allem thront und die zur Dienerin der Ceres, die man der Fruchtbarkeit Patronin nennt, nicht taugt. Viel heiliger als das Gesetz der Fortpflanzung ist das Gesetz der Brunst, am hehrsten liebt ein halbes Kind, das von der Fortpflanzung nichts weiß. Liebe zum Kinde, auch nur zum erwarteten Kinde bricht natürgemäß die Urgewalt des Gefühles in einen Doppelstrom. Isolde stirbt an der Leiche ihres Tristan; mit ihm ist ihre Liebe tot. Lohengrin läßt die Hoffnung auf einen Sohn zurück, darum kann Elsa ihn ziehen lassen: ihre Liebe lebt und wartet. Wenn man nun gar ein unerfahrenes Geschöpf über den angeblich einzigen Zweck der Liebe unterrichtet, bevor es von der Sehnsucht zum anderen Geschlecht noch einen Hauch verspürt, dann kann, theoretisch genommen, ein unbefangenes, großes Gefühl gar nicht mehr entstehen. Das Geschöpf wird von einer falschen Sittlichkeit bedrückt, von einer Metaphysik der Geschlechtsliebe. Zum Glück ist der Reichtum unserer Seele so groß, daß man nicht nur Vater und Mutter sondern auch das Studium der Naturgeschichte verläßt, um dem Geliebten zu folgen.

Das Storchmärchen ist wenigstens harmlos. Kein kluges Kind glaubt lange dran. Das Märchen von der Fortpflanzung ist eine Viertelwahrheit und darum schlimmer als eine ganze Lüge. Die naturwissenschaft-

liche Entrierung des Geschlechtslebens scheint uns verwerflich. Wenn wirklich eine künstliche Aufklärung der frühen Jugend nötig ist, empfiehlt sich weit eher das Studium der Geschichte. Die erhabenste Wirkung der Geschichte ist, daß sie auf jeder Seite die Grundgewalt der Liebe zeigt. Sie müßte nur anders gelehrt werden, als es heute geschieht. Man soll nicht Antonius, den Triumvir, für einen Schwächling erklären, weil er »um eines Weibes willen eine Welt verlor«, sondern man soll ihn als großen Römer zeigen, wie ers war, der vor der Größe eines Weibes ins Knie sank, weil er ein Mann war. Man soll unserer Jugend nicht ängstlich verschweigen, welche Rolle das Weib im Leben unserer Größten gespielt hat, soll lehren, daß kein harmonischer Charakter je gebildet ward ohne den Glanz jugendlicher Küsse, daß Bedeutendes niemals entstanden ist ohne das Weib. Man soll den Buben in der Schule durch eine wahrhafte Darstellung der Geschichte tiefe Achtung vor dem Weibe einflößen, den Mädchen wird aus dem gleichen Studium herzlicher Stolz auf ihr Geschlecht erwachsen. Man sollte meinen, daß gründliches Studium der Geschichte für die Wahrheit des Geschlechtslebens und auf Hochhaltung des erwachenden Triebes besser vorbereitet als die Anatomie des Bandwurms. Mit anderen Augen wird ein so gelehrtes Kind das Verhältnis seiner Eltern ansehen und eine Mutter oder ein Vater wird leichteren Herzens zur Erklärung der »brutalen« Tatsachen schreiten können, wo dies notwendig ist. Wenn die Kinder aus der Schule die Moral der Weltgeschichte nach Hause bringen, anstatt der heuchlerischen Sittlichkeit, wird man sich vor ihnen nicht mehr entschuldigen müssen, daß man liebt. Der Zynismus, mit dem Kinder von Altersgenossen die Wahrheit erfahren, steht offenbar höher als was sozialpolitische Mütter schwatzen, die der lockigen Unschuld Staubgefäße zeigen, wenn die Kinder der Reife nahe, das Wunderbare erwarten, das sie

ahnen. Solche Weiber sollte man eigentlich verbrennen wie Wetterhexen. Denn hätten sie nicht ihrer eigenen Jugend ruchlos vergessen, noch unter der Asche müßte eine Erinnerung glühen, daß ihnen Honig von den Lippen flöße statt der grauen Theorie. Wären es noch frommgläubige Christen, die ein asketisches Ideal im Busen nähren, man könnte sie um ihres Ideales willen achten. So aber ist es abscheulich, wenn sie endlich doch von menschlichen Verhältnissen reden, die Jeremiade des Geburtsaktes weit auszuspinnen (Typus: was habe ich um dich leiden müssen!) und in das fruchtbare Gemüt des Kindes Kummer und Sorge zu pflanzen, als wäre dies die Wirkung des Geschenkes, um das die Menschen von den Himmlischen beneidet werden. Soll das Kind für seine Geburt verantwortlich gemacht werden? Vielleicht gibts wirklich vorlaute Kinder, die als gebührende Antwort finden: du hättest dich sollen chloroformieren lassen. Könnte man nicht Mütter heranbilden, die sich getrauen, bei der Aufklärung der Kinder, mit den Freuden der Liebe zu beginnen, wie es bei ihnen geschah, und sollte das sonnige Kinderherz für solche Freuden, die es selber erwarten, nicht mehr Verständnis haben als für durchaus hysterische Erinnerung an Leiden, die ein gesundes Weib vergisst?

Frauen sind bildsam. Wo aber finden wir die Lehrer der Geschichte? Es ist beschlossen, weniger von Schlachten zu sagen, mehr von Gesetzen, Verträgen, Erfindungen. Daß man auch von Frauen mehr sagen müßte, ist nicht beschlossen worden. Es kommt viel darauf an, wer etwas unternimmt. Unsere Geschichtslehrer — mit wenigen Ausnahmen — sollen von Frauen lieber schweigen. Sie sind gute Christen und wissen es nicht anders, als daß die Liebe eine Sünde, und die Sünde durch das Weib in die Welt gekommen sei. Es ist unverständlich, wie im Gymnasium hellenische Kultur und Sprache gelehrt

wird, ohne dem Weibe und auch der Urningliebe, die doch nur eine Liebe zum Weibe über das Weib hinaus, nämlich zum Weibe im Knaben war, die breiteste Beachtung zu schenken. Die Philologen trauern darüber, daß die griechische Sprache im Gymnasium dem Untergange geweiht ist; sie sind selber schuld daran. Sie haben die Quelle aller Kultur, den herrlichsten Traum der Menschheit übel bewahrt. Von Phryne und Laïs kaum ein Wort; aber zahlreiche Fünfer für alle, die nicht pünktlich wußten, was ὤρσο für eine Form sei. Einzig von einer neuen Renaissance des Hellenismus ist das sexuelle wie jedes andere Heil zu erwarten. Aber es scheint, als müsse der Pan erst ganz und gar tot sein, ehe er wieder auferstehen kann.

Was soll man gar von Ärzten sagen, die im Anschluß an eine Belehrung über Geschlechtskrankheiten, Abstinenz vom Weibe predigen. Hat das Weib sich so sehr verändert seit der Zeit der Mänaden, daß Ärzte unangefochten weiter lehren können, die behaupten, daß die völlige Geschlechtsreife erst mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr beginnt, die ernstlich der Meinung sind, die Überernährung der wohlhabenden Stände, langes Schlafen in weichen Betten, aufreizende Auslagen der inneren Stadt seien überhaupt an dem Rummel schuld? Solche Ärzte haben einen tiefen Blick ins Wesen der Natur getan. Sie verdienen den Namen Naturforscher.

Fritz Wittels.

* * *

Ö. G. Z. B. D. G.*)

So nannte sie sich. Ich fand die geheimnisvollen Zeichen auf dem Kuvert eines Briefes, den mir die Post brachte. So und nicht anders muß Belsazar zu Mute gewesen sein, als ein Finger an der Wand zu

*) Aus dem ‚Simplicissimus‘.

schreiben begann. Aber diese rätselhafte Inschrift zu deuten, hätte sich selbst ein Daniel vergebens bemüht. Ö. G. Z. B. D. G. Etwas stand mir bevor. Zögernd besah ich den Brief. Gewogen und zu leicht befunden? Immerhin, dafür muß man kein Strafporto zahlen. Um dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß ich mich endlich, den Brief zu öffnen. Da stellte sich heraus, daß der Finger an der Wand einem gleichnamigen Spezialisten für geheime Krankheiten gehörte, der es mit Rücksicht auf die öffentliche Gesundheit nötig fand, den Sündern dieser Welt zuzurufen: Ö. G. Z. B. D. G. Ununterbrochen rief er es. In die Paläste der Reichen und in die Hütten der Armen erschallte sein Ruf, und wo zwei Übelberatene daran waren, der Stimme der Natur zu folgen, war der Ruf stärker als die Stimme. Ö. G. Z. B. D. G.! Erst später wurde es mir offenbar, daß es sich um nichts geringeres als um die Gründung einer »Osterreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« handelte. Ich hatte es also erraten, denn mir war sogleich beim Anblick der vorsichtigen Chiffre, die sich diese Kampfgesellschaft erwählt hatte, die »Öffentliche Geneigtheit zur Bewahrung des Geheimnisses« über diese Fragen eingefallen, und ich war nur im Zweifel, ob es sich nicht auch um eine Öffentliche Gelegenheit zum Beweise der Geistlosigkeit handeln könne. Als ich aber erfuhr, daß der Verein die Veranstaltung einer Enquête vorhabe, da verlor ich die Spur meiner ursprünglichen Auffassung und dachte nur mehr an die Öftere Geneigtheit zur Betätigung der Gschaftlhuberei. Und siehe, auch diese Deutung brachte mich dem wahren Sinn der Inschrift nahe.

Es handelte sich also um einen Verein, dessen Mitglieder statutengemäß verpflichtet waren, keine Geschlechtskrankheit aufkommen zu lassen. Ich sympathisierte umsomehr mit den Bestrebungen dieses Vereines, als ich mich aus den Zeitungsartikeln, die

der Vorstand zu propagandistischen Zwecken veröffentlichte, davon überzeugen konnte, daß er auf dem einzig richtigen Wege sei, das Ziel der Ausrottung der Geschlechtskrankheiten endlich zu erreichen. Der Vereinsvorstand ging von der Ansicht aus, daß man ihnen durch Enthaltsamkeit und tadellosen Lebenswandel ein sicheres Ende bereiten könne, und nichts schien mir logischer und unanfechtbarer. Hatte man doch auf Grund wissenschaftlicher Experimente festgestellt, daß die Ursache der Syphilis im Geschlechtsverkehr zu suchen sei. Nur Prüderie und falsche Scham hätten den Vereinsvorstand davon abhalten können, der Welt das einzig unfehlbare Mittel gegen die Infektion zu offenbaren. Freilich, so sehr man auch die Gesinnung anerkannte, die diese Aktion ins Leben rief, so mußte man doch die Schwierigkeiten bedenken, die sich ihr in den Weg stellen, und sich sagen, daß die Welt heute noch nicht auf der sittlichen Höhe solcher Anschauungen steht. Denn die Menschen sind Heuchler genug, um einem Verein, der so wertvolle Erkenntnisse wie die vom Nutzen der Enthaltsamkeit propagiert, bestenfalls als unterstützende, aber nicht als ausübende Mitglieder beizutreten. Ich beurteilte die Aussichten des Vereins nach meinem eigenen Verhalten und fürchtete vom ersten Augenblick an, daß seine idealen Bestrebungen an dem Widerstand des Publikums scheitern würden.

Die Ö. G. Z. B. D. G. ließ sich aber nicht einschüchtern, und um den weitesten Kreisen die Zweckdienlichkeit der eingeschlagenen Methode zu beweisen, entschloß sie sich, eben jene Enquête einzuberufen, an der die genauesten und fachlich geschultesten Kenner der Sittlichkeit dem Publikum auf gütlichem Wege zureden sollten, den Geschlechtskrankheiten das Feld zu räumen, da ja doch an ein nachgiebiges Zurückweichen des Feindes nicht zu denken sei. Noch weniger aber sei Hilfe von der Wissenschaft zu erwarten,

die es vorläufig verschmähe, sich mit einem Gegner einzulassen, der seine Macht auf der Basis der Unmoral behaupte. Aus dem Einladungsschreiben, das ich erhielt, entnahm ich zu meiner Genugtuung, daß man zwar von vornherein darauf verzichtet hatte, mich als Vereinsmitglied zu gewinnen, aber den größten Wert darauf legte, mich als Experten in dieser Frage zu hören. Beides schmeichelte meiner Eitelkeit, aber vor allem fühlte ich, daß man in mir den Schriftsteller sah, der das unvergängliche Verdienst hat, in einer Zeit, die die Geschlechtskrankheiten zwar zu haben, aber nicht zu nennen wagte, als erster das Wort »Syphilis« ausgesprochen zu haben. Denn diese galt bis dahin als eine Krankheit, bei der Diskretion Ehrensache war, ja mehr als das, Hauptsache, und die Zeitungen schwiegen von ihr, als ob es sich um einen Aktienschwindel handelte, oder drückten sich so respektvoll um sie, als wäre die Erlangung einer wirklichen geheimen Krankheit mit dem Exzellenztitel verbunden. Hatte man also die Syphilis bis dahin totgeschwiegen, so schien es jetzt, als ob man sie eher durch »Besprechung« bannen wollte. Hatte man früher im Geheimen gesündigt, so wollte man jetzt im vollsten Lichte der Öffentlichkeit enthaltsam sein. Die neue Methode, die zur Ausrottung des Übels führen sollte, war die ungleich radikalere. Wenn's in ein Dach hineinregnet, so wird diesem Mißstand durch eine Demolierung des Hauses ein rascheres Ende bereitet, als durch die Vertuschung des Naßwerdens. Wenn man aber vorsichtshalber auch die Bewohner des Hauses aussterben läßt, so ist die Behebung der Fatalität mit unumstößlicher Sicherheit gewährleistet. Der Vorsatz nun, der Lustseuche nicht etwa durch eine Bekämpfung der Seuche, sondern durch Schutzmaßregeln gegen die Lust den Garaus zu machen, hätte mich keineswegs abgeschreckt, mich an der Enquête zu beteiligen, deren Plan mir im Gegenteil schon deshalb sympathisch

war, weil ein Aussterben der Menschheit notwendigerweise auch ein Aussterben der Dummheit nach sich zieht, und in weiterer Folge dann auch jede Enquête zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Keime erstickt wird. Aber leider konnte ich mit der Art, wie die Ö. G. Z. B. D. G. ihre Absichten propagierte, ganz und gar nicht einverstanden sein.

Nach der taktvollen Einführung auf den Kuverts der Ladungen hatte man erwarten können, daß die Vereinsleitung sich mit der Empfehlung der Enthaltsamkeit begnügen und den ohnedies genug verbreiteten Krankheiten nicht auch noch in einer das Schamgefühl des Zeitungslesers gröblich verletzenden Weise Reklame machen werde. Man kann es ja in der Tat nicht billigen, daß Spezialärzte vom journalistischen Ehrgeiz befallen werden und gegen die Lues nur mehr jene Schmierkur anwenden, die an und für sich schon mit der Pflicht ärztlicher Verschwiegenheit kollidiert. Allerdings fand ich in einem Artikel, den der Einberufer der Enquête als ein Mahnwort an die Menschheit veröffentlichte, die Namen jener Infektionen, vor denen gewarnt wird, feinfühlig verschwiegen und diese bloß als »eine bestimmte Gruppe von Krankheiten« definiert. Aber dafür beklagte sich der Verfasser über die Heuchelei der Gesellschaft, die sie aus lächerlichen Schicklichkeitsrücksichten nicht einmal mit ihrem wahren Namen zu nennen wage. Die Heuchelei ist gewiß eine noch gefährlichere ansteckende Krankheit, der auch die Ärzte nicht entgehen, aber der Verfasser nannte sie trotzdem, wir erfuhren sogar, daß Gelenksentzündung, Bauchfellentzündung und Wochenbettfieber die Folgen einer anderen ansteckenden Krankheit sind, aber diese selbst mußte sich damit begnügen, als »eine der uns hier interessierenden Krankheiten« bezeichnet zu werden. Leider bewahrte der Verfasser diese wohltuende Zurückhaltung nicht auch gegenüber der zweiten uns hier interessierenden

Krankheit, und da er es für notwendig hält, daß unsere Gesellschaft den Standpunkt der Prüderie in diesen Dingen aufgebe, so entschloß er sich in einem unüberlegten Augenblick, glücklicherweise erst ganz zum Schluß des Artikels, ihr wenigstens den Namen »Syphilis« zu verraten. Diese Indiskretion verletzte mich derart, daß ich es nicht über mich bringen konnte, der Ö. G. Z. B. D. G. meine Expertise zur Verfügung zu stellen. Der Verlauf der Enquête war leider nur zu sehr geeignet, mich in meinem Mißtrauen zu bestärken. Ein Hofschauspieler hatte zwar die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß er gegen das Decolleté einer Kollegin Gottseidank gefeit sei, daß ihm also die Schönheit nichts anhaben könne, auch wenn sie nichts anhabe; ich freute mich, daß die Propaganda der Unterlassung wenigstens in Theaterkreisen auf einiges Verständnis stoße, und schöpfte die Hoffnung, daß am Ende vielleicht auch die Geistlichkeit sich für die Abstinenz gewinnen ließe, wenn etwa ein Komödiant sich entschließen sollte, einen Pfarrer zu lehren. Aber sonst boten die Sitzungen wenig Erfreuliches. Zeitweise wurde man sogar über den Sinn der geheimnisvollen Initialen wieder in die Irre geführt, denn manchmal klangs wie Öliges Geschwätz zur Beruhigung des Gewissens, und mit der Enthaltsamkeit schien einem das Mittel der Schadloshaltung sozusagen an die Hand gegeben, der Finger an der Wand schrieb seine eigene Schand, und das traurige Zeichen, in dem die Ö. G. Z. B. D. G. zu siegen schien, hielt einem die pädagogische Mahnung gegenwärtig: Öde Gewohnheiten zerstören bald die Gesundheit . . . Dann aber kam das Thema jener Liebe an die Reihe, bei der nach der landläufigen Ansicht der eine Teil immer der Not gehorcht und nur der andere dem eigenen Trieb, nämlich die Prostitution. Hier glaubte man jeden Augenblick, der bekannte Major würde als deus

ex machina erscheinen, der auf deutschen Sittlichkeitskongressen zum Zwecke der Ausrottung der Prostitution eine schlechtere Bezahlung der Prostituierten zu verlangen pflegt, wodurch zwar die Not vergrößert wird, aber wenigstens der eigene Trieb befriedigt werden kann. Zum Thema der »Sexuellen Aufklärung« hätte ich selbst sprechen sollen. Ich zog es vor, dem Vereinsvorstand schriftlich meine Absage zu erteilen, und zwar schon deshalb, weil ich fürchten mußte, gerade durch dieBeantwortung dieser Frage Anstoß zu erregen. Nichts liege mir ferner, schrieb ich, als deren vitale Bedeutung zu unterschätzen. Aber was mir darüber zu sagen notwendig scheine, hätte ich oft genug schon gesagt, und ich könnte nur neuerdings bekennen, für wie dringend geboten ich es halte, daß die Kinder endlich die Eltern in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einführen. Denn dunkel und verschlungen, schrieb ich, sind die Pfade, auf die es führt, und wie oft strauchelt ein Erwachsener!

Ich zweifelte allerdings, ob mein Schreiben in der Enquête zur Verlesung gelangen würde. Mit Unrecht würde man es als den Ausdruck einer zynischen Lebensanschauung auffassen. Aber ich weiß, daß die Zukunft mir Recht geben wird. Vorausgesetzt natürlich, daß die Menschheit, soweit sie sich der Propaganda der Keuschheit anschließt, eine Zukunft noch hat. Aber auch jetzt schon kann man an täglichen Beispielen sehen, wohin die Unerfahrenheit der Erwachsenen führt. Hätten die Mitglieder der Enquête sich von ihren Kindern rechtzeitig darüber aufklären lassen, wie rege die Geschlechtstriebe im Menschen sind, sie wären nie auf die Idee verfallen, die Enquête ins Leben zu rufen. Denn die Enthaltsamkeit ist zwar nach Busch das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen, aber Max und Moritz wissen sich zu helfen, und man glaubt gar nicht, wie vergnügungssüchtig die Welt im All-

gemeinen ist. Sie kriegt lieber Geschlechtskrankheiten, als daß sie auf deren Ursache verzichtet, denn sie ist von jenen noch immer leichter zu kurieren, als von der Geneigtheit, sie sich unabsichtlich zuziehen. Daß die Gehirnerweichung mit der Syphilis zusammenhängt, ersieht sie ohnedies aus den Sitzungsberichten jener Enquêten, in denen ihr zum Schutz gegen die Gefahr die Vermeidung des Genusses empfohlen wird. Sie läßt sich von Sittlichkeitskongressen ebenso wenig bange machen, wie von medizinischen Versammlungen, die sich als Sittlichkeitskongresse entpuppen. Sie liest Ö. G. Z. B. D. G. und hofft, es werde ihr endlich die Örtliche Gelegenheit zur Betätigung des Geschlechtstriebes verraten werden. Denn diese ist es, die ihr so oft durch einen Paragraphenzaun und durch die Dornenhecke der Moral unzugänglich gemacht wird. Müßte sie jetzt auch aus Furcht vor venerischen Krankheiten auf den Anblick der Venus verzichten, so würde sie trübsinnig. Sie riskiert lieber die Liebe, als die Niete der Verzweiflung zu gewinnen. Schlimmeres kann ihr nicht geschehen, als daß sich die Beschäftigung mit der Lues einigen strebsamen Professoren aufs Gehirn schlägt, so daß der Beförderung zu Hofräten nichts mehr im Wege steht, und sie gehorcht dem Naturwillen, wenn es auch vorläufig immer noch mehr Orden für die Bekämpfer der Geschlechtskrankheiten gibt als Mittel zu deren Bekämpfung. Die Spezialisten werden ihr vielleicht einmal in der Ordinationsstunde wertvolle Dienste leisten können. Wenn sie ihr aber in einer Enquête Enthaltsamkeit verordnen, so ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der nicht bereut, als über hundert Gerechte, die Karriere machen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 251—52 WIEN, 28. APRIL 1908 X. JAHR

Zwischenfälle im Vatikan.

Zuerst las man zwei Notizen nebeneinander: »Ostern im Vatikan« und »Ein Zwischenfall im Vatikan«. Ein gesperrt gedruckter Name in der ersten Notiz unterrichtete augenblicklich darüber, wie die Ostern im Vatikan gefeiert wurden. Der Papst empfing nämlich österreichische Pilger, und wer, glaubt man, hat den Dolmetsch gemacht? Ein päpstlicher geheimer Kämmerer natürlich. Und wie heißt er? Lippay. Conte Lippay. Er »weilt« seit einigen Tagen in Rom, um wieder ein Bild des Heiligen Vaters zu malen. Ich nahm also ursprünglich an, daß sich darauf die Meldung von dem peinlichen »Zwischenfall im Vatikan« bezog. Aber tiefer unten war tatsächlich von einer anderen Religionsstörung, die den Gläubigen Ärgernis gab, die Rede. Die zweite Affäre hat sich inzwischen entwickelt und zu einer europäischen Sensation ausgewachsen. Die erste finde ich schlimmer. Denn daß der Herr Professor Feilbogen, dessen wissenschaftliche und bürgerliche Harmlosigkeit von der ruhigeren klerikalen Publizistik anerkannt wird, daß auch seine in der Sixtinischen Kapelle überflüssige Schwägerin, deren Ungeübtheit im Empfangen der Kommunion das Malheur verschuldet hat, nach Rom nicht mit der Absicht kam, ein Sakrileg zu begehen, kann wohl nicht bestritten werden. Es ist eine Infamie sondergleichen, auf einen Mann, dem bloß die Taktlosigkeit zur Last fällt, sich um den Einlaß zur Ostermesse bemüht

zu haben, oder der vielleicht gar nur das Opfer weiblicher Sensationsläufigkeit ist, die Erbitterung der gläubigen Menschheit zu laden. Daß er die Redakteure des ‚Deutschen Volksblatts' um Verzeihung bittet und reuig seine Konvertierung anbietet, und daß das Professorenkollegium, dem er angehört, schleunigst eine Kundgebung gegen ihn beschließt, ist nur ein trister Beweis dafür, wie hierzulande die Politik den Charakter verdirbt. Und peinlich genug ist auch die Schilderung, die dieser Romfahrer vor der Königin der Wiener Journalistik entwirft. Man vergleiche nur, was Mortimer der ‚Neuen Freien Presse', und was Feilbogen der Maria Stuart berichtet:

Die Osterreise nach Rom war für mich die Erfüllung einer jahrzehntelangen Sehnsucht nach dem Erlebnis, das antike und künstlerische Rom aus eigener Anschauung kennen zu lernen ... Der Ostermesse des Papstes als Zuschauer beizuwohnen, gilt als besonders hohes Erlebnis und wird von Fremden sehr angestrebt ... Im Augenblicke unserer Ankunft gerieten wir, ehe wir viel überlegen konnten, in einen Zug hinein, der sich zwischen den Bänken der Kapelle bewegte und uns nach vorne trug ... Von der imposanten Feierlichkeit der Handlung inmitten eines wahrhaft illustren europäischen Publikums und dem erdrükkenden Ehrfurchtsgefühl, in der unmittelbaren Nähe des unter herrlichen Chorgesängen pontifizierenden Oberhauptes der weltumfassenden Kirche, kann sich niemand

In schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
... Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge ...
Wie ward mir, Königin!
... Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie ...
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat ...
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein
Womit der Erde Könige sich schmükken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,

eine Vorstellung machen, der etwas Derartiges nicht erlebt hat. Und schon wendete sich der Heilige Vater mir zu . . .

Denn nicht von dieser Welt sind
diese Formen.

Der Treffliche ließ selber sich
herab...

In Wahrheit war Herr Dr. Feilbogen, der Professor an der Exportakademie ist, wirtschaftspolitischer Studien halber nach Rom gekommen, und ein heilloses Mißverständnis hat es verschuldet, daß er sich in beruflichem Übereifer an die Kommunionbank herandrängte. Dies ist aber auch die ganze Schuld, die ihn trifft. Sein weiblicher Anhang mag seinen Irrtum mißbraucht und der eigenen Neugierde dienstbar gemacht haben. Von der Absicht, ein Sakrileg zu begehen, kann nicht die Rede sein. Wenn die katholische Christenheit, die immer den größten Wert auf die Verletzung ihrer Gefühle legt, durchaus ein Ärgernis nehmen will, so halte sie sich an den anderen Zwischenfall im Vatikan. Der Papst ist durch den Verkehr mit dem Maler Lippay daran gewöhnt, das israelitische Element in der Sixtinischen Kapelle vertreten zu sehen; es ist ganz ausgeschlossen, daß ihn das Benehmen der Familien Feilbogen und Zwack überraschen konnte. Aber die wahren Gläubigen werden die Ungeschicklichkeit einer Frau, die in der freudigen Erwartung eines Wiener Jourtratsches die heilige Handlung störte, viel glimpflicher beurteilen als die Tatsache, daß der heilige Vater unaufhörlich vom Conte Lipschitz aus Pilsen gemalt wird, der es noch dazu absichtlich tut. Auch dem in der Andacht versunkenen Katholiken könnte es passieren, daß er angesichts der vatikanischen Reklame eines absolut talentlosen Malers eine Geste macht, die in der entstehenden Verwirrung als Ausspucken gedeutet wird. Selbst Mortimer, der vordem »nie der Künste Macht gefühlt« hat, hätte von der »Gestalten Fülle, die verschwenderisch aus Wand und Decke quoll«, nicht entzückt sein können, wenn sie schon damals der Herr Lippay geschaffen hätte. Es reißt einem doch schließlich die Geduld, wenn man lesen muß, daß sogar jener Papstmesse, in der die Affäre Feilbogen sich zutrug,

»zahlreiche Mitglieder der österreichischen Aristokratie, Graf Goluchowski, Fürstin Orsini, Gräfin Metternich, Gräfin Hoyos und Conte Lippay beiwohnten«. Wenn der dabei ist, kann die Frau Zwack auch dabei sein. So mag sie gedacht haben. Denn sie wußte, daß der Papst abgehärtet ist.

Karl Kraus.

Sittlichkeit und Kriminalität.

Indem ich eine in der Münchener Halbmonatsschrift ‚März' vom 15. April 1908 enthaltene Besprechung meines Werkes in der ‚Fackel' abdrucke, begehe ich einen Akt der Notwehr. Keine Zeitschrift sonst, kein Tagesblatt hat bis heute von dem Erscheinen meiner Ausgewählten Schriften Notiz genommen. Der Publizität der wenigen Besprechungen, die zu erwarten sind, muß ich für eine österreichische Öffentlichkeit, die sonst wahrscheinlich keinen Ton über meine Bücher vernähme, buchstäblich Nachdruck geben. Dieses Beginnen lockt mich umsomehr, als es zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Es wird die Nachrede der Eitelkeit, den bequemsten Vorwurf der Flachsichtigen, reizen, aber wohl auch, mit einem Blick auf die Tatsache, daß der Verfasser der von mir selbst angeführten Rezension ein Kamerad ist, den Vorwurf der Kameraderie. Denn für das Urteil des Durchschnitts bedeutet es ein und dasselbe, daß das Theaterstück eines Redakteurs von einem Kollegen gelobt wird, und daß eine Sache, gegen die sich die vereinigte Publizistik aller Richtungen verschworen hat, von einem Schriftsteller anerkannt wird, der sich zu ihr durch Mitarbeit bekannt hat. Wenn es viele

nicht verstehen werden, daß hier Befangenheit erst zum Urteil berufen macht, so wird mir dies ein Ansporn sein, nicht nach ihrem Geschmack zu handeln und den Urteilen, die Freunde über meine Bücher niederschreiben mögen, immerzu die Wiener Publizität zu ersetzen. Wer gegenüber der Feigheit, die vor dem Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« Reißaus nimmt, den Mut hat, zu ihm zu stehen, kann sich auch dem törichten Verdacht einer Gefälligkeitshandlung aussetzen, und ich für meine Person sehe nicht ein, warum ich verpflichtet sein sollte, in das Totschweigen der Presse über mich einzustimmen. Daß die Wiener Publizität ausnahmsweise von ihrer Gepflogenheit abgehen werde, persönliche Kränkung durch Ignorieren einer Sache zu rächen, an der das gute Gewissen nicht vorüber kann, habe ich nicht erwartet. Wären es nicht Ignoranten von Beruf, sie würden dem Erscheinen dieser Bücher einige Aufmerksamkeit schenken. Wären sie nicht talentlos, sie ließen wenigstens ihren Haß sprechen. So weiß ich denn, daß ich nur von mir selbst und meinen Freunden einige Hilfe zu erwarten habe. Ich weiß aber auch, daß die Zeit kommen wird, wo sich die nicht schämen müssen, die über diese Bücher in der Öffentlichkeit ein Wort gesprochen haben.

*

Karl Kraus, der Herausgeber der in Wien erscheinenden Revue ‚Die Fackel', welche — obwohl sie es als schärfstes Spiegelbild österreichischer Kultur und Unkultur verdiente — wie alles Geistige made in Austria in Deutschland nur wenig Beachtung findet, hat sich, von Freunden und Verehrern gedrängt, entschlossen, die in den Heften seiner Zeitschrift eingesargte Stilkunst und Gedankenarbeit von neun Jahren auferstehen zu lassen, sie von nebenläufiger Polemik und vom stofflichen Interesse des Tages zu reinigen und in Buchform umzugießen. Diese Flucht aus dem engen und verkleinernden Leserhorizont der Wiener Gemütlichkeit in die breite Öffentlichkeit des deutschen Lesepublikums wird hoffentlich recht vielen Gelegenheit geben, einen Schriftsteller kennen zu lernen, von dem sie bisher nur vom Hörensagen wußten, daß er ein boshafter Witzbold sei. Kraus besitzt nämlich auch die Gabe des Witzes, die sich für ihn als Danaergeschenk erwiesen hat. Er hat vor ein Dutzend Jahren in etlichen Aufsätzen und

Broschüren eine Anzahl guter und beißender Witze gemacht, die — mit Ausnahme der Betroffenen — von toute Vienne belacht und mit inniger Schadenfreude genossen wurden. Damit war er aber auch ein für allemal katalogisiert; und was immer er nun schreiben mochte, man suchte nur nach den Witzen. Seine innerliche und schriftstellerische Persönlichkeit hat sich im Lauf der Zeit völlig verwandelt, er ist längst über die Sphäre bloßer Witzigkeit hinausgewachsen, aber hierzulande läßt man ihn nur als Witzbold gelten. Er könnte plötzlich die Welträtsel lösen, man hielte es doch nur für eine unnütze nnd unerquickliche Abschweifung von seiner eigentlichen Aufgabe, ätzende Witze zu machen. Es gibt nun allerdings einen Witz, der aus tragischem Grunde erwächst, aus der Erkenntnis der Ohnmacht des Vereinzelten gegen die Übermacht der kompakten Dummheit, und solcher Witz der Verzweiflung wird zuletzt so scharf und schneidend, daß seine Spitze an der Dickhaut des Philisters abbricht. Solcher Witz ist dem Ernste so verwandt und so mit ihm verwoben, daß der Dummkopf weder Ernst noch Witz wahrnimmt, denn er faßt beides nur getrennt. Und in diesem Stadium der Sachlage pflegt das liebe Wiener Publikum zu sagen: jetzt ist er übergeschnappt . . .

Der vorliegende erste Band der Ausgewählten Schriften*) zeigt die zwei Hauptvorzüge von Kraus in bestem Licht. Zunächst die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Kraus gehört zu den wenigen Schriftstellern, die vor ihrer Muttersprache eine so hohe Achtung haben, daß sie jede Flüchtigkeit, jede geringste Vernachlässigung des sprachlichen Ausdrucks wie eine persönliche Schmach empfänden. Die geschmeidige Knappheit seines Stils ist die Frucht eines Fleißes, dessen Intensität nur der gewissenhafte Schriftsteller ahnt. Dann die Wucht seiner vom Wortwitz unabhängigen Satire, die überlegen und tödlich ist. Kraus kommt niemals mit Gelehrten-Ernst, er geht niemals von Theorien, immer vom Leben, vom alltäglichen Ereignis aus, das in seiner Beleuchtung zum typischen Fall wird. Er benützt als Waffe des Angriffs hauptsächlich des Gegners eigenes Wort und eigene Verteidigung und bedarf keiner unverständlichen Terminologie und keines Ballasts von fremder Wissenschaft. Diese zwei Eigenschaften dürften das Buch auch dem sympathisch machen, der mit den darin niedergelegten Anschauungen nicht in allen Punkten einverstanden ist. Karl Kraus bemüht sich darin um die Reinigung unseres Lebens von allerlei giftigem Aberglauben, und Betschwestern und Schlafmützen wird es daher von vornherein mißfallen. Aber wer in manchen Fällen die Sittlichkeit der bestehenden Sitte leugnet, ist nicht notwendig ein zügelloser Libertiner, er ist meist sogar in höherem Sinne ein Moralist als der eifernde Konservator einer überlebten Moral. Er will an die Stelle eines toten Kodex das lebendige Verantwortungsgefühl, an die Stelle äußeren Zwanges eine innere Freiheit setzen; er möchte das Ethos mehr und mehr aus dem Bann starrer religiöser und staatlicher Gesetzlichkeit erlösen und ins Individuum selbst verpflanzen. »Wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz.« (Nietzsche.) Und wo Sittlichkeit nichts anderes sein soll als ein Kompromiß zwischen

---

*) Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität. Ausgewählte Schriften Bd. I. Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig 1908.

veralteten Sitten und übermächtigen Geboten der Natur, ist sie nur Heuchelei und Unnatur.

Wie nicht anders möglich, ist es gerade der unzerstörbarste und elementarste Trieb des Menschen, der Geschlechtstrieb, der unter der äußerlichen Sittlichkeit der Sitte am meisten leidet. Was dem Menschen zur höchsten Lust gegeben ward, wird heute von Religion und Justiz ohne Nutzen und vernünftigen Zweck nach Möglichkeit unterdrückt. Nun wäre es die größte Torheit, die Notwendigkeit gesetzlicher Eindämmung leugnen zu wollen. Dürften überhaupt Triebe sich hemmungslos entfalten, sie würden alsbald allgemeine Anarchie herbeiführen. Nicht die Sexualjustiz an sich ist also verdammenswert und schädlich, sondern die Starrheit derselben. Daß Gebote und Verbote immer noch fortbestehen, wenn schon längst die spezielle Gefahr, die sie bekämpfen, entschwunden ist, dieser schlechte, dem Fluß der Entwicklung hohnsprechende Konservatismus verursacht es, daß die harmloseste und lauterste Lust zu Sünde und Verbrechen werden kann. Ein junger Wiener Schriftsteller, Otto Soyka, schrieb einmal den schönen Satz, der Menschheit sei die Geschlechtslust wohl als ein so großes und ungeheures Geschenk der Götter erschienen, daß sie sich niemals getraute, unbekümmert, herzhaft und mit gutem Gewissen aus ihrem Born zu schöpfen. Wie ein Überbleibsel aus den Urzeiten der Furcht und des härtesten Daseinskampfes, wo alles Lustvolle als etwas Unwahrscheinliches, als eine schlimme Verlockung mit Mißtrauen betrachtet wurde, wo man den Göttern das Teuerste opferte, um sich nur nicht zu glücklich zu fühlen, – so mutet heute den freieren Geist diese immer noch bestehende Scheu an, dieses schlechte Gewissen vor der Geschlechtslust, dieser Dunstkreis von Bosheit, Scham und üblem Geruch um sie herum. Das schlechte Gewissen, die Schmutzriecherei und Grausamkeit äußert sich aber auch öffentlich, und in drei Formen besonders offenbart diese böse Trias sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit: im heuchlerischen Muckertum des verdorrten Zeloten, in der hämischen Kaltherzigkeit des bureaukratischen Richters und im giftigen Neid des Philisters, der stets darüber wacht, ob der Nachbar nicht etwa genießt, was er aus Feigheit entbehrt.

Diese obskurantischen und lebensfeindlichen Mächte sind es vornehmlich, die Kraus aufs Korn nimmt. Welchen Schaden sie anrichten, wie sie gegen Leben und Glück der Menschen wüten, das zeigt er an der Hand der markantesten Gerichtsfälle der letzten Jahre. Er beleuchtet den Geist dieser Mächte an ihren eigenen Aussprüchen und Feststellungen und verhehlt auch seine persönliche Meinung nicht, die manchem vielleicht allzu schroff und überhebend vorkommen mag, welche aber mit einer polemischen Vehemenz vorgetragen wird, die einen artistischen Genuß für sich gewährt. Auch plädiert Kraus nicht, wie schlecht informierte Gegner ihm vorwerfen, für ein zügelloses Ausleben des Geschlechtstriebes. Er fordert im Gegenteil in vieler Hinsicht straffere Gesetze und strengere Strafen. Nur über die Rechtsgüter, deren Schutz hiebei in Frage kommt, denkt er anders als die meisten. Während nämlich moralische Eiferer und gesetzgebende Lebensfremdheit vor allem Rechtsgüter von mehr oder weniger imaginärer Natur geschützt sehen wollen, Ehre, Sittlichkeit,

Normalität, Seelenheil und anderes, möchte er die wirklichen Rechtsgüter besser als bisher geschützt wissen: das Recht der Unmündigen, die leibliche Gesundheit, die freie Willensbestimmung und allenfalls noch die öffentliche Ästhetik. Verbrechen an Kindern, Schädigung der Gesundheit und Zwang in jeder Form sollen strenger als bisher bestraft werden, das Einverständnis mündiger und williger Menschen aber sollte heute endlich als Privatangelegenheit gelten dürfen. Sonst wiederholen sich endlos die immer betrüblicher wirkenden Fälle, daß Gesetzesübertretungen und Überschreitungen der Sitte in Geschlechtsdingen, die unter anderen Verhältnissen niemandem Schaden brächten, namenloses Unglück über ethisch durchaus integre Menschen bringen. Es sollte auch nicht sein, daß einem des Mordes verdächtigen Menschen die Mordabsicht in der Weise nachgewiesen wird, daß man »erhebt«, er habe einmal die Ehe gebrochen oder »Orgien gefeiert«. Und es sollte nicht sein, daß aus dem Unglück von Kranken des Empfindens der Weizen der Erpresser emporschießt, während ein Luetiker ein blühendes Geschöpf ohne Furcht vor Gesetzen dem Siechtum weihen und sich selbst vor der gesellschaftlichen Ächtung durch die ärztliche Schweigepflicht gesichert fühlen darf.

Karl Hauer.

* * *

Offener Brief an Herrn Karl Spitteler.

Sehr geehrter Herr Spitteler!

Sie haben im Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte' eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel trägt: »Meine Beziehungen zu Nietzsche«. Der Beweggrund zu Ihrer Schrift war, wie Sie in der Vorrede sagen, dieser:

> Es hat der Schwester Nietzsches, der Schriftstellerin Frau Förster-Nietzsche, beliebt, ohne Not und Anlaß aus Briefen ihres Bruders und Anderer eine Art Suite zusammenzurunden und unter dem Titel »Nietzsche und die Kritik« in der Zeitschrift ‚Morgen' zu veröffentlichen, welche sich zwar ganz sanft und harmlos anhört, deren Leitmotiv jedoch, in Worten ausgedrückt, lautet: »Kommet und schauet, ihr Völker alle, schauet und lachet, wie die zwei kleinen Schweizer Zeitungsschreiber Widmann und Spitteler sich anmaßten, den gewaltigen Nietzsche zu bekritteln, wie kläglich sie sich dabei benahmen und wie überlegen, wie gnadenvoll mein herrlicher Bruder.«

Des weiteren gaben Sie als Beweggrund an, daß sich ein »Knäuel falscher Gerüchte« über Ihre Beziehungen zu Nietzsche gebildet habe; daß besonders über eine geistige Verwandtschaft Ihrer Dich-

tung »Prometheus« mit »Zarathustra« falsche Gerüchte im Umlauf seien.

Indem Sie selbst an mehreren Stellen Ihrer Schrift ausdrücklich betonen, daß Sie sich in betreff des Literarischen vollkommen neutral verhalten, und keinerlei persönliche Ansicht darüber äußern wollen, ob der Zarathustra tatsächlich Spuren der Beeinflußung durch Ihren Prometheus trage, muß wohl jeder Leser Ihre Schrift als ein rein menschlisches Dokument betrachten.

Auch ich tue es. Wenn mir daran liegt, das Ergebnis meiner Betrachtung in einem offenen Briefe auszusprechen, so hat dies seinen guten Grund: Friedrich Nietzsche, mit dem Sie in Ihrer Schrift wie mit einem Lebenden Abrechnung halten, ist tot. Er kann keine Antwort auf das geben, was Sie über und gegen ihn sagen. Also möchte ich eine Antwort versuchen.

*

Sie schreiben, wie schon angeführt, daß der Artikel der Frau Förster-Nietzsche »ohne Not und Anlaß« veröffentlicht worden sei.

Dies ist auch meine Meinung. Die Vielschreiberei der Frau Förster-Nietzsche geht Vielen wider den Geschmack. Ich für meinen Teil finde sogar, daß die Biographie, die Frau Förster-Nietzsche von ihrem Bruder geschrieben hat, ein sehr schlechtes Buch ist daß denen, die sich für Nietzsche interessieren, zehn Seiten trockener Daten mehr Nutzen gebracht hätten als die in zwei Bänden erschienene Interpretation des Lebens Nietzsches, die sie uns gegeben hat. Ich finde weiterhin, daß selten etwas Überflüssigeres geschrieben worden ist als die Vorreden, die sie in den gesammelten Briefen Nietzsches in so großer Menge eingestreut hat.

Ich finde endlich, daß Frau Förster-Nietzsche in Dingen Friedrich Nietzsches durchaus nicht kompetent ist; und um zu Ihnen zurückzukehren, daß sie nicht nur in Ihrem Falle, sondern auch sonst sehr oft »ohne Not und Anlaß« geschrieben hat.

Was Frau Förster-Nietzsche im ‚Morgen‘ gegen Sie veröffentlicht hat, stammt aus dem Nachlaß Friedrich Nietzsches. Die Veröffentlichung dieses Nachlasses betreffend, pflichte ich der Meinung des Herrn Ernst Holzer bei und glaube mit ihm, daß es in jeder Beziehung, für Herausgeber wie für Leser, viel gescheiter gewesen wäre, noch fünfzig Jahre damit zu warten. Für mich ist sicher, daß die Nietzsche-Philologen in fünfzig Jahren eine viel klarere, objektivere Übersicht des Materials haben werden als es irgend Jemand heute möglich ist. Denn sie werden den großen Vorteil einer weiten Distanz für sich haben, einen Vorteil, der besonders Frau Förster-Nietzsche durchaus fehlt. Diese meine Ansicht ist für mich ein Grund mehr, Ihr abfälliges Urteil über die Schwester Nietzsches zu billigen.

Nun aber haben Sie sich in Ihrer Schrift mit Frau Förster-Nietzsche sehr wenig beschäftigt, umsomehr dafür mit Nietzsche selbst, der doch als Toter an der Veröffentlichung im ‚Morgen‘ unschuldig ist. Man kann Ihnen nicht verübeln, daß Sie überhaupt gesprochen haben; indeß macht der Ton die Musik, und die Musik Ihres menschlichen Dokuments ist meinem Gehör nach an mehreren Stellen disharmonisch.

*

Obwohl Sie, Herr Spitteler, öfters erklären, daß Sie mit dem Gerücht, der »Zarathustra« sei von Ihrem »Prometheus« beeinflußt worden, gar nichts zu tun haben wollen, führen Sie doch auf Seite 15—19 Ihrer Schrift den langen Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß Nietzsche Ihr Buch Prometheus gekannt habe. Gestatten Sie einen Auszug:

Als ich, im Jahre 1880, aus der Fremde in die Schweiz zurückgekehrt, mein erstes Werk (Prometheus I. Teil) herausgab, und dieses Werk keine einzige Besprechung erhielt, da wollte es die Ironie, daß unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, also im Jänner 1881, neben vereinzelten Schriftstellern, im besonderen einige ehemalige Schüler Nietzsches, sich für das Buch begeisterten. »Das muß man unbedingt Nietzsche zusenden«, hieß es, »das ist etwas für ihn«. Heftig verbot

ich das jedem, der mir davon sprach, denn ich wollte lieber ganz verschollen bleiben, als Nietzsche die Fürsprache, vielleicht den Ruhm verdanken. Ob sich jeder an mein Verbot gekehrt hat? Ob es ihm nicht trotzdem zugeschickt wurde? Davon weiß ich nichts, auch keiner meiner Bekannten weiß etwas davon. Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen Prometheus »durch einen merkwürdigen Zufall« könnte kennen gelernt haben, so antworte ich: ich halte das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja, wenn ich meine Meinung ganz aussprechen darf, so sage ich, es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882) kennen gelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der »Prometheus« in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte. Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Keller besaß es, Mayer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten (vergebliche) Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An den schweizerischen Universitäten war es bekannt... Jakob Burckhardt, Professor in Basel, hat es von mir selber zugeschickt bekommen. Und Nietzsche, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben? Ich habe schon mitgeteilt, daß zu den allerersten Lesern und Bewunderern des Buches einige ehemalige Schüler und begeisterte Jünger Nietzsches gehörten... Was ist nun wahrscheinlicher? Daß diese Schüler Nietzsches ihrem Meister gegenüber sämtlich von dem merkwürdigen Buch geschwiegen haben sollten, oder daß einer von ihnen ihn im Gespräch darauf aufmerksam gemacht hat? Ferner bedeutete ja das Werk für den Buchhandel zu zweien Malen eine Neuigkeit.... Was ist nun wieder wahrscheinlicher, daß keiner der Basler Buchhändler das neue Buch Herrn Professor Dr. Fr. Nietzsche zur Ansicht ins Haus gesandt hätte, oder daß einer von ihnen das tat? Ich vermute, es wird wohl der oder jener von ihnen sich ebenfalls gesagt haben: »Das muß man Nietzsche schicken, das ist etwas für ihn«. Oder ich höre Jakob Burckhardt, wie er beiläufig im Gesprach zu Nietzsche sagt: »Sehen sie sich doch einmal gelegentlich das an, wenn Sie Zeit haben! Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dem Zeug klug zu werden, ich kann, weiß Gott, nichts damit anfangen«. Endlich: Im Herbst 1881, unmittelbar nach dem Erscheinen des II. Teils, brachte der Berner ‚Bund' eine große Besprechung des Buches; Nietzsche las mit Vorliebe den ‚Bund'. In der gelesensten Zeitung Basels, den ‚Basler Nachrichten', wies Professor Stephan Born, also ein Kollege Nietzsches an der Basler Universität, mit auszeichnenden Worten auf das Werk hin. Darum noch einmal: ich kann zwar keine Spur davon auffinden, daß Nietzsche den Prometheus im Jahre 1881 oder 1883 zugeschickt erhalten hätte, allein es wäre verwunderlich, wenn ihm das Buch damals, da es als erstaunliche literarische Neuigkeit bei den auserlesensten und berühmtesten Persönlichkeiten der Schweiz Aufsehen erregte, entgangen wäre.

Es ist Ihnen, Herr Spitteler, nicht gelungen, mich von Ihrer unbefangenen Neutralität zu überzeugen. Ich halte es im Gegenteil für einen sehr menschlichen Kniff, daß Sie Ihre Neutralität betonen, und doch zugleich, in den hier angeführten Stellen, den Leser leise und verstohlen zum Glauben, daß Nietzsche-Zarathustra von Prometheus beeinflußt sei, hinführen wollen.

Nicht ohne Absicht sprechen Sie von einem Buche »biblischen Stils«. Sie haben von Zarathustra, Ihrer Schrift zufolge, genau zwei Seiten gelesen und da vielleicht biblische Töne herausgehört. Also: Prometheus hat biblischen Stil, und Zarathustra, der zwei Jahre später erschienen ist, hat auch biblischen Stil . . .

Leider täuschen Sie sich in der Sache selbst. Ich setze Ihnen dies, da Sie den Zarathustra nicht kennen, möglichst kurz auseinander. Einzelne Formeln, die im Zarathustra an die Bibel gemahnen, erinnern ebenso gut an Homer. Das priesterliche Pathos gehört zum Wesen Nietzsches, der sich mit Stolz den Priester des Dionysos genannt hat. Sprachlich verwandt ist dem Zarathustra noch am ehesten Hölderlins »Hyperion«. Was den Inhalt des Zarathustra anlangt, so beweise ich Ihnen jederzeit gern, daß die typischen, nämlich die ethischen Umwertungsideen dieses Buches schon in der »Geburt der Tragödie« — die zehn Jahre vor Ihrem Prometheus erschienen ist — unterirdisch, aber gut hörbar anklingen; daß sie sich in jedem folgenden Buch Nietzsches immer deutlicher vernehmen lassen, bis sie der Zarathustra in einer ungeheuren Konzentration zusammenfaßt und laut und lebendig ertönen läßt. Die Zarathustra-Sprache, ihr ethisches Pathos, ist Nietzsche auch in den Büchern vor Zarathustra schon geläufig. Und ihr Schwung wird umso priesterlicher, je mehr sich Nietzsche dem Zeitpunkt nähert, wo er — eben in Zarathustra — sich als Umwerter und Überwinder der Moral fühlt, und mit der alten Moral auch eine

alte Art der philosophischen Sprache von sich weist.

Ihr Prometheus kommt also wirklich nicht in Betracht, auch wenn ihn Nietzsche gekannt hat. Sie haben daher den Beweis, daß er ihn gekannt haben könnte, auch »ohne Not und Anlaß« geliefert. Es sind sehr oberflächliche Nietzsche-Leser, die behaupten, »daß in Nietzsches Zarathustra sich unzweifelhaft deutliche Spuren großer Beeinflußung durch Prometheus erkennen ließen«. Diese Leser kennen die Nietzsche-Bücher vor Zarathustra herzlich schlecht.

Ein Kuriosum komisch-ängstlicher Verfasser-Eitelkeit liefern Sie auf Seite 40 Ihrer Schrift:

> Um ihr — der Frage nach der Beeinflußung Zarathustras durch Spitteler — auch in Zukunft fern bleiben zu können, will ich keine eigene Überzeugung gewinnen; und um zu keiner eigenen Überzeugung genötigt zu werden, habe ich mir verboten, den Zarathustra (in welchen ich einst, anläßlich jener Besprechung, nur flüchtig hineingeblickt, um ihn nach der Probe von zwei Seiten wieder wegzulegen) nachträglich zn lesen.

Es reizt sehr zum Lachen, Herr Spitteler, mit welch' feierlichem Ernst Sie unaufgefordert das Versprechen geben, den Zarathustra nicht zu lesen. Aber wie soll dieses Versprechen den Leser interessieren? Sie, Herr Spitteler, werden sich doch nicht vor einem guten Buche fürchten?! Ihr schriftstellerischer Ehrgeiz wird doch durch das gute Buch eines anderen Autors nicht verletzt?!

Ich habe noch mehr an Ihrer Schrift gefunden, was mich menschlich abgestoßen hat. Sie sind immerfort bemüht, dankbar gegen Nietzsche zu erscheinen, dafür, daß er sich Ihrer angenommen hat, für Sie nach einem Verleger suchen gegangen ist und Sie an Herrn Avenarius, den Gründer des Kunstwarts, so freundlich empfohlen hat. Aber, Herr Spitteler, ich habe durchwegs die Empfindung, daß bei Ihnen die Gehässigkeit das Gefühl des Dankes überschrieen hat. Einmal schreiben Sie recht gnädig: »Eines Freundes Blöße deckt man zu«. Und an einer anderen Stelle glossieren Sie nicht sehr zartsinnig, was Ihnen

Nietzsche über Ihre Besprechung seiner Bücher geschrieben hat:

Er tat das in einer Form, die er Ironie zu nennen pflegte (mit dem Worte »Ironie« glaubte er sich überhaupt immer über alle Verlegenheiten weghelfen zu können, auch über die Verlegenheit von Wahrheiten, die ihm nachträglich unbequem geworden waren), das heißt auf deutsch gesagt, in einer durch und durch verdrehten Form.

So spricht kein Dankbarer, Herr Spitteler, wie Sie hier sprechen. Oder aber, Sie haben seltsame Begriffe von Dankbarkeit.

Nun zum Letzten und Wichtigsten, was gegen Ihr menschliches Dokument zu sagen ist.

Der größte Teil Ihrer Schrift beschäftigt sich mit den Briefen und Karten, die Nietzsche an Sie geschrieben hat. Sie üben eine ausführliche und stellenweise sehr unfreundliche Kritik daran. Aber *Sie vermeiden es, den Lesern diese Briefe und Karten vorzulegen.*

Sollen sich die Leser Ihrer Schrift überhaupt ein eigenes Urteil in der Sache bilden dürfen, so ist unbedingt nötig, daß die Nietzscheanischen Schriftstücke in ungekürztem Wortlaut vorgelegt werden.

Es liegt dies in Ihrem eigenen Interesse. Ein mißtrauischer Leser könnte sonst auf den Gedanken kommen, daß Sie diese Schriftstücke gar nicht mehr besitzen und sie nur aus einer dunklen Erinnerung zitieren. Wäre diese Vermutung richtig, so hätte der größte Teil Ihrer Schrift jeden Wert verloren.

Vielleicht nehmen Sie sich die Mühe, derlei Vermutungen als unsinnig zu erweisen.

Dies können Sie aber nur, indem Sie die Briefe Nietzsches der Öffentlichkeit vorlegen.

Hochachtungsvoll

Karl Borromaeus Heinrich.

* * *

Übersetzung aus Harden.

Seit Jahren gehen die deutschen Leser der ‚Zukunft' des eigentlichen Genusses verlustig. Sie haben das Gefühl, daß hier die wertvollsten Gedanken in einer fremden Sprache vorgetragen werden, von der sie nur ahnen können, daß sie viel schöner ist als die ihnen geläufige. Wiederholt ist deshalb die dringende Bitte an mich ergangen, ein Lexikon anzulegen, welches, wenngleich mit Preisgabe des dichterischen Moments, das gerade für den politischen Leitartikel unentbehrlich ist, über den Sinn der einzelnen Sätze trockenen Aufschluß gibt. Ich habe dem allgemeinen Drängen nachgegeben und will die Arbeit durchführen, soweit es mir bei dem Stand meiner Bildung möglich ist und soweit neugriechische und hyperboräische Sprachelemente, die den deutschen Satzbau erst zu seiner ornamentalen Geltung bringen, mir nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Ich muß mindestens für den ersten Versuch um Nachsicht bitten. Mancher Stelle konnte ich nur mit einiger Freiheit der Auffassung beikommen; manche blieb unübersetzbar. Anderseits glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich gewisse Bezeichnungen, die der Autor anzuwenden liebt, wie z. B. »Fritzenstaat« oder »Reussenkaiser« als Telegrammadressen auffasse und in solchen Fällen die Klarheit der Kürze vorziehe. Durchwegs aber möchte ich die Verantwortung ablehnen, wenn etwa mit der Fremdartigkeit auch der aparte Reiz einer Wendung verloren ginge.

(28. März bis 18. April.)

Der vom württembergischen Wahlkreis Biberach Abgeordnete	Der Abgeordnete von Biberach
Der meininger Müller	Der Abgeordnete Müller-Meiningen
Der Heilbronner	Der Abgeordnete von Heilbronn

Freisinnshäuflein	Die Freisinnigen
Genossenfraktion	Die Sozialdemokraten
Wallotbräu	Deutscher Reichstag
Herr Gröber runzelt über dem Bartdickicht die Stirn	Herr Gröber, der einen dichten Bart hat, runzelt die Stirn
Wahrscheinlich, daß nur jähe Wut den schwäbischen Tort gebar	Wahrscheinlich, daß der schwäbische Abgeordnete nur im Zorn Unrecht tat
Wie Herr Landgerichtsrat Gröber, wenn er in Kätchens Heimat auf der Sella säße, darüber urteilen würde	Wie Herr Gröber als Richter in Heilbronn darüber urteilen würde
Die denunciatio des Herrn Müller	Die Denunziation des Herrn Müller
Habt Ihr so Euer Leben, Euer Wirken so geträumt, da heißes Sehnen aus der Dumpfheit Euch ins Weite riß?	Habt Ihr Euch so die Erfüllung Eurer Wünsche gedacht, als Ihr diesen Beruf wähltet?
Wo ist die Möglichkeit, immer auf der Seite zu fechten, nach der des Wesens leidenschaftlicher Wille langt?	Wo ist die Möglichkeit, immer seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen?
Stets bereit sein, vom Mahl ins Elend zu laufen, wenn der Wille zur Wahrheit sich am gedeckten Tisch nicht durchsetzen kann	Stets bereit sein, seiner Stellung verlustig zu gehen, wenn sie nicht die Gewähr der Unabhängigkeit bietet
Selbsterziehung zur Mannheit frommt dem Stand mehr als emsige Vereinsmächlerei	Streben nach Selbständigkeit nützt dem Stand besser als Vereinsmeierei
Korypho	Korfu
Unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachträumen	Vor einem Zettelkasten seekrank werden
Die Stadt Konstantins	Konstantinopel
Den Sitz Konstantins erklettern	Den byzantinischen Thron besteigen

Die Beute des geflügelten Markuslöwen werden	Von Venedig besiegt werden
Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt, wehrt dem Romäerreich die Slavengefahr ab	?
Unter den Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verwest der Leib des von großen Kriegern und Organisatoren geschaffenen Staates	? ?
Von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos	? ? ?
Die Eparchie Kerkyra	Der Sprengel Korfu
King Edward	König Eduard
Der Sohn Umbertos	Viktor Emanuel
Die monegassische Hoheit	Fürst von Monaco
Der ubiquitäre Herr Jacob	Pichon
Uncle Sam	Amerika
Das Sternenbannerreich	Die Vereinigten Staaten
Betätigungrecht	Betätigungsrecht
Jünger des heiligen Fiakrius	Fiaker
Der Kongreß der von Bonapartes Tatze zerstückten Europa	Der Wiener Kongreß
In schlichterer Lebensmitte erzogen	Einfacher erzogen
Chronikon	Chronik
Ein vom deutschen Volk Abgeordneter	Ein deutscher Abgeordneter

Artikel, in denen er stöhnte	Artikel, in denen er klagte
Ein Freund des King	Ein Freund des Königs von England
Bülow im Schwiegervaterland	Bülow in Italien
Der vom Sultan Gesandte	Der türkische Gesandte
Albanerland	Albanien
Die Reise ins Wikingermeer	Die Nordlandsreise
Der Gottorperhof	Der russische Hof
Das Tier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut	Das Chamäleon
Die für den Kaiser gedeckte Tafel wird mit allen Wundern südlichen Lenzes geschmückt	An der Hoftafel wird junges Gemüse serviert

Glossen.

In einem Feuilleton über die Aufführung der Bittnerschen »Roten Gred« bedauert der Musikreferent der ‚Zeit‘, daß die Heldin, die sich zum Schluß auf ein Schiff unter Landsknechte rettet, mit dem Leben davon kommt. Er schreibt:

Dieser Ausgang ist ebenso widerwärtig als unbefriedigend, denn wir tragen das Verlangen, daß jener Leib, der mit seinen Reizen so viel des Unheils gebracht hat, vor unseren Augen vernichtet werde, und ein Mitgefühl, das wir der lebendigen Gred versagen mußten, hätten wir vielleicht der sterbenden geschenkt. So aber verlassen wir das Haus in einem Zustande des Mißbehagens, obgleich wir den Abend hindurch viele günstige Eindrücke empfangen haben.

Der Mann, der aus Mitgefühl so grausam ist, heißt R. v. Perger und war früher Direktor des Konservatoriums. Jetzt hat er sich unter die Kritiker gerettet. Ein unbefriedigender Ausgang;

denn wir tragen das Verlangen, daß der Geist, der mit seiner Reizlosigkeit so viel des Unheils über die Musikjugend gebracht hat u. s. w. Nach dem Strafgesetz sind weder die dämonischen Wirkungen, die eine rote Gred ausübt, noch die tödliche Langweile, die von der Leitung des Konservatoriums durch Herrn v. Perger ausging, zu fassen. Dennoch glaube ich, daß einem die Wahl nicht schwer fallen wird. Denn wer würde nicht selbst den Ruin durch eine rote Gred einem gesicherten Dasein an der Seite des Herrn v. Perger vorziehen? Die rote Gred kommt kaum aufs Schiff, und schon raufen die Landsknechte um ihren Besitz. Sie ist gewiß eine unmoralische Person, aber man stelle sich vor, was die Landsknechte täten, wenn Herr v. Perger aufs Schiff käme und sich ans Steuerruder setzte. Da gäb's keinen Streit, da blitzte keine Klinge, da würde die vollste Übereinstimmung durch ein Schnarchen ausgedrückt, das harmonischer tönte als selbst ein Schülerorchester unter der Leitung des Herrn v. Perger, und ruhig glitte das Schiff seine Bahn ... Das ist eben der Unterschied. Eine Person, die so unanständig ist, die Sinnlichkeit der Männer zu erregen, macht man nicht zur Heldin einer Oper! Oder wenn schon, so muß am Schluß ihr Leib vernichtet werden. Das ist jene Reinigung, die das wahre Drama bieten soll und die doch auch im Leben die besseren Herren immer vornehmen, nachdem sie die Reize einer unanständigen Person gekostet haben. Denn die Seelenstimmung, in der sich »omne animal« zuweilen befindet, ist der Ausdruck einer höheren Gerechtigkeit, und wenn durchaus wegen der Erregerin solcher Depression etwas blitzen soll, so mögen es nicht die Klingen sein, sondern die Ritter. Herrn v. Perger gebührt das Verdienst, jenen Zustand, in dem auch dem Troubadour das Wort »Schlampen« einfällt, zum ästhetischen Prinzip erhoben zu haben. Nur vertritt er dieses mit einer Härte, die im Zeitalter der Humanität befremdend wirken muß. Toilette machen, davonlaufen

und nie wieder auf der Straße grüßen — das sollte doch genügen! Wenn die sittliche Empörung besonders groß ist, könnte man die rote Gred etwa noch wegen heimlicher Prostitution anzeigen. Aber wer wird denn gleich den Leib vernichten lassen und dabei noch zusehen wollen? Ich weiß nicht, ob die Reize der Konservatoristinnen, damals als Herr v. Perger Direktor war, besonders viel Unheil angerichtet haben. Ich würde es wünschen; denn es ist immer ein tröstlicher Gedanke, daß es dem männlichen Ernst nicht völlig gelingt, das Leben mit Langweile zu verkleistern, wenn Frauen etwas dawider haben. Aber ich weiß, daß sich Herr v. Perger als Direktor des Konservatoriums durch nichts ausgezeichnet hat, und ich finde es unbegreiflich, daß er sich als Musikkritiker gerade durch Grausamkeit hervortun will. Früher klappten bloß die Orchesterübungen nicht, wenn Herr v. Perger den Taktstock in die Hand nahm, aber sonst stand er im Ruf eines umgänglichen Mannes; jetzt »wirft man zu einem Nero und Busiris seinen Namen«. Sollte er wider Erwarten Gedankenfreiheit geben, dann werde ich von ihr in Bezug auf ihn den ausgiebigsten Gebrauch machen!

* * *

Die Leute vom Eisenkartell haben sich mit Recht darüber aufgehalten, daß der Maler Hohenberger, der sie als Gruppe verewigen sollte, ihre Verdienervisagen von Renaissancekostümen sich abheben ließ. Da die Renaissance nicht wegen Ehrenbeleidigung klagt, mußte Herr Feilchenfeld klagen. Das Bild war eine Privatsache, und der Künstler, der auf Bestellung arbeitet, macht sich lächerlicher als den Bankier, wenn er die öffentliche Ausstellung solchen Ulks mit heiligem Ernst verteidigt. Wenn ein Gerichtshof endlich zurecht erkennte, daß die Eisenwucherer in der Sezession gehängt werden sollen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; bis dahin aber dürfen sie sich gegen alles, was mit ihnen in

effigie geschieht, verwahren. Zu Ausbrüchen des Künstlerstolzes war keine Veranlassung. Sie sind stets mit logischen Unregelmäßigkeiten verbunden. Als einer der Geldmenschen sich darüber beklagte, daß er auf dem Bilde als Schleppträger dargestellt sei, wäre die Absicht der Degradierung leicht beweisbar gewesen. Aber den Beweis durfte gerade einer der Kläger nicht führen, sonst wäre es wohl herausgekommen, welche Rolle er und seinesgleichen am Hofe des Herrn Wittgenstein spielen und welche Direktiven der Maler vom Mäcen empfangen hat. Darum konnte Herr Hohenberger pathetisch werden und den schönen Satz aufstellen: »In der Kunst gibt es keine Degradation! Wenn der Sonnenthal oder der Lewinsky einen Diener oder einen König darstellt, so ist das egal!« So logisch ist nun einmal die gekränkte Künstlerwürde. Wenn der Sonnenthal einen Diener oder einen König gibt, so ist das gewiß egal; aber der Vergleich könnte doch höchstens die Berechtigung des Malers erhärten, einen Diener oder einen König zu malen, nicht die Verpflichtung des Modells, sich als Diener oder als König malen zu lassen. Nicht die Verpflichtung eines zahlenden Modells. Weil es in der Kunst keine Degradation gibt, so vergibt sich Herr Hohenberger gewiß nicht das geringste, wenn er einen Eisenwucherer konterfeit. Das Modell aber macht nicht die Ehren oder Herabsetzungen der Kunst mit, sondern unterliegt nur der sozialen Wertung. Wird ein Wucherer als König gemalt, so ists eine Ehre, wird ein König als Wucherer dargestellt, eine Degradation. Nur wenn das Modell selbst Künstler wäre, ginge ihm die Wirkung einer Linie oder eines Flecks über die stoffliche Bedeutung. Aber es ist pure Heuchelei, zu verlangen, daß zum Beispiel ein früherer Bankdirektor sich geehrt fühle, weil der Künstler aus Gründen der Lichtverteilung ihn so aufgefaßt hat, als ob er bloß vier Millionen gestohlen hätte.

* * *

,Wiener Allgemeine Zeitung'
6. April:

Lange Gesichter gibt es zur Frist an den verschiedenen deutschen Höfen und Höfchen. Es ist nichts mit der im größten Ballettstil ausgedachten Gratulationscour sämtlicher deutschen Reichsfürsten unter dem Kommando Kaiser Wilhelms II. bei unserem Kaiser in Wien . . . Quos ego! War es doch von allem Anfang ersichtlich, daß das ganze Massengratulationsprojekt von irgend einem egoistischen Berliner Höfling stammte . . . Allein Kaiser Wilhelm besitzt politischen Takt, Feingefühl eines vornehm Denkenden. So war ihm sofort klar, daß es seinem greisen und treuen Freund, der doch auch ein deutscher Fürst ist, nicht angenehm sein könne, an die peinlichste Zeit seines arbeitsreichen Lebens erinnert zu werden . . . Die Herren von der Berliner Kamarilla haben es diesesmal gar zu plump und unschlau angefangen. Die Masseninvasion deutscher Fürstlichkeiten in Wien wird unterbleiben . . . Der Gewinn aus dem projektierten duodezfürstlichen Fremdenverkehr in Wien wäre denn doch allzu teuer durch das Emporbeschwören trüber Erinnerungen im Geiste jener erlesenen Persönlichkeit bezahlt, deren Jubiläum die Berliner Kamarilleriche mit seltener Taktlosigkeit für ihre Lüsternheiten zu exploitieren hofften.

,Wiener Allgemeine Zeitung',
10. April:

Wie wir von informierter Seite hören, scheint sich die Nachricht, daß eine Anzahl deutscher Bundesfürsten unter Führung des deutschen Kaisers in Wien erscheinen werde, um dem Kaiser Franz Joseph anläßlich seines 60jährigen Jubiläums gemeinsam ihre Glückwünsche darzubringen, zu bestätigen. Amtlich ist jedoch diesbezüglich noch keine Verständigung eingelangt. Aus diplomatischen Kreisen erfahren wir, daß die deutschen Bundesfürsten, insbesondere Kaiser Wilhelm, schon vor längerer Zeit dem Wunsch Ausdruck gaben, eine solche solenne Kundgebung zu veranstalten, durch welche das intime und herzliche Bundesverhältnis, welches zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn herrscht, zum Ausdruck gelangen sollte. Diese Anregung, welche, wie erwähnt, von deutscher Seite ausging, scheint nunmehr ihrer Verwirklichung entgegenzugehen, wenngleich amtliche Schritte in dieser Richtung noch nicht erfolgt sind. Es wäre selbstverständlich mit großer Freude zu begrüßen, falls eine so markante Demonstration für das innige Verhältnis der beiden verbündeten Reiche, wie es in der von den deustchen Bundesfürsten geplanten Kundgebung zutage treten würde, stattfinden sollte.

* * *

In der 250. Nummer der ,Fackel' hat die folgende Erklärung leider keinen Platz mehr gefunden:

Von dem ursprünglichen Vorsatz, dieses Heft ausschließlich der Syphilis zu widmen, mußte ich schon deshalb abkommen, weil ja der nicht weniger verbreitete Lippowitz auch eine gewisse Beachtung verdient und weil gerade jetzt einige Aus-

sicht auf energische Ausrottung dieses Übels besteht. In der ‚Frankfurter Zeitung‘ vom 3. April war nämlich zu lesen:

[Apachenjournalistik.] Im ersten Morgenblatt vom 8. März d. J. brachten wir unter dem Titel »Eine Seelenleserin« einen Artikel unserer Pariser Mitarbeiterin Anne Jules Case. Am 14. März erhielten wir von Frau Jules Case folgenden Brief: »Der Zufall spielt mir einliegenden widerrechtlichen Abdruck meines Artikels in die Hände, ohne Quellenangabe, ohne meinen Namen zu nennen. Das ist doch unerhört! Wollen Sie mich wissen lassen, was ich zu tun habe, oder ob die ‚Frankfurter Zeitung‘ für mich eintritt. Das ist ja geradezu Apachenjournalistik!« Das Blatt, das diesen widerrechtlichen Abdruck gebracht hatte, war das ‚Neue Wiener Journal‘ (Herausgeber J. Lippowitz). Wir protestierten in einer Zuschrift an diesen Herrn energisch gegen das unserer Mitarbeiterin zugefügte Unrecht und erhielten zu unserem Erstaunen am 25. März von Herrn Lippowitz ein Antwortschreiben, das neben einer ausfälligen Bemerkung über den »unkollegialen« Ton unserer Zuschrift folgende Stelle enthält: »Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Arbeit unserer ständigen Pariser Korrespondentin Anne Jules Case, welche uns den betreffenden Artikel »Die Seelenleserin« selbst überwiesen hat. Wir haben also allen Grund, uns darüber zu wundern, daß uns unsere Korrespondentin einen Artikel, der ihr noch dazu als Originalartikel honoriert wird, anbietet, nachdem diese Arbeit vorher in der ‚Frankfurter Zeitung‘ zum Abdruck gelangt ist.« Nach dieser »Aufklärung« hätte also Frau Case sich bei uns über einen widerrechtlichen Nachdruck beschwert und unsere Hilfe gegen diese Art von Apachenjournalistik angerufen, gleichzeitig aber den fraglichen Artikel zum Originalpreise dem ‚Neuen Wiener Journal‘ überwiesen. Einige Kenntnis unserer Pappenheimer hat uns vor einer verfrühten Entrüstung über Frau Case geschützt. Wir sandten der Dame den Brief des Herrn J. Lippowitz mit der Bitte um Rückäußerung ein und erhielten am 30. März folgende Antwort: »Nein, das geht doch wirklich über alle Erwartungen. Ich bin starr! Diese dreiste Lüge ist geradezu empörend! Hier haben sie meine feierliche Erklärung über den wahren Tatbestand der Angelegenheit: Es ist mir gar nicht eingefallen, dem ‚Neuen Wiener Journal‘ den für die ‚Frankfurter Zeitung‘ als Originalartikel eingesandten Beitrag »Eine Seelenleserin« anzubieten. Dergleichen »journalistische« Streiche liegen mir fern und gehören nicht zu der Schule, aus der ich stamme. Als schlagender Beweis aber für meine Korrektheit in dieser Angelegenheit dient doch die Tatsache, daß ich selber Ihre Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit lenkte.« Wir haben auch keinen Moment an der Korrektheit von Frau Case gezweifelt, wohl aber war es uns von vornherein klar, daß Herr Lippowitz mit seiner Behauptung verblüffen wollte, wohl unter der Voraussetzung, daß Frau Case als gelegentliche Mitarbeiterin des ‚Neuen Wiener Journal‘ nicht den Mut haben werde, ihre Ehre zu verteidigen und ihren »Brotgeber« öffentlich zu überführen. Herr Lippowitz hat sich in dieser Annahme geirrt. Wir übergeben den ganzen Akt der Öffentlichkeit und erklären damit Herrn Lippowitz als für uns erledigt.

* * *

Ein Bezirksrichter hat den Ausspruch getan: »Die sittliche Gefährdung ist genügend erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist.« Der Ausspruch entstammt einem heillosen Optimismus. Denn die sittliche Gefährdung ist leider ganz und gar nicht erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist. Und tief traurig ist, daß sich die Ballerinen im ‚Extrablatt' entrüsten, anstatt dem Richter für das Kompliment zu danken. Die Ballerinen wollen aus der Hausbackenheit, zu der sie ihr Beruf verurteilt, nicht herauskommen. Sie sind stolz darauf, dem Leben so fremd gegenüberzustehen, wie ein Bezirksrichter. Der hat wahrhaftig keine Ahnung von diesen Dingen, wenn er einer Angeklagten sagt: »Hätten Sie Ihre Tochter nicht mit acht Jahren zum Ballett gegeben! Da ist ja die sittliche Gefährdung bei den Haaren herbeigezogen.« Wenn eine Mutter es darauf abgesehen hätte, die letzten Funken sinnlichen Temperaments in ihrer Tochter auszutreten, sie täte nichts besseres, als diese mit acht Jahren zum Ballett zu geben. Auf solidere Art kann eine ihre Weiblichkeit nicht verbrauchen, als durch den Tanz. Das versteht freilich der Philister nicht, den ein fliegender Rock ins Elysium entrückt, und der nicht ahnt, daß ein Eiszapfen darin steckt. »Ja, so sind sie, ja, so sind sie, die Damen vom Ballett!«: wenn sie nicht einen Tugendbund gründen, sind sie treu. Es gibt keine Klasse bürgerlicher Frauen, die es ihnen an geradezu lebensfeindlicher Ehrbarkeit gleichtun könnte. Sie verachten den Sinnentand. »Die Mitglieder des Balletts«, ruft eine Primaballerina, »die es ehrlich mit ihren künstlerischen Aufgaben nehmen, haben zu viel zu tun, um sich in Niedrigkeiten zu verlieren.« Stolz bekennt sie, sie für ihre Person habe »weder die Sittlichkeit in Italien noch in Frankreich und auch nicht in Wien aus dem Gleichgewicht gebracht«. Ballerinen lieben nicht, sondern tanzen. Auch das erweckt manchmal unsittliche Erwartungen, aber umso ehrenvoller ist dann die Enttäuschung, die man den Männern zuteil werden

läßt. Und je mehr Männer eine nicht interessiert hat, umso großartiger kommt sie sich vor. Eher könnte man Pfaffen der Gottlosigkeit beschuldigen, als Balerinen der Unmoral.

* * *

(Hof- und Personalnachrichten.) Ein Maler, der das Hauptverdienst an der künstlerischen Ausgestaltung des Festzugs haben wird, wird schon heute in den Zeitungen Professor genannt. Ein Anachronismus also. Hoffentlich werden solche Verstöße gegen die historische Wahrheit wenigstens bei den Kostümen vermieden sein. — Handelsminister Fiedler hat dem Kaiser die Ernennung von acht Ministerialräten unterbreitet und durch einen Hinweis auf das Jubiläum begründet, worauf der Kaiser bemerkte: »Ich glaube, die Herren nützen die Sache zu sehr für sich aus. Es sollte etwas für die unteren Rangsklassen geschehen.«

* * *

Ich habe im ‚Neuen Wiener Journal' diese Notiz gefunden:

(Die Ermordung des Grafen Potocki) hat die größte Aufregung hervorgerufen. Das größte Aufsehen in allen Kreisen der Bevölkerung erregen auch die künstlerischen tadellosen Arbeiten der Kunstanstalt »Photographie-Palast« (II. Bezirk u. s. w.), der es gelungen ist, sich mit Hilfe ihres Mottos »Erstklassige Leistungen, Preise konkurrenzlos« das allgemeine Vertrauen zu erwerben.

Nun, photographische Darstellung des Leichenbegängnisses eines ermordeten Statthalters: das wäre die Grenze, bis zu der die Intimität des Geschäftssinns mit einem Ereignis gehen könnte. Hier aber ist der tote Statthalter als Sandwichman verwendet. Daß sich ein Journalismus, dem solche Neuerung geglückt ist, gegen das Wort »Saubengel« verwahrt, ist immerhin ein Beweis von Zartgefühl.

* * *

Ein Blatt hat, weil die Dummheit immer noch überboten werden kann, eine Rundfrage nach dem

schönsten Wiener Lied gestellt, und eine Sängerin hat geantwortet, am liebsten sei ihr das Lied:

Du guater Himmelvoder
I brauch kein Paradies
I bleib viel lieber doder
Weil mei Wien für mi 's Himmelreich is.

Richtig, das ist's! Ich habe lange doder gelebt, aber die Formel für die Gräßlichkeit des Doderseins nicht gefunden. Das ist's also. Und ich frage ernsthaft, ob man in einer Stadt leben kann, in der sich »Vater« auf »da« reimt.

K. K.

Die Forum-Szene.*)

Wenn Deutschlands Genius ein Cäsar ist, dessen großes Herz brach und dessen Leichnam noch von den Wunden blutet, die die Verräterwaffe ihm geschlagen hat, so ist Einer da, der auf offenem Forum sich mit dem löcherigen Mantel einer toten Pracht drapiert. Einer, der mit kaltem Pathos, aufgewärmten Reminiszenzen und einer Gebärde der Innerlichkeit, die Steine verhärten und Gehirne erweichen könnte, immerzu »ausspricht, was ist«. Einer, der beinahe das Vaterland gerettet hätte, dessen publizistisches Programm jedoch lautet: »Nun wirk' es fort — Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!« Einer, der sich als Vollstrecker eines politischen Testaments aufspielt, die Verschwornen ein Grüppchen nennt und den Brutus und Cassius bloß nachweisen kann, daß sie ehrenwerte Männer sind. Aber keinen Augenblick lang wäre das Volk von Rom im

*) Diese Satire ist im zweiten April-Heft der Zeitschrift ‚März' erschienen.

Banne eines Mark Anton gestanden, der den Vorwurf politischer Zweideutigkeit durch die Behauptung hätte stützen wollen, daß sie alle, alle normwidrig sind, und daß zumal Portias Bettgenoß in schwierigen Lagen seinen Mann nicht gestellt hat. Er hätte sich mit diesem Versuch in den Augen des letzten Plebejers gerichtet, er hätte den ganzen Kredit eingebüßt, den ihm die Erinnerung verschaffen mochte, daß Cäsar ihm am Lupercusfeste dreimal ein Vanilleneis angeboten hat. Und im günstigsten Fall konnte er sich nur durch eine undeutliche Ausdrucksweise den Folgen seines Wagnisses entziehen. Wenn er etwa begonnen hätte:

Mitbürger! Freunde! Nachfahren der im Tiberbezirk von der Wölfin Gesäugten! hört mich an! Cäsarn in die Grube zu senken, nicht mit blinkender Rede ihm seines Wirkens bleibende Spur zu zeichnen, bin ich vor euch, die der Volkheit Wollen eint, getreten. Was Menschen Übles tun, trägt ins Gedenken noch die Viruskraft, wenn mit dem längst verdorrten Leib frommen Handelns Erinnerung die Scholle fühllos deckt. (Fühllos? Die im Frühlenz Erneute läßt menschlicher Kurzsicht den mit leiser Tröstung sänftigenden Kinderglauben der Wiederkehr). So sei es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus hat euch, da er mit flinkem Finger den Schwichtigunggrund gefunden wähnte, gesagt, daß Herrschsucht ihm, der gleißende Wurm, am Ziel noch ungesättigt, aus dem Auge sah. Wenn dies erweislich wahr ist, kein Rügewort könnte den sichtbaren Fehl so schmerzvoll treffen, wie ers trotz einem Tag vor Tag an die res publica gebundenen Daseinsinhalt verdiente. Und das grause Ende, das diesem Leben ein Grüppchen der vom Volk Abgeordneten bereitet hat, würde auch den im politischen Handlungdrang noch nicht völlig gewirrten Sinn ein von Dike selbst befohlenes Werk dünken. Hier, mit des Cajus Titus Ämilius Marcus Brutus Willen und der Andern (denn Brutus ist, soweit das Urteil der im Geltungbereich der Sitte

Wohnenden zum Ansehn hilft, ein der Ehren, die in der Siebenhügelstadt auch geringern Könnern heut die Stirn beglänzen, werter Mann; und neben ihm, mit ihm, sind alle, die gleiches Hoffen bindet, gleicher Erfüllung wert) — —

Zwischenrufe: »Das Testament! Das Testament!« wären schon an dieser Stelle laut geworden. In dem losbrechenden Lärm versucht Redner vergebens sich unverständlich zu machen. Man merkt nur, wie er sich um die kürzeste Bezeichnung der Stadt Rom herumdrückt, und hört eine Geschichte von der dem Hirtengott bereiteten Wolfsfeier, worunter das bekannte Lupercusfest gemeint sein will. Endlich verschafft er sich Ruhe, nennt Cassius einen stillen Mächler und behauptet, daß das Plänchen zur Beseitigung Cäsars von Männern geschmiedet sei, die diesen Namen nicht verdienen, weil ihnen ein kränkliches Wesen eigne, und die politisch gefährlich seien, weil sie, denen der Willenskanal doch nicht völlig verstopft ist, auf ihren warmen Plätzchen flink ein Weltrühmchen erhaschen möchten. Da diese Anspielungen niemand versteht, halten alle den Redner für den Retter des Vaterlands und ahnen nicht, daß eine enttäuschte Frau hinter ihm steht, eine von jenen, die in der Politik schon einmal ohne Dank sich betätigt haben, als sie nämlich das Kapitol retteten. Darum entschließt sich Mark Anton zu einer deutlicheren Sprache. Von einem der römischen Feldherren werde offiziell zugegeben, er habe seinen Burschen Lucius »unzüchtig berührt«. Solch beschönigender Darstellung gegenüber hält er es für seine Pflicht, nicht nur anzudeuten, sondern auszusprechen, was ist, und nachdem er in Parenthese bemerkt hat: »Nur berührt? Er hat ihn geküßt und versucht, ihm den Chiton herunterzureißen«, bekennt er sich zu einer Tat, auf die ein Repräsentant der Kultur seines Volkes wahrhaft stolz sein kann: »Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verführer junger Soldaten erwirkt. Durch

Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Überführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt«. Und leicht sei es ihm nicht geworden. Der Gedanke an das Schicksal dieser Männer (Männer?) ließ ihn »manche Nacht im Fieber«, das man ursprünglich für eine Begleiterscheinung der Pleuritis hielt, »durchbeben; der grause, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat« . . . Das Volk von Rom merkt sofort, daß man es hier mit einem Willensmenschen von säkularer Größe zu tun habe, der aus freiem Antrieb die ganze Arbeit zu leisten imstande ist, für die ein Staatsanwalt bezahlt werden muß. Er kann sich gar nicht genug tun in der Anerkennung seines Verdienstes, in zwei flagranten Fällen ein Vergehen gegen das Strafgesetz nachgewiesen zu haben, nachdem in so vielen anderen Fällen bloß ein schäbiges normwidriges Empfinden und kein ausgewachsenes normwidriges Handeln an den Tag gekommen war. »Daß Zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hatten, vernichtet werden konnten und allen Soldaten von berufenen Warnern jetzt die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt!« — —

Fünfzehn Jahrhunderte später rief Hutten: »Ich habs gewagt!«, aber durch die Zeitalter schwoll das Pathos der sittlichen Überzeugung dermaßen an, daß es sich schließlich bei einem Berliner Publizisten, der sich sonst nur auf den alten Bismarck zu berufen pflegte, im Ausruf Luft machte: »Schon der alte Gehlsen hat gesagt, der Graf L. habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben.« Deutschland stand damals auf der Höhe der kulturellen Entwicklung, die christliche Moral hatte seit der Pilatusfrage nach der Wahrheit ungeheure Fortschritte gemacht und war endlich bis zur Suche nach dem »Erweislich

Wahren« im Geschlechtsleben des Nebenmenschen gelangt. Es war der Weg, an dessen Anfang die Worte »Es ist vollbracht!« und an dessen Ziel die Worte »Es ist erreicht!« standen.

Karl Kraus.

* * *

Menschenwürde.*)

Die Stellung des Künstlers zur Menschheit ist noch immer nicht geklärt. Entweder ist ihre Würde in seine Hand gegeben oder es faßt ihn ihr ganzer Jammer an. Fühlt er aber die Identität dieser beiden Möglichkeiten, so macht er sich unmöglich. Ich habe mich viel und eingehend mit der Menschenwürde beschäftigt, habe in meinem Laboratorium die verschiedensten Untersuchungen darüber angestellt und muß bekennen, daß die Versuche in den meisten Fällen schon wegen der Schwierigkeit der Beschaffung des Materials kläglich verlaufen sind. Die Menschenwürde hat die Eigentümlichkeit, immer dort zu fehlen, wo man sie vermutet, und immer dort zu scheinen, wo sie nicht ist. Der Fähigkeit gewisser Tiere, die Gestalt lebloser Körper oder Pflanzen anzunehmen, welche man Mimikry nennt und die die Natur erfunden hat, damit sie ihre Verfolger zum Narren halten können, entspricht beim Menschen die sogenannte Würde. Er zieht ein Kleid an und stellt sich in Positur. Der Hauptmann von Köpenick aber war es, der dieser unterhaltlichen Schutzvorrichtung selbst wieder einen Possen gespielt und die menschliche Mimikry entlarvt hat; als er mit Würde daherkam, ergab sich die Würde, als er mit Trommeln und Pfeifen einzog, ging die Autorität flöten, und darum ist es begreiflich, daß er jetzt in einem Zuchthaus an der Schwindsucht sterben muß. Man sagt, er habe sich bloß den Scherz einer Verkleidung erlaubt; aber in Wahrheit hat er mehr getan, er hat die Verkleidung eines

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Ernstes enthüllt. Wenn ein Shakespearescher König wahnsinnig wird, so benützt er die Gelegenheit, um Weisheiten auszusprechen, die man ihm sonst übelnähme; man würde ihn für verrückt halten. Auch der Narr ihm zur Seite genießt die Vorteile seiner Stellung: nähme man ihn ernst, man ließe sich von ihm auch nicht die kleinste Wahrheit gefallen. Er darf seinen König einen Narren nennen, der König darf die Behauptung wagen, daß man »dem Hund im Amt gehorcht«, und der Schuster in der Uniform kann beweisen, daß der Hund im Amt dem Schuster in der Uniform gehorcht. Einem Mann, der lange Zeit im Kostüm eines persischen Generals die höchsten Kreise einer Residenzstadt zu seinem eigenen Besten gehalten hatte, kam man endlich darauf, daß er eigentlich gar kein persischer General oder, wenn er einer sei, daß er noch avancieren müßte, um den Rang eines europäischen Korporals zu erreichen. Jener wahnsinnige König hat sofort die Wahrheit erkannt; denn er sagte: »Euch, Herr, halte ich als einen meiner Hundert; nur gefällt mir der Schnitt eures Habits nicht. Ihr werdet sagen, es sei persische Tracht; aber laßt ihn ändern.« Wenn er ihn nun ändern läßt und sich etwa zur Uniform des Schweizer Admirals aus »Pariser Leben« entschließen sollte, wird er darum nicht weniger beliebt sein. Die Menschenwürde, mag sie selbst als Takowa-Orden verliehen oder als päpstliche Jubiläumsmedaille um den Hals gehängt werden, sie gewährt in allen Formen Schutz vor Verfolgung und bringt den Respekt jener ein, die noch nicht auf die Idee verfallen sind, sie sich zu verschaffen. Die Würde, die das wahre Verdienst einst um den Vermittlungspreis bekam, ist jetzt unter dem Herstellungspreis zu haben. Vorbei die Zeiten, da ein Gregers Werle mit der idealen Forderung umherging, die Medaillen, die die Bahnhofportiers auf der Brust tragen, müßten revidiert werden. Heute schafft der Besitz die Berechtigung. Früher hatten die Hochstapler von der Dummheit gelebt;

jetzt bereichert sich die Dummheit auf Kosten der Hochstapler und beutet sie in der rücksichtslosesten Weise aus. Denn die Menschenwürde verleitet zur Erzeugung falscher Ehrenzeichen und wenn der Schwindler eine Zumutung zurückweist, dem Dummen gelingt es stets noch, ihn zu überlisten. Vor allem aber wollen die Leute einen Titel hören, unter dem sie sich nichts vorstellen können. Man kann dem hochmütigsten Beamten den Fuß auf den Nacken setzen, wenn man ihm sagt: »Ich bitte mir diesen Ton aus, Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Exhibitionist bin!« Die Menschenwürde hat die Eigenschaft, sich selbst so zu imponieren, daß sie sofort nachgibt, wenn sie aufbegehrt. Ich kenne eine Stadt, in der sie an jeder Straßenecke solche Siege feiert. Auch dort hat jetzt Gottseidank ein Kutscher die gleichen politischen Rechte wie ein Baron, aber wenn er ihn zum Wahllokal befördert hat, so sagt er zu ihm: »Küß die Hand, Euer Gnaden!« Als der Staatswagen dahintorkelte, riß das Volk die Tür auf. Aber es stellte sich heraus, daß es nur Wagentürl-Aufmacher waren. Man fragte sie, was sie wollten, und sie sagten: »Euer Gnaden, wissen eh!« Sie wollten ein Trinkgeld, man gab ihnen die Menschenwürde, und sie brummten: »So a notiger Herr! ...« Ich habe eine wahre Hochachtung vor dem Menschenrechte der Freiheit, so sehr, daß ich der Freiheit das volle Recht auf die Menschen zuerkenne, die sie verdient. Ich habe eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den politischen Rechten; wenn aber der Absolutismus des Trinkgelds nicht abgeschafft ist, so glaubt das Volk, ein Achtundvierziger sei die Rufnummer eines Fiakers, und ein Unnummerierter ist doch mehr. Ich kenne einen Hoflieferanten, der sich ins Privatleben zurückgezogen hat, nicht ohne daß ihm der Verkehr mit den hohen Herrschaften, die er bedient hatte, zu Kopf gestiegen wäre. Er benimmt sich noch heute in jeder Lebenslage so, als ob er eine Lieferung für die Königin von Hannover zu effektuieren hätte. Die

geheimsten Wünsche und Beschwerden des Bürgerherzens kommen ans Tageslicht, und als er einmal in einem öffentlichen Lokal eines leibhaftigen Aristokraten ansichtig wurde, verbeugte er sich und rief: »Zu Füßen des Herrn Grafen, zu Füßen!« Es war mir wie die Vision eines unblutig niedergeworfenen Aufstandes. Ein radikales Gemüt kann wieder auf Lebenszeit von einer Leitartikelphrase verwirrt werden. Ich glaube, daß die Politik immer entweder daran krankt, daß die Ideen aus kleinen Köpfen in kleinere Herzen oder aus kleinen Herzen in kleinere Köpfe übergehen. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, dann bekommt er die Masern, dann die Würde, und mit der weiß er schon gar nichts anzufangen. Ausgenommen, wenn er Kartellträger wird. Das ist nämlich die einzige Situation, in der der Philister herumgeht, als ob er der Mandatar der Vorsehung wäre. Weh dem, der ihn in dieser Würde nicht ernst nimmt, er erhebt sich mit einem »Pardon, dann hab ich hier nichts mehr zu suchen!«, und das Protokoll, die Reinschrift der Würde, ist fertig. Wenn nicht hin und wieder ein Kommis fixiert würde, wir wüßten nichts von den ehernen Gesetzen, die uns an das Schicksal binden. »Würde« ist die konditionale Form von dem, was einer ist. Wenn aber Würde nicht wäre, gäbs keine Würdelosigkeit. Sie provoziert die Gaffer, und wo Gaffer sind, stockt der Verkehr. Die Überwindung der Menschenwürde ist die Voraussetzung des Fortschritts. Ich habe sie in allen Situationen gesehen. Sie glaubte sich unbeobachtet, und ich sah, wie ein Kellner vor einem Trinkgeld, das ein Gast auf dem Tisch zurückgelassen hatte, sich verbeugte und »Ich danke vielmals« sagte. Ein anderes Mal bemerkte ich, wie er sich bückte, um eines Kreuzers, der in einen Spucknapf gefallen war, habhaft zu werden. In einem doppelten Symbol faßte mich der Menschheit ganzer Jammer an. Wo ist die Menschenwürde? fragte ich. Jener verstand schlecht, glaubte, ich verlange eine abgegriffene illustrierte Zeitung, und sagte: Bedaure, sie ist in der Hand!

Karl Kraus.

Tagebuch.

Ich und meine Öffentlichkeit verstehen uns sehr gut: sie hört nicht, was ich sage, und ich sage nicht, was sie hören möchte.

*

Das Talent ist ein aufgeweckter Junge. Die Persönlichkeit schläft länger, erwacht von selbst und gedeiht darum besser.

*

Wenn ich sicher wüßte, daß ich mit gewissen Leuten die Unsterblichkeit zu teilen haben werde, so möchte ich doch eine separierte Vergessenheit vorziehen.

*

Ich bin jederzeit bereit, was ich einem Freunde unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteile, zu veröffentlichen.

*

Geheimnisse vor Einzelnen müssen nicht Geheimnisse vor der Öffentlichkeit sein. Bei dieser sind sie besser aufgehoben, weil man hier selbst die Form der Mitteilung bestimmt. Wem die Form den Inhalt bedeutet, der gibt das Wort nicht aus der Hand. Er kann sich getrost Geheimniskrämerei oder äußerste Schamlosigkeit vorwerfen lassen, oder beides zugleich.

*

Ich kann mit Stolz sagen, daß ich Tage und Nächte daran gewendet habe, nichts zu lesen, und daß ich mit eiserner Energie jede freie Minute dazu benützte, mir nach und nach eine enzyklopädische Unbildung anzueignen.

*

Sittlichkeit hilft immer. Ein diebisches Dienstmädchen droht, sie werde der Polizei erzählen, daß die Dame Herrenbesuche empfange, und entgeht der Anzeige. Die Moral ist ein Einbruchswerkzeug, das den Vorzug hat, daß es nie am Tatort zurückgelassen wird.

*

Wenn Frauen, die sich schminken, minderwertig sind, dann sind Männer, die Phantasie haben, wertlos.

*

Kosmetik ist die Lehre vom Kosmos des Weibes.

*

Die Frauen haben wenigstens Toiletten. Aber womit decken die Männer ihre Leere?

*

Nacktheit ist wahrhaftig kein Erotikum, sondern Sache eines Anschauungsunterrichts. Je weniger eine an hat, umsoweniger kann sie der kultivierten Sinnlichkeit anhaben.

*

Kunstwerke sind überflüssig. Es ist zwar notwendig, sie zu schaffen, aber nicht sie zu zeigen. Wer Kunst in sich hat, braucht den stofflichen Anlaß nicht. Wer sie nicht hat, sieht nur den stofflichen Anlaß. Dem einen drängt sich der Künstler auf, dem andern prostituiert er sich. In jedem Fall sollte er sich schämen.

*

Auch mir wird manchmal Trost und Freude. Wenn mir nämlich einer schreibt, daß ich sie ihm bereitet habe.

*

Preußen: Freizügigkeit mit Maulkorb. Österreich: Isolierzelle, in der man schreien darf.

*

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff und haben sich vorher am Speck den Magen verdorben. Das gilt vom Anhang und vom Stil eines deutschen Publizisten.

*

Um Verwechslungen vorzubeugen, unterscheidet der Wiener: »ißt« und »is«.

*

Deutsche Literaten: Die Lorbeern, von denen der eine träumt, lassen den andern nicht schlafen. Ein anderer träumt, daß seine Lorbeern wieder

einen andern nicht schlafen lassen, und dieser schläft nicht, weil der andere von Lorbeern träumt.

*

Die Schauspielkunst sollte sich wieder selbstständig machen. Der Darsteller ist nicht der Diener des Dramatikers, sondern der Dramatiker ist der Diener des Darstellers. Dazu ist freilich Shakespeare zu gut. Wildenbruch würde genügen. Die Bühne gehört dem Schauspieler, und der Dramatiker liefere bloß die Gelegenheit. Tut er mehr, so nimmt er dem Schauspieler, was des Schauspielers ist. Die Dichtung, der das Buch gehört, hat seit Jahrhunderten mit vollem Bewußtsein an der Szene schmarotzt. Sie hat sich vor der Phantasiearmut des Lesers geflüchtet und spekuliert auf die des Zuschauers. Sie sollte sich endlich der populären Wirkungen schämen, zu denen sie sich herbeiläßt. Kein Theaterpublikum hat noch einen Shakespeare-Gedanken erfaßt, sondern es hat sich stets nur vom Rhythmus, der auch Unsinn tragen könnte, oder vom stofflichen Gefallen betäuben lassen. »Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff«: damit kann ein Tragöde so das Haus erschüttern, daß jeder glaubt, es sei von Sophokles und nicht von Wenzel Scholz. Heil Alexander Girardi, der in der Wahl unliterarischer Gelegenheiten seine schöpferische Selbstherrlichkeit betont!

*

Auch der Maler ist auf der Bühne als eine dort nicht beschäftigte Person zu behandeln. Das literarische und malerische Theater ist ein amputierter Leichnam, dem betrunkene Mediziner den Arm eines Affen und das Bein eines Hundes angesetzt haben. Wenn auf der Bühne die Dichter und Maler hausen, dann bleibt nichts übrig, als Schauspielkunst in Bibliotheken und Galerien zu suchen. Vielleicht haben sie die Hanswurste der Kultur dort inzwischen eingeführt.

*

Endlich sollte einmal zu lesen sein: Die Ausstattung des neuen Stückes hat alles bisher Übertroffene geboten.

*

Man gewöhne sich daran, die Frauen in solche zu unterscheiden, die schon bewußtlos sind, und solche, die erst dazu gemacht werden müssen. Jene stehen höher und gebieten dem Gedanken. Diese sind interessanter und dienen der Lust. Dort ist die Liebe ein Opfer; hier ein Akt der Feindseligkeit.

*

Mit Frauen muß man, wenn sie lange fort waren, Feste des Nichtwiedererkennens feiern.

*

Er hat sie mit Lustgas betäubt, um eine schwere Gedankenoperation an ihr vorzunehmen.

*

Ihr Gatte erlaubt ihr, Theater zu spielen — die Bohême hätte ihr nicht erlaubt, verheiratet zu sein. Also ist in der Gesellschaft noch immer mehr Freiheit als in der Bohême, die ihre unumstößlichen Gesetze hat.

*

Zwei haben nicht geheiratet und leben seit damals in einer Art gegenseitiger Witwerschaft.

*

Die Schätzung einer Frau kann nie gerecht sein; aber die Über- oder Unterschätzung geschieht immer nach Verdienst.

*

Kann man aus der Büchse der Pandora auch eine Prise Schnupftabak nehmen? Wohl bekomm's, mein Freund!

*

Hysterische soll man vorsichtshalber vor einer Operation, die an einem andern ausgeführt wird, narkotisieren. Und um ihnen jeden Schmerz zu ersparen, auch vor einer Operation, die an dem andern nicht ausgeführt wird.

*

Was war doch der bayrische König, der allein im Theater saß, ein Freund der Geselligkeit! Ich würde auch selbst spielen.

*

Ich sehe durch ein Fenster und der Horizont ist mir durch ein Laffengesicht verlegt. Das ist tragisch. Ich habe nichts dagegen, daß es abscheuliche Gesichter gibt. Aber warum hat es die Natur mit den Gesetzen der Optik so eingerichtet, daß ein vorgehaltener Spazierstock einen Menschen und — was schlimmer ist — ein Mensch einen Hintergrund verdecken kann? Wenn der optische Effekt eines Scheusals nur den Raum einnähme, den das Scheusal einnimmt, man könnte zufrieden sein. Aber er nimmt einen breiteren Raum ein. Das hat die Optik schlecht gemacht. Die Lichtstrahlen dienen nur der Vermehrung des Menschenhasses.

*

Höchster Überschwang der Gefühle: Wenn Du wüßtest, welche Freude Du mir mit Deinem Kommen bereitest — Du tätest es nicht, ich weiß, Du tätest es nicht!

*

Ich stehe immer unter dem starken Eindruck dessen, was ich von einer Frau denke.

*

Aller Spott über Schauspielereitelkeit, Applausbedürfnis und dergleichen ist philiströs. Die Theatermenschen brauchen den Beifall, um besser zu spielen; und dazu genügt auch der künstliche. Das Glücksgefühl, das mancher Darsteller zeigt, wenn ihm die applaudieren, die er dafür bezahlt hat, ist ein Beweis von Künstlerschaft. Kaum einer wäre ein großer Schauspieler geworden, wenn der Claquechef ohne Hände auf die Welt gekommen wäre.

*

Talent haben — Talent sein: das wird immer verwechselt.

*

Wenns die Religion gilt, so erzählt mir ein Orientreisender, gibts keinen Bakschisch. Im Abendland kann man das auch der liberalen Presse nachsagen.

*

Nicht Jeder, der von einer Frau Geld nimmt, darf sich deshalb einbilden, ein Strizzi zu sein.

*

Kein Zweifel, der Hund ist treu. Aber sollen wir uns deshalb ein Beispiel an ihm nehmen? Er ist doch dem Menschen treu und nicht dem Hund.

*

Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr ist eine Börsenusance.

*

Im Dunstkreis des Geschmacks jüdischer Anekdoten war der Selbstmord eine unbekannte Pointe. Soll die gute Gesellschaft den Glauben an ihre Lustigmacher verlieren? Sie sagten, er müsse die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen haben. Aber am Ende war sie in einem Anfall von geistiger Klarheit begangen. Die Lustigmacher überlegen sichs manchmal anders. In solch einem könnte so viel Leben gewesen sein, daß er das eine unbedenklich hingeben durfte. Das heißt gewiß, ihn überschätzen; aber nicht jeder ist wert, überschätzt zu werden. Selbstmord kann das Aderlassen einer Vollblutnatur bedeuten. Die gute Gesellschaft, die der Lederbranche näher steht als dieser Auffassung, dürfte der ungünstigen Konjunktur die ganze Schuld geben. Ich habe ihn nur von fern gekannt, bin deshalb zum Urteil berufen. Sein Blick gefiel mir, denn der hatte nichts vom Krämer oder Kunden. Ich glaube, es war Einer, der dem Leben nichts herunterhandelt und dem es nichts herunterhandeln kann. Das schafft zu jeder Zeit glatte Rechnung. Es mag Lederhändler geben, die sentimentaler sind. Aber wenn es ein Ziel dieser schäbigen Tage ist, mit Ziegenhäuten Glück zu haben, so könnte sich schon Einer, der kein Glück damit hatte, der Betrachtung empfehlen. Und wer sich so

ruhig den Mund von den Genüssen des Lebens abwischt, um ihn für immer zu verschließen, hebt sich von den Tafelgenossen ab; und wer sich nur vom Gewimmel der Wohlhabenden unterschied, denen der Schneider die Kultur und der Sportlehrer die Persönlichkeit beibringt, den soll man sich merken. Überhaupt werde ich den Verdacht nicht los, daß einer schon ein Kerl sein muß, wenn ihn das heutige Leben zu Fall bringen soll. Was Feuer hat und einen leichten Zug, verbrennt. Nur Männer ohne Mark und Weiber mit Hirn sind der sozialen Ordnung gewachsen.

*

Daß eine Frau bei näherer Betrachtung verliert, ist ein Vorzug, den sie mit jedem Kunstwerk gemein hat, an dem man nicht gerade Farbenlehre studieren will. Nur Frauen und Maler dürfen sich untereinander mikroskopisch messen und ihre Technik prüfen. Wen die Nähe enttäuscht, der verdient es nicht besser. Solche Enttäuschungen lösen ihm die Rosenketten des Eros. Der Kenner aber versteht es, sie erst daraus zu flechten. Ihn enttäuscht nur die Frau, die in der Entfernung verliert.

*

Es kann aber eine Wohltat der Sinne sein, von Zeit zu Zeit einem komplizierten Räderwerk nahezustehen. Die Anderen sehen nur das Gehäuse mit dem schönen Ziffernblatt; und es ist bequem, zu erfahren, wie viel's geschlagen hat. Aber ich habe die Uhr aufgezogen.

*

»Sich keine Illusionen mehr machen«: da beginnen sie erst.

*

Den Inhalt einer Frau erfaßt man bald. Aber bis man zur Oberfläche vordringt!

*

Man muß das Temperament einer Schönen so halten, daß sich Laune nie als Falte festlegen kann.

Das sind Geheimnisse der seelischen Kosmetik, deren Anwendung leider die Eifersucht verbietet.

*

Künstler haben das Recht, bescheiden, und die Pflicht, eitel zu sein.

*

Wenn der Dieb in der Anekdote stehlen geht, so hält ihm der Wächter das Licht. Eine solche Situation ist auch den Frauen nicht unerwünscht.

*

Wer nicht will, hat schon. Wer nicht will, wird erst. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen Mann und Weib.

*

Ihre Brauen waren Gedankenstriche — manchmal wölbten sie sich zu Triumphbogen der Wollust.

*

Unter Dankbarkeit versteht man gemeinhin die Bereitwilligkeit, lebenslänglich Salbe aufzuschmieren, weil man einmal einen Ausschlag gehabt hat.

*

Die Schriftgelehrten können noch immer nur von rechts nach links lesen; so kommt es, daß sie Leben als Nebel sehen.

*

Vervielfältigung ist insofern ein Fortschritt, als sie die Verbreitung des Einfältigen ermöglicht.

*

Es herrscht Not an Kommis. Alles drängt der Sozialdemokratie und der Journalistik zu.

*

Der Zuhälter ist eine soziale Stütze der Frau. Verliert sie ihn, so kann es leicht geschehen, daß sie herunterkommt.

*

Nervenpathologie: Wenn einem nichts fehlt, so heilt man ihn am besten von diesem Zustand, indem man ihm sagt, welche Krankheit er hat.

*

»Der Besuch Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen in der Leipziger Zementindustrie in Markranstädt.« Oder: »Dr. Peters verläßt das Gerichtsgebäude« oder »Präsident Roosevelt auf dem Wege ins Weiße Haus«. Was immer es vorstellen mag, die Leute sehen aus, als ob sie nach mehrmonatiger Bettlägerigkeit die ersten Gehversuche machten. Und der Adjutant sieht dem König von Sachsen dabei genau auf die Füße und sagt: Eins, zwei, Majestät, eins, zwei, immer los, immer rin ins Vergniechen! Es wird schon gehen! (Er könnte auch vade-mecum, vade-mecum sagen, wie einst der sächsische Justizrat, der die Villa der Louise umschlich.) Und das deutsche Volk freut sich an dem Schauspiel, das in Wahrheit auf einer groben Fälschung beruht. Es mag ja interessant sein, zu sehen, wie die interessanten Leute gehen. Aber dann halte man sich an den Kinematographen. Ein einzelnes Momentbild zeigt nicht, wie der König von Sachsen geht, sondern bloß, daß sein Schuh eine Sohle hat. Das zu wissen, scheint freilich für das deutsche Volk auch wichtig zu sein.

*

Wenn ein Priester plötzlich erklärt, daß er nicht an das Paradies glaube und daß er diese Erklärung niemals widerrufen werde, dann ist die liberale Presse begeistert, deren Redakteure sich bekanntlich auch nicht ihre Überzeugung nehmen lassen. Aber würde nicht doch ein Verlegerpapst seinen Angestellten sofort a divinis entheben, der sichs einfallen ließe, vor den Lesern zu bekennen, er glaube an das Paradies? Es ist der widerlichste Anblick, den die Neuzeit bietet: ein vernunftbesessener Priester von Preßkötern umheult, denen er Adams Rippe zuwirft.

*

Die Modernisten sind die einzigen strenggläubigen Katholiken, die es noch gibt. Sie glauben sogar, daß die Kirche an die Lehren glaubt, die sie ver-

kündet, und glauben, daß es auf den Glauben derer ankomme, die ihn zu verbreiten haben.

*

Die Orthodoxie der Vernunft verdummt die Menschheit mehr als jede Religion. Solange wir uns ein Paradies vorstellen können, geht es uns immer noch besser, als wenn wir ausschließlich in der Wirklichkeit einer Redaktion leben müssen. In ihr mögen wir die Überzeugung, daß der Mensch vom Affen abstammt, in Ehren halten. Aber um einen Wahn, der ein Kunstwerk ist, wär's schade.

*

Kompilatoren sind Wissenschaftlhuber.

*

Besser, es wird einem nichts gestohlen. Dann hat man wenigstens keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei.

*

Ein Mann, dem in einem öffentlichen Lokal ein Winterrock abhanden kam, mußte oft zur Behörde. Der Beamte sagte zu ihm: »Beschreiben Sie den Täter!« Hat man das notwendig?

*

Das Wesen der Prostitution beruht nicht darauf, daß sie sichs gefallen lassen müssen, sondern daß sie sichs mißfallen lassen können.

*

Nur der liebt eine Frau wahrhaft, der auch eine Beziehung zu ihren Liebhabern gewinnt. Im Anfang bildet das immer die größte Sorge. Aber man gewöhnt sich an alles, und es kommt die Zeit, wo man eifersüchtig wird und es nicht verträgt, wenn ein Liebhaber untreu wird.

*

Die Frau spürt die Schmerzen nicht, die der Mann ihr zufügt. Der Mann sogar die.

*

Ein Dichter, der liest. Ein Anblick, wie ein Kellner, der speist.

*

Er beherrscht die deutsche Sprache — das gilt vom Kommis. Der Künstler ist ein Diener am Wort.

*

Zu seiner Belehrung sollte ein Schriftsteller mehr leben als lesen. Zu seiner Unterhaltung sollte ein Schriftsteller mehr schreiben als lesen. Dann können Bücher entstehen, die das Publikum zur Belehrung und zur Unterhaltung liest.

*

»Ich war gestern in Melk — das war a Wetter«, sagt einer plötzlich auf der Eisenbahn zu mir. »Der Eder soll g'storben sein, der kaiserliche Rat«, sagt einer plötzlich vom Nebentisch zu mir. »Großer Mann geworden!« sagt einer in etwas anderm Tonfall plötzlich auf der Elektrischen zu mir und zeigt nach einem, der soeben ausgestiegen und auf dessen Bekanntschaft er offenbar stolz ist. Ich erfahre also, ohne daß ich es verlangt habe, was im Innersten dieser Zeitgenossen vor sich geht. Daß ich ihre äußere Häßlichkeit schaue, genügt ihnen nicht. In den fünf Minuten, die wir die Lebensstrecke miteinander gehen, soll ich auch darüber unterrichtet werden, was sie bewegt, beglückt, enttäuscht. Das, und nur das ist der Inhalt unserer Kultur: die Rapidität, mit der uns die Dummheit in ihre Wirbel zieht. Auch wir sind von irgend etwas bewegt: aber hastdunichtgesehn sind wir in Melk, an der Bahre des Eder, in der Karrière des großen Mannes. Nie würde unsereinem eine ähnliche Wirkung auf den Nebenmenschen gelingen. Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer. Ich beschäftige mich gerade mit dem Problem der Gedankenübertragung, und hinter mir ruft's: »Fia—ker!« Solange ein Heurigenwirt und ein Schuster Plakate bleiben, wäre das Leben erträglich. In Gottesnamen, prägen wir uns ihre Gesichter ein! Aber plötzlich stehen sie vor uns, legen die Hand

auf unsere Schulter und wir brechen zusammen wie Don Juan, wenn die Statue lebendig wird.

*

Mein Wunsch, man möge meine Sachen zweimal lesen, hat große Erbitterung erregt. Mit Unrecht, Der Wunsch ist bescheiden. Ich verlange ja nicht· daß man sie einmal liest.

Karl Kraus.

Eulenburg.

»Jetzt wird es niemand mehr wagen, zu sagen, daß ich nichts gewußt habe!« Aus einem Münchener Gerichtszimmer rief er es sieghaft in die Welt. Ja, er hat etwas gewußt! Im Jahre 1883 hat der Fürst Eulenburg am Starnbergersee mit einem Fischerknecht — *er* hats gewußt! Ihr glaubt, daß er aufs Geratewohl die politische Gefahr an die Wand gemalt habe? Er *hats* gewußt! Er, der alles weiß, sollte nicht gewußt haben, daß im Jahre 1883 am Starnberger See —? Er hats *gewußt*! In Deutschland ist alles erweislich wahr, fest steht und treu die Wacht am Bett, und es braust ein Ruf wie Donnerhall: *Er hats gewußt*! . . . Und nicht dieser Herr Maximilian Harden, sondern der Fürst Eulenburg ist fertig. Nicht jenen, diesen richtet die Leitartikelwelt. Er hat zwar in einem abgekarteten Gerichtsverfahren nicht Gelegenheit bekommen, als Zeuge seine Kindheitserinnerungen zu fatieren. Aber es besteht die Hoffnung, ihn für meineidig zu erklären. Es war ein Gerichtsverfahren, in dessen

Verlauf der Vorsitzende vor den journalistischen Vertretern der ausgeschlossenen Öffentlichkeit das Wort sprach, diese Verhandlung werde »ein Markstein für Herrn Harden bleiben«. Es war ein Gerichtsverfahren, an dessen Schluß ein Angeklagter seinen Stolz bekannte, im Falle der Verurteilung »dem Rechte zum Siege verholfen zu haben«. Der Beleidigte und der Beleidiger gingen versöhnt in den Gerichtssaal, beide priesen die Objektivität des Vorsitzenden, der gegen einen abwesenden Fürsten, also tatsächlich ohne Ansehen der Person, verhandelte, und es kam ein ehrenvoller Ausgleich zustande, indem der Beklagte vorweg darauf verzichtete, die Bestechung des Herrn Harden zu beweisen, wogegen sich dieser bereit erklärte, in vollem Umfang den Beweis für die Päderastie des Fürsten Eulenburg zu führen. Und als der Fischerknecht sprach, »standen alle Zuhörer unter dem tiefen Eindrucke dieser sich dramatisch abspielenden Szene, und lebhafte Bewegung gab sich kund«. Aber die Spannung der zwischen Mark- und Bernstein spielenden Aktion löste sich in der frohen Hoffnung auf, den Fürsten Eulenburg wegen Meineids belangen zu können . . . Denn er hätte vor dem Berliner Landgericht bekennen sollen: Ja, ich gebe zu, daß im Jahre 1883 die Hose des Fischers Ernst einen Eindruck auf mich gemacht hat. Er schwor ausdrücklich, er habe »keine Schmutzereien« begangen, und dieser Aussage steht der Eid des Fischers Ernst gegenüber, Eulenburg habe mit ihm »Lumpereien« getrieben. Ein erkenntnisvoller Druckfehler in einer Wiener Zeitungsdepesche sagte sogar, der Fürst Eulenburg sei in München »der Sexualität beschuldigt« worden. Wahrhaftig, das kann in Deutschland heute jedem passieren. Jeder Sexualakt, auch der normalste, hat dort Meineid, Zuchthaus, Mord und Tod zur Folge. Die Verheerungen sind fürchterlich. Ganze Städte sterben aus, wenn einer einmal in ein unrechtes Bett gestiegen ist. Dort ist Sodom auf den Kopf gestellt; denn es wird zer-

stört, wenn auch nur einer gesündigt hat. Denn dort ist es erlaubt, vor Gericht den Sexualakt nach Art, Richtung und Intensität zu beweisen. In anderen Staaten gäb's in solchen Prozessen über einen lumpigen oder schmutzigen Eingriff ins Privatleben keine Zeugenaussagen. Oder die Zeugen dürften sich der Aussage entschlagen. Hätte sich freilich der Fürst Eulenburg in Berlin der Aussage entschlagen dürfen, so wäre der Eindruck für ihn ebenso »vernichtend« gewesen. Darum tritt immer klarer die abgrundtiefe Schmach einer Kriminalität zutage, die den Wahrheitsbeweis für Niederträchtigkeiten zuläßt, wie sie Herr Harden verübt hat. Gegenüber einer Kriminalität, die die Helferin der niederträchtigsten Niedertracht ist, jener, die an den Sexus greift, erscheint der Meineid als eine aus tiefster Ethik begründete Notwehr. Denn wenn ein Erpresser in Deutschland von einer verheirateten Frau schreibt, sie habe ein Verhältnis mit einem Offizier, so muß der Offizier unter Eid darüber aussagen. Sagt er die Wahrheit, so muß er sich erschießen. Sagt er die Unwahrheit, so muß er sich erschießen. Der Fischerknabe vom Starnbergersee ist inzwischen Großvater geworden, nützt nichts, er muß zugeben, daß er im Jahre 1883 —. Und der Fürst Eulenburg, der es nicht zugegeben hat, ist vor der im Rotationslärm triumphierenden Sittlichkeit schon heute ein gerichteter Mann. Herr Harden aber geht seiner »Rehabilitierung« entgegen. Denn es stellt sich heraus, daß er etwas gewußt hat. Der Kürassier Bollhardt — nun, da konnte die deutsche Kultur zweifeln. Aber der Fischer Ernst und der Milchhändler Riedl? Zwar, wer zuverlässiger ist, weiß man noch nicht, aber jedenfalls sind die Deutschen wieder einmal froh, daß sie zwei solche Kerle haben. Ich selbst muß zugeben, daß ich immer gefürchtet habe, Herr Harden werde nichts beweisen können. Jetzt da er daran ist, etwas zu beweisen, und jeder Drohung auch wirklich die Enthüllung folgen

läßt, sage ich: Wenn Deutschlands Dichter und Denker nach dieser Münchener Affäre, durch die es Herrn Maximilian Harden gelungen ist, die sexuellen Regungen des Fürsten Eulenburg aus dem Jahrgang 1883 vor Gericht zu stellen, wenn sie jetzt noch einmal die Feder in die Hand nehmen sollten, um einen Kulturträger zu verherrlichen, dann ist ihre Hand von ihrer Feder beschmutzt, man würde diese verachten und jene nicht mehr ergreifen! Wer in dem Ekel dieser Wahrheitsforschung nicht erstickt, wer es nicht fühlt, daß hier die Gemeinheit in dem Maße wächst, in dem sie die Wahrheit sagt, und daß auf geschlechtlichem Gebiete »Lumpereien« oder »Schmutzereien« nie der Täter und stets der Enthüller begeht, wer auch jetzt noch den hosenlatzspähenden Nachbarn für einen Feuergeist, den Nachttopfgucker für einen Übermenschen, den Verbündeten der Todfeindin unserer Freiheit, der Sexualmoral, für einen Vorkämpfer deutscher Kultur hält, den verachte ich tiefer als Herrn Maximilian Harden. Und dem deutschen Volk, das Gottes Wunder preist, weil die Wahrheit endlich ans Licht kommt, und das nicht ermüdet, die Dinge zu erfahren, über die es sich entrüsten kann, stelle ich eine neue Nationalhymne zur Verfügung:

Lieb Vaterland, halt hoch den Kopf,
Fest steht und treu die Wacht am Topf!
Durch Nacht zum Licht, man prüft und sagt:
Ich habs gewagt!

Nun sind es fünfundzwanzig Jahr,
Und doch ist es erweislich wahr!
Es braust ein Ruf aus Heldenbrust:
Ich habs gewußt!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 253 WIEN, 9. MAI 1908 X. JAHR

Die deutsche Schmach.

Berlin, 4. Mai: »Harden ist damit beschäftigt, die sofortige Verhaftung Eulenburgs an der Hand des Gesetzes zu begründen.«

Wenn ich mir von der entfesselten Tatsachenkanaille, die durch die deutschen Lande rast, Menschenopfer fordert und mit ihrem Brüllen die Musik des Gedankens übertönt, eine Gnade ausbitten darf, so wäre es die: von allen Worten, die ich seit einem Jahrzehnt gefunden, und die ungehört verhallt sind, weil es der deutschen Sprache bestimmt ist, an den Fängen der Rotationsmaschine stumm zu verbluten, von allen möge eines nur den Flug ins Weite nehmen, im Schweben stolz wie der preußische Adler, und wenn es niederfährt, eine Majestätsbeleidigung —: Das Wort von den Deutschen, die das Volk der Richter und Henker sind!

Denn in Deutschland gibt es keinen Beruf, in dem sie sich über allen bundesstaatlichen Zwist, über alle politische Parteiung, über alle Verschiedenheit von Kultur und Klasse so glücklich vereinten, und keinen Beruf gibt es, den sie alle so wenig verfehlt hätten, wie diesen. Ist einer Journalist, so schafft ihm eine Tat, ob der anderwärts einem Schlächter die Tränen über die Backen liefen, den Ruhm eines Schlachtensiegers. Ist einer ein Kaiser, und weilt er fern der Heimat, so versäumt er es doch nicht, täglich seine Direktiven an den blutigen Schauplatz zu senden. Und zwischen den Beiden ist Friede, denn es gilt einen Kampf gegen höhere Güter. Es gilt die große Parade der Sittlichkeit, bei der die Generale von den Feldwebeln wegen vorschriftswidriger Adjustierung ge-

tadelt werden. Es gilt das große Reinemachen der Bestialität, und da triumphiert zum erstenmal der Einheitsgedanke. Der Geisteskämpfer braucht sich nur unter die Straßenrufer zu stellen und mit einer von Woche zu Woche gesteigerten Deutlichkeit zu sagen, daß der sexuelle Habitus eines Flügeladjutanten von der vorgeschriebenen Uniform abweiche, und er geht durch alle Stadien eines patriotischen Martyriums als literarischer Heros leuchtend hervor. Aber wäre er zufällig Käsehändler, hätte er in seiner Kneipe Enthüllungen aus dem Geschlechtsleben eines Hochgestellten zum Besten gegeben und ginge die Kunde von Mund zu Mund, er wäre fortan der berühmteste Käsehändler. Die Sache will's! Das öffentliche Ärgernis, das in Deutschland entsteht, wenn zwei Leute ein Geheimnis miteinander haben, macht den berühmt, der es verriet, und der Schweinehund, der die Fenster eines Schlafzimmers aufgerissen hat, gilt für einen Lichtbringer. Denn die Sittlichkeit, deren Gebäude auf dem Lügengrund der Wahrheit steht, gehört zu den landesherrlichen Gütern der Demokratie. Sie war einst ein Vorurteil der höheren Stände, jetzt ist sie eine Überzeugung des Pöbels, der sie als Waffe gegen die älteren Besitzer nützt. Es gibt keinen höheren Hochgenuß, als vor der Tür des Höhergebornen kehren zu dürfen.

Und eine staatliche Gerechtigkeit, die zu solchen Genugtuungen hilft, ist wahrlich des Teufels! Der Grundsatz, daß Allen gleiches Recht werde, bedeutet vor einer Demokratie, deren Triumphgeheul über jeden Sündenfall des Adels die fürchterlichste Strafverschärfung bietet, den klaren Vorsatz zum Justizmord. Die Demokratie feiert den großen Sieg der Gesetzlichkeit, denn hier bekundet der Knecht, daß er das gleiche Recht habe wie der Fürst, und spuckt ihn aus Überzeugung an. Wie ein Hiesl nach dem andern ersteht, um zu schwören, daß er vor fünfundzwanzig Jahren von einem Edelmann »mißbraucht« worden sei, das ist vor deutschen Gerichten ein »ergreifendes und über-

zeugendes« Schauspiel. Fünfundzwanzig Jahre haben sie's getragen, sind durch den Mißbrauch, den sie mit ihren Leibern vornehmen ließen, »vermögende und hochangesehene Bürger Starnbergs« geworden; — plötzlich sagt man ihnen, es sei ein unsittlicher Gewinn, dem sie ihre Wohlhabenheit danken, und im Nu sind die Gerichtsstuben und Redaktionen mit bayrischen Hieseln gefüllt, die sogar »Details« zu melden wissen. Leugnet er, sie mißbraucht zu haben, so sind sie »entrüstet«. Es ist eine sittliche Läuterung der soeben Enthüllten zu Enthüllern, die ganz Deutschland mit tiefer Rührung erfüllt. Sie brachen unter der Wahrheit zusammen und erheben sich zur Anklage gegen den Mann, der sie durch Wohltaten so schwer geschädigt hat. Aber lebten wir in einer freudigeren Welt, wir würden Tränen lachen über dieses Haxenschlagen der Gerechtigkeit, und würden mit naivem Staunen fragen, welcher andern Verwendung der Leib eines Knechts denn würdig sei, der sich fünfundzwanzig Jahre an dem Glück des Mißbrauchtseins wärmt, um im erreichten Wohlstand gegen den Beglücker zu zeugen. Der hätte am Ende sterben können und das Geheimnis wäre nie an jenen Tag gekommen, dessen Sonne im Grunewald über das deutsche Land aufgeht! Noch den Leichnam werden sie schütteln, um vielleicht doch ein bisher unbekanntes Detail herauszubekommen ... Wo ist der deutsche Adel? Wäre die Sittlichkeit nicht ein Fluch, der alle Zungen lähmt, die Freunde des alten Mannes müßten es durchs Land rufen, daß sie ihm ihre Teilnahme nicht entziehen, und müßten gegen eine Gerechtigkeit aufstehen, die soziale Privilegien mit dem Haß des Pöbels ausgleicht. Gegen den Wahn eines Rechts, das mit gleichem Maß zu messen behauptet, wenn es den Hohen wie den Niedern stürzt, und den Unterschied der Fallhöhe nicht bedenkt und nicht die vertausendfachte Schmerzhaftigkeit eines Sturzes, den die in den Niederungen johlend erwarten. So weit

die deutsche Zunge reicht, lecken sie den Staub von einem Ritterstiefel, um bei gelegener Zeit ihm in die Ferse zu beißen. Es ist ein Otterngezücht, das im Schutz des Journalismus und aller Vorwände der Freiheit lebt. Es ist das moralische Kriechtier auf dem Boden der Tatsachenwelt, das zugleich ein Menschenglück vergiftet und die Phantasie einer Gesamtheit erdrosselt!

Was jetzt in Deutschland geschieht, ist ein Aufstand der Kammerdiener. So gut haben sie sich in zufriedenen Tagen nie bewährt, sich so offen nie als Domestiken gezeigt, wie jetzt, da sie sich verleugnen möchten. Von dem höchsten Repräsentanten der Unkultur bis hinunter zu dem Journalisten, der die ostelbischen Familien geistig ausschmarotzt und Moritz und Rina zuerst durch eine lächerliche Kopie kompromittiert hat, ehe er ihnen nachsagte, daß sie Blutschande treiben. Von dem Manne, der mit der Gebärde eines Herodes den Staub aufwirbelt, den seine Günstlinge von den Schuhen schütteln müssen, bis hinunter zu seinem seltsamen Jochanaan, der den Koth aufwirbelt, den sie von sich geben, und der seit Jahren abgehärmt in einer Zisterne haust, von der man ursprünglich glaubte, sie sei ein Zettelkasten, die aber in Wahrheit ein Detektivbureau ist. »Wo ist er« — ruft es immer wieder von unten — »dessen Sündenbecher jetzt voll ist?« Und er sieht einen in einem Nachen auf dem See von Starnberg, wie er im Jahre 1883 zu den Jüngern redete. Er behauptet, es sei erweislich wahr, daß im Palaste die Flügel des Todesengels gerauscht haben. Sein Mund ist »wie der Purpur, den die Moabiter in den Gruben von Moab finden«, nämlich in der Gegend von Moabit. Nichts in der Welt ist so rot wie sein Mund. Aber wäre ich Salome, ich verlangte sein Haupt bloß um zu sehen, ob die Welt an Geist verlöre, wenn's auf der Silberschüssel liegt.

Dies Drama freilich hat einer geschrieben, von dem es bekannt ist, daß er normwidrig war. Und dafür

hat er in der Tretmühle arbeiten müssen. Aber der feige Pöbel, der sich dort und damals zum Richtplatz der Sittlichkeit drängte, und der einen gefesselten Künstler bespie, hat Anspruch darauf, um vornehmer Zurückhaltung willen gepriesen zu werden, wenn man das Bacchanale der Ordinärheit überblickt, das jetzt durch Deutschland tobt, dieweil ein zweiundsiebzigjähriger Mann mit geschwollenen Beinen im Bett liegt. Daß die Moralkanaille sich gegen das Gerücht empört, der über Nacht aus sozialer Höhe gestoßene Graf Lynar werde im Gefängnis nicht bloß mit Wasser und Brot ernährt, und daß sie sich nicht gegen das Gerücht empört, das Gnadengesuch des schwindsüchtigen Schusters von Köpenick sei abgewiesen worden, — es ist ein Mangel an Erbarmen, der eine Nation aus der Reihe der Kulturvölker streichen müßte. Wie aber wird man dem unbeschreiblichen Schauspiel gerecht, das sich jetzt zwischen einem Krankenbett und einem Kaiserthron abspielt und dessen Autor mit freudestrahlendem Gesicht die Tantièmen einstreicht, die die viehischeste Gesinnung dem Menschenjammer abgezapft hat? Wie faßt man es, daß in dieser weiten Arena, in der ein Sterbender ins Stiergefecht geschickt wird, kein deutsches Herz still steht? Kein Dichter das Volk beschwört, sich von dem Anblick des Grauens abzuwenden? Sondern daß sich Dichter finden, die das Blutopfer als Rehabilitierung des Schlächters feiern? Daß das Glücksgefühl, einen Fürsten bürgerlicher Verfehlungen überführt zu sehen, einen nationalen Blutrausch erzeugt, in dem die Wahrheit und die Sittlichkeit als besoffenes Paar auf dem Marsch zu einem Sterbelager torkeln? Es ist über alle Maßen entsetzlich! Und keine Ruhmestat deutschen Namens wird je die Schande wettmachen können, die ihm soeben angeheftet wurde. In Liebenberg haben die Treiber auf Befehl des kaiserlichen Gastes den Jagdherrn umzingelt. Preußische Geheimpolizisten brachten ein todwundes

Edelwild zur Strecke. Und ein deutscher Geheimpublizist »ist damit beschäftigt, die sofortige Verhaftung an der Hand des Gesetzes zu begründen«.

Bei Gott, die Arbeit eines Schriftstellers, für die er auf die Nachwelt kommen wird, wenn sie sich seiner Gedankenarmut und sprachlichen Qual wider Erwarten sperren sollte! Denn was nützt es, daß die Gemeindevertretung von Charlottenburg in Anerkennung der Verdienste, die sich der Mann unaufhörlich um das Vaterland erwirbt, beschlossen hat, den Text eines berühmten Gassenhauers umzuändern, und daß sie einen Herzenswunsch des Gefeierten erfüllt hat, wenn jetzt endlich gesungen wird: »Im Grunewald, im Grunewald wird die zwischen Baumrinde und Mark gebettete Masse vergantet«. Das ist erfreulich, — aber kein Dokument seiner Sprachkunst, sondern nur das Gedenken seiner Tatkraft wird seinen Namen kommenden Geschlechtern überliefern. In Deutschland, wird es heißen, war es im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts möglich, daß ein Mann, der die Feder führte, nicht nur dem Wüten einer paragraphierten Sittlichkeit Vorschub geleistet, sondern sich auch in jeder Woche der Erfolge einer Razzia gerühmt hat, an der er zwischen den Polizeihunden »Edith« und »Ruß« teilnahm. In Deutschland war es möglich, daß ein Schriftsteller stolz auf die Ergebnisse von Untersuchungen war, die er im Bunde mit schlichten Erpressern aus dem Volke, mit Milchhändlern, Fischerknechten, Wachtmeistern und Detektivs vornahm. Daß er nicht bloß ausgesprochen hat, »was ist«, sondern daß infolgedessen auch geschah, was er ausgesprochen hat. Daß er einem Kläger das Recht bestritt, über »Regungen, die nie über die Schwelle seines Bewußtseins krochen«, vor Gericht auszusagen, aber selbst immerzu über die Schwelle eines fremden Bewußtseins gekrochen ist und über die Schwelle fremder Schlafzimmer. Daß er sich auch in der Gemeinheit als den Vollstrecker eines großen politischen Testaments gebärdete, wo-

durch wir also erfuhren, daß ein Bismarck bei Lebzeiten den Fürsten Eulenburg zwar für einen politischen Schädling gehalten hat, aber zu viel Achtung vor dem menschlichen Wert des Mannes hatte, um sich der unseligen Verwirrung seiner Geschlechtstriebe im politischen Kampfe zu bedienen und um eine Henkerarbeit zu vollziehen, mit der er den nächsten besten journalistischen Handlanger hätte betrauen können. In Deutschland war es möglich, daß sich ein Denunziantentum, neben dem die erwiesene Päderastie eine geistige Leistung ist, als eine Tat der Feder ausschrie. Daß einer den Strangulierern der ursprünglichsten Menschenrechte geholfen, aber in einem Winkel seiner Zeitschrift heuchlerisch die Kultur protegiert und sich von einem gesinnungslosen Literatenpack Absolution geholt hat; daß er dem Kehrbesen des Polizeigeistes kommandierte und sich für einen Märtyrer des freien Wortes ausgab; daß er sich einen Krieger des Geistes nannte und in jeder Woche die Verurteilungen und die Selbstmorde in der Armee zählte, die die Folgen seines Kampfes waren ... Dies wird von der Kreuzung aus einem Metzger und einer lächerlichen Preziösen auf die Nachwelt kommen, wenn mein Wort längst im Lärm der Rotationsmaschinen verhallt sein wird. Ich bekenne, daß mein Haß der Ausbruch des pursten Neides ist!

Karl Kraus.

Pornographie.

Die Wirksamkeit des Christentums hat zu einer sehr gefährlichen Verinnerlichung des Menschen geführt. Das Christentum hat die sogenannte Seele erfunden: ein unterirdisches, trübes, brodelndes Gewässer,

das alles verschluckt, was von außen in seine Tiefen fällt. Im System des christlichen Lebens, in das auch der Nichtgläubige eingesponnen ist, dringt jegliches Erlebnis nach innen, unbekannten Abgründen zu, und dient nur dem Zwecke, die Seele zu nähren. Im vollendeten Christen ist die Seele so übermächtig, daß ihm die natürliche Reaktion, die Antwort auf einen Reiz durch eine Handlung, beinahe versagt ist. Das Reich der Tat hat keinen Platz im Reich der Seele, die, einem geschwellten Strome vergleichbar, mit sich fortreißt, woran sie rührt und in einen Schlund versinken läßt. Scheinbar spurlos und für immer. Aber diesem Schlund der Seele entsteigt alles wieder, was in ihm verschwunden schien. Es ist allerdings nicht das Leben, das hier aus Grüften aufersteht, sondern ein Gespenst des Lebens, seltsam verwandelt, entwirklicht und von unirdischer Farbe. Unbedenkliches Handeln ist dem Christen verwehrt, es ist gefährlich, es könnte die Versündigung in sich schließen und das Heil der Seele verwirken. Was sich aus der Seele nach außen durchringt ist Begierde und Phantasie. Die Seele saugt dem Lebenswillen das Mark aus und verwandelt ihn in ziellose, phantastische Begehrlichkeit. Das Reich der Seele ist nicht von dieser Welt, es ist ein Reich gedankenblasser Phantasie, ein Himmelreich. Es scheut das Tageslicht, es liebt dämmerige Kirchenschiffe und haßt die Wirklichkeit. Das Reich der Seele ist ein Reich der Masken, und es ist manchmal schwer, die schattenhaften Schemen zu erkennen, die diesen Dunstkreis durchschweben, schwer, zu erraten, was sie ursprünglich waren. Da gibt es eine demütige Anbetung Gottes, die nichts anderes ist als ein verlarvter Machttrieb, eine Abtötung des Leibes, die nur Wollust, ein Mitleid, das nur Grausamkeit ist. Die Triebe verlieren ihre Aktivität und gewinnen ein tugendhaftes Ansehen, aber sie verlieren nichts von ihrer Intensität und glühen in der Verhaltenheit. Der heidnische Mensch war unbesonnen, immer zur Tat

geneigt und vom Rausch des Sich-Verschwendens, des Sich-Ausströmens hingerissen. Der Grieche war trunken auch ohne Wein. Der christliche Mensch ist nüchtern wider Willen, immer von Bedenken, von seinem Gewissen gehemmt und neigt zu ekstatischen Zuständen, die ihn sich selbst vergessen lassen. Er liebt daher die Narkotika und den künstlichen Rausch. Die Kunst selbst, dem Heiden ein Ausfluß und heiterer Rahmen der Lebenstrunkenheit, ist dem Christen nur ein Narkotikum. Der Christ erhebt die Kunst scheinbar zum heiligen Ernst und Selbstzweck, aber sie ist ihm nur ein Mittel der Betäubung, eine Flucht vor dem bösen Gewissen. Genuß und Berauschung sind dem Christen Synonyma.

Es ist nötig, sich dies vor Augen zu halten, um das Problem der Pornographie zu verstehen. Denn auch die Pornographie ist in ihren häufigsten Formen ein Narkotikum, und zwar ein spezifisch christliches Narkotikum. Während die naive Geschlechtslust sich am natürlichen Rausch des Lebenswillens entzündet und in der Geschlechtshandlung erlöst, soll die Pornographie jenen gewaltsamen Rauschzustand erzeugen, der ein Selbstzweck ist, der die Stimme des Gewissens verstummen läßt, Furcht und Kleinmut erstickt, die verhaßte Wirklichkeit wegtaucht und die Phantasie beschwingt. Das Kriterium der Pornographie liegt nur in ihrer Wirkung, nicht im Gegenstand ihrer Darstellung. Was man als antike Pornographie, Pornoplastik u. s. w. bezeichnet — die Sammlung des Neapler Museums z. B. —, ist in der Zeit seiner Entstehung nicht eigentlich pornographisch in diesem Sinne gewesen, ebensowenig wie gewisse bekannte Bild- und Literaturwerke der Renaissance. Derlei war nicht gemacht, um eine selbständige Lust zu erregen, sondern um zum Genuß der Wirklichkeit anzuregen, um die Geschlechtslust in naiver Dankbarkeit zu verherrlichen und diese Lust allenfalls zu erhöhen. Es war Spiegel und Rahmen der Wirklichkeit. Wechselt aber die Wirklichkeit,

dann wird auch die Darstellung entschwundener Wirklichkeiten mit anderen Augen betrachtet, und so ist es möglich, daß heute, wo die Praxis der christlichen Sittlichkeit die Geschlechtslust und ihren Anblick aus der Öffentlichkeit verbannt und zu einer Sache vielfacher Verbote und seltener Sensation gemacht hat, auch die naive Erotik der Antike und Renaissance als Pornographie wirkt. Die Voraussetzung der pornographischen Wirkung ist ein gewisser Kontrast zwischen der Darstellung und der Realität des Lebens. Was das reale Leben versagt und verwehrt, wirkt dann im Bilde als lustvolle Sensation. Und je »sittlicher« die Öffentlichkeit des Lebens ist, je verpönter die Geschlechtslust, desto lebendiger ist der Hunger nach ihr und nach ihren Surrogaten. Das einfachste und zugleich vollkommenste Surrogat der Wirklichkeit ist aber die Phantasie, und deshalb war und ist zu allen Zeiten die geistige Onanie (meist in Verbindung mit der körperlichen) die unausbleibliche Folge der Enthaltsamkeit. Wo die Enthaltsamkeit zur idealen Lebenspraxis erhoben wird, sind die Formen dieser Onanie am zahlreichsten und raffiniertesten. Der asketische Heilige onaniert in Form von Visionen, die er »Versuchungen« nennt, der Moraltheolog im Aufspüren der Sünden gegen die Keuschheit und die Betschwester im Beichten ihrer sündigen Gedanken. Die allgemeinste Anregung zur geistigen Onanie geben jedoch die bildlichen und literarischen Darstellungen aus der Geschlechtssphäre. Und hier ist es sehr lehrreich, zu sehen, wie genügsam die Phantasie in Bezug auf solche Anregungen ist, wie wenig es zu ihrer Beschwingung bedarf, wenn die Seele dürstet, weil der Leib hungert. Kindern, Halberwachsenen und Frauen zumal wird fast alles, worin überhaupt auf Geschlechtliches hingewiesen wird, zur Pornographie. Das Alte Testament z. B. ist sicherlich dasjenige Buch, welches am häufigsten als unfreiwilliges Pornographikum gelesen wird. Und die Kunstwerke und großen Literaturdenkmäler aus alter

und neuer Zeit sind, soweit sie Geschlechtliches zum Gegenstande haben, von diesem Schicksal ebensowenig befreit. Es gehört die ganze Blindheit unseres heutigen Pädagogentums dazu, zu glauben, daß Kinder bei der modernen Lebensführung, die sie alles Nackte als unschicklich empfinden läßt, und bei dem System des katechetischen Moralunterrichts an einem Kunstwerke das Gegenständliche zu Gunsten des Künstlerisch-Ästhetischen übersehen können. Selbst die meisten Erwachsenen sind dies nicht imstande und eine Darstellung des Nackten und erotischer Beziehungen wird von ihnen pornographisch aufgefaßt. Um ein Kunstwerk mit künstlerischen Augen zu sehen, dazu gehört beinahe ebensoviel Schulung, wie um ein Kunstwerk zu schaffen. Das Pornographische liegt nicht im Werk, das es auslöst, sondern in der Gesinnung dessen, der es überall sucht. Um es in einer Formel zu sagen: D i e P o r n o g r a p h i e i s t e i n K o r r e l a t d e r S i t t l i c h k e i t.

Auch die absichtliche Pornographie hat die äußerliche Heiligung des Sittlichen zur Voraussetzung, um als Kontrast des Sittlichen zu wirken. Wer nicht wenigstens mit den Nerven an die Keuschheit glaubt, für den hat die Unkeuschheit keinen Reiz. Auf einen Menschen, der in der Geschlechtslust etwas Natürliches sieht und im Leben selbst die volle Befriedigung seiner Sexualwünsche findet, kann die gewollte Pornographie keine erotische Wirkung üben. Ihm wird die absichtliche, gehäufte und übertriebene Darstellung geschlechtlicher Beziehungen zwecklos und albern vorkommen. Und würden alle unnötigen Verbote, würde alle Geheimnistuerei und vererbte Scheu vor geschlechtlicher Freiheit verschwinden, so müßte auch die Pornographie (und die gerade in strenggläubigen Kreisen stark verbreitete Zotenreißerei) allmählich verschwinden. Durch ihre polizeiliche Verfolgung wird sie aber nur gestützt. Jedes Verbot kommt der Phantasie zugute. Wenn man die äußerliche Sittlichkeit erhalten will, kann

man die innere Unreinlichkeit, geistige Onanie und Pornographie, nicht ausrotten. Es wäre ja auch kein Platz für die ungeheure Summe der Kräfte, die frei und wirksam würden, wenn sie nicht in onanistische Phantasien zerflössen. Der Mensch des Lebens ist ein Mensch der Tat und des Kampfes, er kämpft auch um seine Lust. Er braucht das Ringen um das Weib, die Lust der Eroberung. Seine Kräfte wachsen mit den Hindernissen. Die Befriedigung durch die Phantasie ist mühelos. Die Phantastik schwächt den Willen bis zur völligen Entschlußunfähigkeit und verleitet zur Einsamkeit. Je mehr die Phantastik durch die Wirkung der Sittlichkeit umsichgreift, desto mehr muß die Männlichkeit abnehmen, desto mehr muß die Figur eines wahren Mannes wie die eines gefährlichen Zerstörers, eines wahren Teufels wirken. Daher sollte es den Tugendhaften recht sein, daß die Phantasie, die das Brot der Guten ist, auch das Brot der Bösen geworden ist. So kommt die Tugend am besten davon. Wenn auch die Bösen nur mehr mit der Phantasie freveln, mögen die Guten ruhig schlafen. Es schadet der Gesundheit der Schafe weniger als der der Wölfe, wenn diese die Schafe nur mehr im Geist auffressen. Die Entrüstung über die Pornographie vonseiten der Sittlichen ist nur eine erbärmliche Heuchelei. Die Pornographie aber gar für ein angebliches Überhandnehmen der »Unsittlichkeit« und für die Akquirierung von Geschlechtskrankheiten verantwortlich zu machen, ist bodenlose Dummheit. Der Pornographie könnte es sogar noch am ehesten gelingen, die Geschlechtskrankheiten auszurotten, denn durch geistigen Koitus erwirbt man weder Gonorrhoe noch Lues. Da man aber auf solche Weise das Kind mit dem Bade ausschütten würde, so wäre es vernünftiger, die Sittlichkeit auszurotten. Dann würde die Menschheit samt den Professoren endlich einsehen, daß die Geschlechtskrankheiten keine Strafe Gottes für Unsittlichkeit, sondern einfach ein Unglück, ein niederträchtiger

Zufall in der biologischen Entwicklung sind, und daß man sie nicht mit Moralsprüchen und Gebetbüchern, sondern mit durchgreifenden hygienischen Maßregeln bekämpfen muß!

Karl Hauer.

Der Sklave.

Der Doktor Hans Ferdinand Werentin kaufte sich einen Sklaven. Er erstand ihn während seines Aufenthaltes in Cheir und bezahlte ihn mit 200 Tomans. Er hätte sich auch das Zehnfache für diese Laune leisten können.

Eine eigentümliche Laune war es immerhin. Die Werentins von der Berghof'schen Linie hatten alle ihren Sparren. Franz Xaver hatte es mit der Kunst, und der Doktor Hans Ferdinand brachte von seiner Orientreise einen eingeborenen Diener mit. Der Händler bot ihm eine junge Dame für 150 Tomans an, er nannte sie schlicht »die Abendsonne von Schiras«. Sie war groß und schlank und hatte schöne Augen. Der Doktor fürchtete, in seiner Heimat zuviel Aufsehen mit ihr zu erregen. Auch war er sich über den Verkehrston mit der jungen Dame nicht im Klaren. Aber Assad, »die Blume von Sneira«, war ein schlanker Knabe von fünfzehn Jahren. Sein Gesicht war weiß, seine Glieder zart, die Züge regelmäßig und intelligent. Der Doktor kaufte ihn. Der Doktor hatte den Ruf eines Originals, und er gehörte zu den Leuten, die etwas für ihren Ruf tun.

*

In der Heimat gab es keine Schwierigkeiten. Die Behörde erfuhr, was sie wissen wollte: die Rückkehr des Doktors und die Anwesenheit des persischen Dieners. Militärpflichtig war der nicht, also interessierte er sie weiter in keinerlei Weise.

Der Doktor war ein aufgeklärter Mann. Er kannte den Katechismus dieser Leute in einwandfreier Weise auswendig. Es

steht geschrieben: »Die Unterschiede innerhalb der Menschenrasse sind geringfügig. Es sind nur Bildungsunterschiede oder Kapitalsunterschiede.« Da ist ferner ein Absatz Menschenrechte und ein Kapitel Humanität. Das war ihm alles geläufig.

Und doch gab es noch Seltsamkeiten für ihn. Ja, seltsam war er, der Gehorsam des Dieners Assad. Nie fragte er, nie zögerte er. Er war nur Werkzeug, war ohne eigene Persönlichkeit, war eine Verstärkung der Kräfte seines Gebieters und nichts anderes. Der Körper des Doktors war um eine Menschenkraft stärker, sein Gehirn um eine Willenskraft reicher geworden.

Dieser fremdartige Gehorsam eines Menschen, eines Wesens seiner eigenen Art, erregte ihn. Er befahl um des Befehlens willen, ohne einen anderen Zweck zu haben, als diesen Gehorsam auszulösen, den er nicht zu begreifen wagte und immer vor sich sah. Er erdachte Aufträge, deren Reiz für ihn in ihrer Sinnlosigkeit lag und in der Machtprobe, die sie ihm gaben. Er befahl, um nach der Vollführung zu widerrufen und das Gegenteil zu befehlen. Und das erfüllte seine Tage, nahm völlig Besitz von seinem Denken und Wollen. Ein Ankämpfen gab es nicht. Der Katechismus des aufgeklärten Menschen enthielt keine Bannformel gegen diese Versuchung.

Betrat er die Räume, in denen Assad schaltete, so geriet er unweigerlich in den Bann dieses bedingungslosen Gehorsams. Es war ein Rausch, der sich seiner bemächtigte, ein lustvolles Machtgefühl, das ihn gefangennahm. Es forderte Betätigung, neue Beweise seiner unbeschränkten Herrschaft.

Sein Wille war den Widerstand einer Umgebung von Kulturmenschen gewohnt. In dieser Umgebung war er ein Wille von normaler Kraft und Richtung. Jetzt bewegte er sich in maßlosen Gesten, weil der gewohnte Widerstand fehlte; wie ein Körper, der plötzlich in eine Atmosphäre ohne Schwerkraft geraten ist. Er suchte die Grenzen seiner Kraft, die notwendige Hemmung und er exzedierte im Suchen.

Endlich schlug er zu. Es geschah fast instinktiv, gehetzt, den Widerstand eines Körpers ersehnend, wo alle Gesetze seelischer Notwendigkeiten ihm versagten. Für seinen Gehorsam züchtigte er den Knaben. Der schlanke Körper wand sich in Schmerz unter seinen Schlägen, unter Klagen und Bitten. Aber jede Bewegung

erpreßte die Qual, keine Zuckung bedeutete ein Auflehnen des Gepeinigten.

Und der gebildete und selbstbewußte Mensch seines Jahrzehntes, der er war, der Doktor Hans Ferdinand Werentin, erbebte vor dem gemarterten Knaben und vor der eigenen, unheimlichen Macht. Zitternd, nach Atem ringend beugte er sich über ihn, fühlte die Zeichen seiner Schläge und suchte nach dem unerbittlichen Gehorsam in den schönen Augen des andern. Er fand ihn wieder.

An jenem Abend wußte der Doktor Werentin, daß er einen Sklaven besaß.

*

Die Frau Rechnungsrat Werentin (Talhof'sche Linie) sagte zur Baurätin Berentin, ihrer erbittersten Feindin, ihrem ständigen Verkehr:

»Mein Neffe ist das Ideal eines ernsten, zielbewußten jungen Mannes. Seine Sitten trifft keiner von den Vorwürfen, die man gegen unsere Jugend erhebt. Keine Liaisons, keine Beziehungen zur Halbwelt; bei seinem Einkommen ist das doppelt anerkennenswert. Er versteht noch hauszuhalten. Sein Diener ersetzt ihm Wirtschafterin und Stubenmädchen. Da zeigt sich der Mann von Grundsätzen und Erziehung. Gute Vorbilder, die hatte er in seiner Familie; das ist die Hauptsache. Seine Lebensführung entspricht allen sittlichen Forderungen, die unsere Gesellschaft stellen kann.«

Die Frau Baurat hatte einen Sohn, auf den das gespendete Lob gar nicht paßte. Sie nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen.

Sie fragte viel, sie fragte jedermann. Sie verfolgte jede weibliche Spur in der Nähe der doktorlichen Lebensführung. Sie tat das Mögliche. — Aber der Doktor entsprach wirklich allen sittlichen Forderungen, die von der guten Gesellschaft gestellt wurden.

Sie ist an einem Leberleiden gestorben. Ihre letzten Worte richtete sie an ihren Sohn und die enthielten einen Hinweis auf das ideale Vorbild.

*

Seit Wochen lag der Doktor zu Bette. Er war kraftlos und abgezehrt. In dem stummen Kampfe mit dem Diener war er der Schwächere geblieben.

Nur Herrenrechte hatte er erkaufen können, aber es fehlte die alte Herrenkraft, sie zu brauchen. Er litt an seinem Herrentum, während dem anderen die Sklaverei Lebensluft war. Die Wundmale seines Körpers heilten schnell und die Demütigungen ließen keine Narbe in seiner Seele zurück.

Nach jeder dieser wahnwitzigen Schauübungen der Herrenmacht hielt sich der Doktor nur mit Mühe aufrecht. Er war erschöpft, wie nach einem Paroxismus der Leidenschaft und brauchte Tage, um sich zu erholen. Der andere war nach Stunden wieder wie stets; sein Blick wurde nicht trübe, sein Körper fiel nicht ab. Gleich blieb sich sein Eifer und sein erbarmungsloser Gehorsam gegen den kranken Gebieter. Entsprang er vielleicht dem Glauben an die absolute Macht seines Herrn, der Furcht, der könnte ihn nach Belieben von seinem Bette aus niederschießen? Wäre es nicht in der Heimat gewesen und unter ihren Gesetzen, der Doktor hätte es getan. Aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus hätte er es wohl tun müssen, aus dem Gefühle, daß ihm Körper und Geist zugrunde gingen an diesem Feind.

Er haßte den Sklaven jetzt nur mehr mit dem dumpfen Haß des Besiegten. Je kraftloser er wurde, desto maßloser peinigte ihn die verzehrende Lust, seine Macht zu üben, desto aufreibender wurden die Orgien, die er diese Macht feiern ließ, desto teurer mußte er sie bezahlen.

Der Doktor konnte das Bett nicht mehr verlassen. Überanstrengung hatte der Arzt gefunden, körperlichen und geistigen Verfall. Das Leiden jener, die an der Maßlosigkeit und Unbeherrschtheit ihrer Leidenschaften sterben. Die Rechnungsrätin hat das nie begriffen.

Die Augen des Kranken ruhten in Haß auf der elastischen Gestalt des Sklaven. Der wich nicht von seiner Seite, stets bereit, aus Blicken und Lippenbewegungen die Wünsche des Gebieters zu erraten.

Der Doktor starb an seinem Sklaven.

Otto Soyka.

* * *

Zwei Zuschriften.

Antwort an Herrn Karl Borromaeus Heinrich.

Sie laden mich unter anderm ein, die Briefe Nietzsches an mich zu veröffentlichen, indem Sie Zweifel an deren Existenz äußern.

Ja, bin ich denn überhaupt zur Veröffentlichung berechtigt? Wenn ich nicht falsch benachrichtigt bin, so ist durch mehrere Gerichtsurteile für Deutschland der Satz festgestellt worden: Das Recht der Veröffentlichung von Briefen kommt nicht dem Empfänger, sondern dem Absender und seinen Erben zu. Folglich stünde es im freien Belieben des streitlustigen Nietzsche-Archivs mir einen Prozeß anzuhängen. Ich verspüre aber weder ein Bedürfnis nach Prozessen, noch die Neigung, mir von den Hütern des Nietzsche-Archivs eine gnädige Erlaubnis zu erwirken.

Hingegen erkläre ich mich gewillt, jedem anständigen Menschen, der sich mir gebührend vorstellt, die Briefe zum Lesen vorzuzeigen.

Hochachtungsvoll

Carl Spitteler.

*

Sehr geehrter Herr Spitteler,

Herr Karl Kraus hatte die Freundlichkeit, mir Ihre Antwort zu übersenden.

Es ist Ihnen durchaus nicht zu verdenken, daß Sie mit dem Nietzsche-Archiv keinen Prozeß wollen.

Aber: da sich Ihre Beziehungen zu Nietzsche auf einige Briefe und Karten beschränkten, und Sie entschlossen waren, diese Korrespondenz im Wortlaut nicht zu veröffentlichen — wäre es vornehmer gewesen, überhaupt zu schweigen.

Sie haben ohnehin in dieser Sache vor Nietzsche viel voraus: nämlich, daß Sie noch leben. Der Tote kann sich nicht wehren. Er kann die Sache nicht von seinem Standpunkt aus darstellen.

Darum tun in einem solchen Fall Dokumente not, und nur Dokumente.

Und wenn Sie etwas gegen Frau Förster-Nietzsche auf dem Herzen hatten, so konnten Sie dies Ihre Leser auf andere Weise wissen lassen als in einseitigem Kampf gegen das Andenken eines Verstorbenen, der Ihnen bei seinen Lebzeiten Gutes erwiesen hat.

Hochachtungsvoll

Karl Borromaeus Heinrich.

* * *

Vom russischen Roman sagt Alfred v. Berger: »Dieser tierische oder barbarische Realismus steht vor dem Menschenleben wie ein Orang-Utan vor einem Gemälde. Er sieht auf das schärfste und mit minutiöser Genauigkeit die Farbenkleckse, aus denen das Gemälde besteht, aber er ist unfähig zu erfassen, was diese Farbenkleckse in ihrer Totalität bedeuten. Wenn Tolstoi über Shakespeare oder Goethe spricht, muß ich, unbeschadet aller Ehrfurcht vor dem großen Dichter, an diesen Orang denken. Nach dieser Methode schildert er auch alle Kulturvorgänge« ... Die Worte Bergers sind zufällig nicht in der ‚Neuen Freien Presse' gestanden. Sie sind einem Artikel »Glossen zu russischen Romanen« entnommen, der auch eine außerordentlich gelungene Satire des Tolstoi'schen Tonfalls bringt. Ich will sie hieher setzen, denn sie ist in der ‚Österreichischen Rundschau' (15. November 1907) erschienen, also bisher unveröffentlicht:

... Jakow Petrowitsch wurde von seinem Freunde in ein großes Gebäude geführt, in dessen erstem Stockwerk sich eine Reihe prächtig geschmückter und glänzend erleuchteter Säle befand. In diesen Sälen stand eine große Anzahl von Tischen, die mit weißen Tüchern bedeckt waren, und rings um die Tische waren Stühle aufgestellt. Auf diesen Stühlen saßen viele Herren und Damen, festlich gekleidet, als ob sie hierher gekommen wären, um irgendeinem großen und geheimnisvollen feierlichen Vorgang beizuwohnen. Doch alsbald bemerkte Jakow Petrowitsch mit Ver-

wunderung, daß nicht alle Herren saßen, sondern daß einige, die ebenfalls schwarze Fracks und weiße Halsbinden trugen, zwischen den an den Tischen sitzenden Leuten und einer Türe, die in einen Nebenraum führte, eilig hin und her gingen, wobei sie in Gesichtsausdruck und Benehmen das Gefühl großer Wichtigkeit ihres Tuns zur Schau trugen. Ihr Tun bestand aber darin, daß sie den Worten, welche eine der an den Tischen sitzenden Personen aus einem weißen viereckigen Blatt ablas, mit großer Aufmerksamkeit zuhörten und sich hierauf durch die erwähnte Türe fortbegaben. In der Zwischenzeit, bis sie zurückkamen, war auf den Gesichtern der um den Tisch sitzenden Personen ein Ausdruck ängstlicher Spannung wahrzunehmen. Die zurückkehrenden Herren aber brachten auf länglichen metallenen Platten dampfende Gegenstände, stellten diese auf die Tische, worauf die um den Tisch sitzenden Personen die dampfenden Gegenstände zerschnitten, die einzelnen Teile auf runde Platten legten, die sie vor sich stehen hatten, sie in noch kleinere Stücke zerschnitten und diese in den Mund steckten, wobei sie die Kinnbacken rhythmisch bewegten. Dies schien nicht leichthin, sondern unter Einhaltung bestimmter Regeln zu geschehen. Als Jakow Petrowitsch einen der in Frack gekleideten, zwischen den Tischen und dem Nebenraum hin und her gehenden Herren um den Zweck seiner anstrengenden Tätigkeit frug, erfuhr er, daß er dies tue, um ebenso, wie die an den Tischen sitzenden Personen, dampfende Gegenstände, in kleine Stücke zerschnitten, in den Mund stecken zu können. Auch erfuhr er, daß die zu den Tischen gebrachten Gegenstände Tiere oder Teile von Tieren seien, welche nur zu dem Zweck mit vieler Mühe und großen Kosten aufgezogen und ernährt werden, um in getötetem Zustand den um den Tisch sitzenden Personen gebracht und von ihnen zerstückelt in den Mund gesteckt zu werden. Die Menschen aber, welche sich mit dem Aufziehen und Töten der Tiere beschäftigen, tun dies auch nur, um selbst getötete und zerstückelte Tiere in den Mund stecken zu können. In dem Nebenraum aber, in welchem große Hitze herrschte und ein starker, unangenehmer Geruch die Luft erfüllte, befanden sich viele weißgekleidete Personen, welche viele Stunden des Tages und der Nacht damit zubrachten, mit den getöteten Tieren allerlei, wie es schien, höchst schwierig zn erlernende Prozeduren vorzunehmen, und zwar auch, wie Jakob Petrowitsch zu seiner Verblüffung vernahm,

nur zu dem Zweck, um ihrerseits zerstückelte tote Tiere, nachdem diese in ähnlicher, wenn auch minder schwieriger Weise zugerichtet worden waren, in den Mund stecken zu können ...

* *
*

»Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nicht-Künstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt.« Nietzsche.

*

»Im ganzen ist es recht, wenn alles Große — von vielem Sinn für einen seltenen Sinn — nur kurz und dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben die häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigene alltägliche Meinung.« Jean Paul.

* *
*

Sittlichkeit und Kriminalität.

Ich verweise auf das Vorwort, mit dem ich im letzten Heft die Aktion der Notwehr eingeleitet habe, und lasse den Abdruck der Besprechung folgen, die ein mir unbekannter Kritiker in den ‚Blättern für Bibliophilen‘ (Berlin, Mai 1908) veröffentlicht hat. Diesmal also Selbstlob ohne Kameraderie.

Der geistreiche Herausgeber der ‚Fackel‘ reproduziert hier die schärfsten und unterhaltsamsten Stücke seiner Essaikunst. Man glaube nicht, daß es sich »nur« um eine brillante Glossierung von Lokaltratsch oder Sensationsprozessen handle. Hinter diesem atemlosen Stil, diesen wirbelnden Paradoxen erbaut sich etwas, das der Waschzettel ausnahmsweise mit rechtem Namen zu nennen weiß: eine Weltanschauung, d. h. die gesamte Wesenheit einer Person, die in der Tat mehr Farbnuancen zu sehen weiß, als das bloße Lokalkolorit. Man wird finden, vielleicht wo man's am wenigsten vermutet, daß sich plötzlich eine Weite auftut, die sich da hinaus erstreckt, wo wir alle nichts als Menschen sind.

Das erzeugt ein Gefühl, das ich nicht definieren kann; eine gewisse Sicherheit, ein Erfülltsein bei dem ewigen Tasten nach Wahlverwandtschaft. Diese Befriedigung ist die höchste, die uns ein Buch gewähren kann.

* * *

Ein verkrachter Offizier ist der Zuhälter seiner Tochter geworden. Das heißt: er legt ihr kein Hindernis in den Weg, wenn sie den Beruf ergreift und ausübt, zu dem sie eine innere Bestimmung fühlt, und da sie ihn liebt, wie nur ein Kind den Vater lieben kann, so schafft sie dem Erwerbsunfähigen ein sorgenfreies Alter. Das Seelenheil beider dürfte dadurch erheblich gefährdet sein, aber das ist wohl eine Angelegenheit, die nur die beiden allein angeht. Auch die Familienkuppelei, die das Gesetz schwerer straft, ist eine Angelegenheit des Privat- und Familienlebens. Vater und Tochter haben sich unter den fürchterlichen Seelenqualen, die die Prostitution und deren Duldung bereitet, andauernd wohl gefühlt, und alles wäre in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht eines Tages, etwa nach sechs Jahren, die Polizei auf das »Treiben« aufmerksam geworden wäre. Die Folge war die Verhaftung des Vaters und der Selbstmord der Tochter, die an dem Vater zärtlich hing. Die Polizei hat also wie's im Bericht heißt, »diesem Großstadtskandal ein Ende gemacht«... Der Alte, der sich die Erlaubnis zu den Sexualhandlungen seiner Tochter abkaufen läßt, muß einem nicht leid tun; aber seine Lebenshaltung hat kein öffentliches Interesse geschädigt. Um das hübsche Mädchen ist schade. Solche Existenz ist wertvoller als die eines Polizeikommissärs, und wenn er wirklich so wichtig wäre, wie er sich macht. Weil aber im Totentanz der Sittlichkeit immer die Dummheit den Kotillon arrangiert, veröffentlicht die ‚Neue Freie Presse' einen spaltenlangen Artikel über die Vorfahren des verhafteten Zuhälters mit interessanten Details über die Entwicklung der böhmischen Baumwollindustrie, und versichert zum Schluß, das Mädchen

sei hochanständig gewesen. Auf die Anfrage eines Mitarbeiters habe nämlich die Mutter bestätigt, daß ihrer Tochter Einladungen auf Einladungen zugekommen seien, »von denen sie viele nicht annahm«. Ihre Tochter habe »streng darauf gesehen, daß niemand in ihren Schreibtisch Einblick nahm. Besuche habe sie wenige empfangen«. Sie könne nicht glauben, daß ihre Tochter schlecht sei. Denn sie »sei stets mit ihrem Vater ausgegangen« . . . Einer unserer Mitarbeiter hatte also Gelegenheit, mit der Mutter zu sprechen. Aber die Gelegenheiten, die der Vater gemacht hat, waren erfreulicher.

* * *

»Kein Raum der Welt wird von lüsterner Indiskretion beharrlicher umlauert als der Bühnenraum, und keines Menschen Leben ist dem Sensationsbedürfnis so grausam preisgegeben, wie das Privatleben des Schauspielers. Und wenn Er nun gar eine Sie ist und obendrein ein gefeierter Stern, dann ist kein Schlüsselloch klein genug. Die Literatur, die ihre Stoffe aus solchen nicht immer ganz reinen Quellen schöpfte, hat sich, wie es scheint, überlebt.«

Das war im ‚Neuen Wiener Journal', in einer Burgtheaterkritik, zu lesen.

* * *

Herr Roda Roda, die unvermeidliche Begleiterscheinung der deutschen Literatur, hat mir in der ‚Muskete', einem Witzblatt, das so recht zum österreichischen Jammer gehört, die folgenden Verse gewidmet:

Der Kritiker Wiens.

Was ist der Offensive
Doch für ein seltsamer Gauch!
Er sammelt Seldstmordmotive
Und macht davon keinen Gebrauch!

Ein Leser macht mir nun den Vorschlag, so zu antworten:

Der literarische August.

Wie witzig der Clown aller Laffen
Sich in der ‚Muskete' ergießt!
Als ob sich ein Sammler von Waffen
Deshalb mit den Waffen erschießt!

Und er läßt noch eine Ladung folgen:

Doch wenn auch! Gesetzt, daß ich's täte —
So viel steht jedenfalls fest:
Dann gab mir eine Muskete
Voll Roda Roda den Rest.

O. A.

* * *

»... Im übrigen jedoch müssen wir uns diesem Oedipus gegenüber ablehnend verhalten. Vielleicht haben wir morgen, wenn Herr M. im ‚Ruy Blas' spielt, Gelegenheit, unser Urteil zu modifizieren.«

»Herrn M. liegt das Romantische offenbar besser als das Griechische, und Viktor Hugo näher als Sophokles. Seine Manier ist dieselbe, aber im Rahmen dieser manirierten Dichtung stört sie weniger. Hier sieht seine Unnatur oft wie Stil aus ...«

»Immerhin überraschte Herr M. heute, zumal in den stilleren Partien seiner Rolle, so am Beginn des berühmten Monologs und in der Szene mit den Schauspielern d rch einen noblen Verzicht auf die ihm geläufigen Mittel der Deklamation ...«

»Seine Mimik ist nicht eben reich, aber er weiß damit zu wirtschaften ...«

Der Debütant heißt Mounet-Sully, der erfahrene Kritiker Auernheimer.

* * *

Bülow und Münz hatten eine Entrevue in Venedig. »‚Durchlaucht', sage ich, ‚fast hätte ich vergessen, Ihnen zu danken für das schöne Ostergeschenk, mit dem Sie mich von Berlin aus bedacht haben — den zweiten Band Ihrer Reden.'« Es ist unbekannt, wer bei diesem Gespräch den Dolmetsch gemacht hat. Der Fürst sprach deutsch, Herr Münz nicht italienisch, also war die Verständigung schwer.

* * *

Übersetzung aus Harden.*)

Als der Maimond sich rundete	Im Mai
Unterm Wonnemond ein borussisches Sodom bezetern	Im Mai ein preußisches Sodom ausrufen

*) Siehe Nr. 251—252.

Der Lärm, der in den Brachmond hinüberhallte	Der Lärm, der bis in den Juni reichte
Schimpf aus hundert Schreibstuben	Angriffe von hundert Blättern
Trügerkunst	Betrügerkunst
Skandalosa	Skandalgeschichten
Seine Auffassung nicht hehlen	Seine Auffassung nicht verhehlen
Die Moabiterbedrängnis	Die Gerichtssaalbedrängnis
Die angekündete Klage	Die angekündigte Klage
Der Liebenberger	Fürst Eulenburg
Nur auf diese Zeugen durften wir uns am Mariahilfplatz stützen	Nur auf diese Zeugen durften wir uns vor dem Münchener Gericht stützen
Onans Schatten schleicht durch Schulen und Internate	In Schulen und Internaten wird Onanie getrieben
Schnellschreiber	Reporter
Der oft gebüttelte Milchmann Riedel	Der Milchhändler Riedel, der oft mit der Polizei zu tun hatte
Schritt vor Schritt	Schritt für Schritt
Die Kränkelnden	Die Päderasten
Der Skalde, Fasanenjäger und Krückensimulant wird mit seinem Girren dem Reich nicht mehr schaden	Fürst Eulenburg mag dichten, auf die Fasanenjagd gehen und Krankheit simulieren, er wird mit seinem süßlichen Wesen an öffentlicher Stelle keinen Schaden mehr stiften
Vier Häupter sanken bleichend vom Rumpf. Nur ein hehrer Held bleibt dem berliner Preßtroß. Er mag ihn wahren	Vier Personen sind unmöglich gemacht. Noch Einer, den die Berliner Presse für einen Helden ansieht, ist übrig. Sie möge auf ihn acht geben

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 254—55 | WIEN, 22. MAI 1908 | X. JAHR

Der Fürstentag.

Daß der deutsche Kaiser in seiner Ansprache das Wort »Untertanen« gebrauchte, hat niemand verblüfft. Bloß Sozialdemokraten könnten daran Anstoß nehmen, aber das Volk rauft sich bei solchen Anlässen um die Ehre, aus Untertanen zu bestehen. Nestroys »Freiheit im Krähwinkel« wird jetzt von einem sozialdemokratischen Verein aufgeführt, in der irrigen Annahme, das Werk sei eine Satire auf die Reaktion. In Wahrheit ist es eine Satire auf die Revolution. Es ist also ein vortrefflicher Einfall, sie gerade jetzt aufzuführen. Denn wir haben nie in einer untertänigeren Zeit gelebt. Einst hätte das Volk die ewige Seligkeit darum gegeben, so rasch wie möglich zu erfahren, was die Bundesfürsten gefrühstückt haben. Jetzt wird sein Tatsachenhunger binnen ein paar Stunden gestillt. Die Geistesarmut hat endlich ein Vehikel, mit dem sie rascher vorwärts kommt als im Vormärz: die Presse. Nur darin besteht der Fortschritt. Die Gesinnung ist die gleiche, wie in den Zeiten, die Offenbach meint, wenn er den »absoluten Souverän« versichern läßt:

Ich bin satt,
Meine Herrn,
Ich bin satt —
Kann man mehr noch begehr'n?

und gnädig zugeben:

Wenn ich's sein kann,
Der Untertan
Es auch sein kann,
So dann und wann.

Das ist die Stimmung des Wiener Fürstentags. »Champagner zu schlürfen — haben's zuschauen dürfen«. Aber »wer den Leu wagt zu wecken, der kriegt's mit dem Stecken«. Die Väter stehen von Früh bis Abend Spalier,

und wenn sie heimkommen und den Kindern erzählen können, daß sie den Kammerdiener des Erbprinzen von Mecklenburg gesehen haben, so leuchtet's in Aller Augen, und es bleibt eine Erinnerung für's Leben. Das ist ein alter Satirenstoff, aber er wird nie ausgehen. Das war so, ist so und wird so sein, durch alle Entwicklung der sozialen und der politischen Phrase.

*

Trotzdem hat der Tag der Bundesfürsten Überraschungen mancher Art geboten. Wenn man nämlich das Bild der Welt aus der Schmockperspektive ansieht. Von der Rede Wilhelms II. hieß es: »Volle Strahlenbündel seiner starken Beredsamkeit hat der deutsche Kaiser auf die Person des Kaisers Franz Josef gerichtet«. Diese Lichtkur ist aber noch gar nichts neben den anstrengenden Prozeduren, die an diesem Tage allerorten vorgenommen wurden. In Schönbrunn, jenseits der Schloßbrücke, erzählt der Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' (der diesen Vorgang auch schon auf Hofbällen beobachtet haben will), »massierte sich das Publikum, das von den frühen Morgenstunden an zusammengeströmt war«. Nun ja, wenn man lange steht, wirkt ein wenig körperliche Aufmischung wohltuend. Und nicht nur in Schönbrunn; denn wir erfahren, daß das Publikum sich auch »vor und hinter dem äußeren Burgtor massierte.« Aber nicht nur das Publikum suchte sich auf diese Art vor dem Einschlafen der Glieder zu schützen. Man höre und staune: »Weiter unten massiert sich die glänzende Schar der Obersthofmeister, der Kammervorsteher, der Hofdienste, und zu dem Goldglanz der Uniformen gesellen sich die weichen Farben der Toiletten, in denen die Hofdamen der Erzherzoginnen erschienen sind.« Ob man es hier mit einem Akt hygienischer Vorsicht oder mit einer neuen Form der Huldigung zu tun hat, oder bloß mit einem Versuch, für die Sache der unterdrückten Masseusen zu wirken, ist ungewiß. Jeden-

falls war es ein Bild, wie es nur die ‚Neue Freie Presse‘ entwerfen kann. Sie hat uns freilich in der Erwartung enttäuscht, zu erfahren, ob sich auch die Bundesfürsten massiert haben. Dagegen läßt sie aus Rücksicht auf diese beim Dejeuner »Tournedos à l'Allemagne« auftischen. Der patriotische Küchenchef nämlich, der 1866 nicht verwinden kann, hatte auf die Karte geschrieben: »Tourne dos à l'Allemagne«.

*

Wenn ein Feuilletonist zu schildern anfängt, so kann man nie wissen, obs der deutsche Kaiser oder ein italienischer Tenor wird. Das mag nicht so weit auseinanderliegen, aber die Nuance ist doch eine verschiedene. Nun ist der Vorrat an den von Herrschaften abgelegten Beobachtungen kein allzu großer. Die meisten der geschilderten Persönlichkeiten müssen »dampfen« oder »brausen«. »Ein brausender Kaiser«, wird versichert, sei »etwas so Seltenes, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe die Welt wieder einen zu schauen kriegt«. Wenn man aber auch über die anderen Bundesfürsten ein Feuilleton zu schreiben hat? Dann, in Gottes Namen, »braust« auch »im König von Württemberg eine Lebenslust«, daß es seine Art hat. Und wo alles braust, kann vermutlich auch der Bürgermeister von Hamburg nicht ruhig bleiben. Daß sich inzwischen das Volk massiert, ist nur in Ordnung. Denn vom Stehen sind ihm ohnedies schon die Füße eingeschlafen, und jetzt soll es auch noch die Beschreibungen lesen.

*

Der Fürstentag bot aber sogar den Eingeweihten Überraschungen. In der Politik empfindet nämlich immer auch der die Überraschung, der sie inszeniert. In Berlin wird »an maßgebender Stelle« dem Korrespondenten »erklärt, daß die Vorgänge in Wien in hiesigen amtlichen Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß man, wie Baron Aehrenthal an den Fürsten Bülow geschrieben, den heutigen

Tag auch hier als einen denkwürdigen betrachtet.« Besonders wird auf die »warme persönliche Note in den Ansprachen der beiden Monarchen« hingewiesen und auch auf »die hohe Auszeichnung, die dem Fürsten Bülow zu teil geworden und die Baron Aehrenthal in einem Schreiben von besonderer Herzlichkeit dem Reichskanzler mitgeteilt hat«. Man hatte in den Ämtern offenbar gefürchtet, daß die Reden anders ausfallen würden, als sie aufgesetzt wurden, und daß der Baron Ährenthal dem Fürsten Bülow einen groben Brief schreiben werde ... Die Politik macht die Welt zur Kinderstube. Die Großen wissen genau, was am Weihnachtsbaum hängt, aber wenn die Tür geöffnet wird, müssen sie doch »Ah!« sagen. Sonst hören die Kleinen auf, ans Christkindl zu glauben.

K. K.

Girardi und Kainz.

Herr Kainz hat den schlechten Geschmack, in der Stadt, in der Girardi den Valentin gespielt hat, in den Tagen, da Girardi in Wien wieder auftritt, den Valentin zu spielen. Ich habe nie verhehlt, daß ich den Mann, dessen Atemtechnik ich ehrlich anstaune wie nur die Spezialität eines Dresseurs, Jongleurs oder Equilibristen und dessen Fähigkeit mir nach dem Varieté zu schreien scheint, für einen der unglücklichsten Schauspieler halte. Aber ich habe vielleicht seinerzeit, als Herr Kainz dem Burgtheater den Valentin antat, nicht entschieden genug gegen diese Kränkung protestiert. Daß Herr Kainz es jetzt wieder wagen konnte, mit seinen Kopftönen in dies friedlichste Heiligtum gemütvoller Darstellung einzudringen, daß er dazu eine Bühne, eine Galerie und eine Presse fand, zeigt, wie die Echtheit im Kunst-

empfinden dieser Stadt auf dem Krepierstandpunkt angelangt ist. Ein Kritiker benützt die Gelegenheit, zu versichern, der Mann sei zwar »immer schlicht und gemütstief«, aber spieziell »bei der Entfaltung von Valentins Dienertreue« finde er »Töne, die tief ins Herz dringen«. Was muß das für ein Herz sein! Ein anderer will gar eine »bezwingende und berückende Fülle« von Gemüt und Seele entdeckt haben. Das hat Herrn Kainz noch niemand nachgesagt! Aber so viel Kunstverstand besitzt er gewiß, sich für den Rezensenten zu schämen, der von ihm gesagt hat, er habe in manchen Szenen Girardi »überragt«. Diese Bereitwilligkeit, am Mangel zu völlern und an der Fülle zu hungern, ist auf dem weiten Erdenrund nur in dieser Stadt anzutreffen. Ich wünsche es ihr von Herzen, daß sie den reichsten theatralischen Schöpfer ihrer Gemütszone verliert, dem in kälterem Klima die besten kritischen Kenner gehuldigt haben. Er hat es nicht notwendig, sich von Reportern den Mangel literarischen Ehrgeizes vorwerfen zu lassen. Er darf sich auch vor Ungezogenheiten schützen, die im Dienste der journalistischen Kulissenpolitik begangen werden. In Berlin, der Zentrale des literarischen Snobismus, hat man noch immer mehr Verständnis für die Eigenberechtigung eines schöpferischen Schauspielers. Mit dem Trottelgerede von dem niedrigen literarischen Niveau, auf dem Girardi siegt, verschont man ihn dort, weil man weiß, wie spärlich die dramatischen Gelegenheiten sind, die auf der Höhe der Kunst dieses Darstellers stünden. Wenn er sich von einem Buchbinder einen Pappendeckel liefern läßt, so bleibt er ungebunden; nie vermöchte ein großer Künstler sich selbst auszuschöpfen, wenn er zugleich einer anderen künstlerischen Persönlichkeit diente. Soll die Literatur auf die Bühne gehören, dann dient ihr im besten Fall der Regisseur, der ein mittelmäßiges Ensemble in der Hand hält, aber nie die darstellerische Individualität. Neunzehntel Shakespeare wird an dem größten Schauspieler zuschanden. Das

hat Goethe erkannt, aber ein Wiener Reporter würde es nicht zugeben. Herr Reinhardt in Berlin, heißt es, habe eigens für Girardi einen Nestroy-Zyklus arrangieren wollen, und Girardi zog einen Buchbinder-Zyklus vor. Wer die Anklage liest, muß davon überzeugt sein, daß Girardis objektiver Geschmack die Wahl getröffen hat. Daß er Herrn Buchbinder für eine bedeutendere Erscheinung hält als Nestroy, wird über allen Zweifel gestellt. Ich halte nun jenen für einen szenischen Handlungsgehilfen und diesen für den tiefsten satirischen Denker, den die Deutschen nach Lichtenberg gehabt haben (in seiner Nähe den Namen Heine zu nennen, empfinde ich als Blasphemie) Wie hat dieser außerordentliche Geist auf der Bühne geschaltet? Er stellte sich an die Rampe einer gleichgiltigen französischen Possenhandlung und ließ an ihr seine Lichter aufflammen. Trotzdem blieb es noch dunkel. Denn seine Blitze zwingen den Leser zur Bewunderung, im Theater wird — durch die Nestroy ähnlichste Darstellung — kaum mehr als das Ergötzen an der lustigen Situation lebendig. Philosophischer Witz, aphoristisch erhöhter Humor — ich kann mir nicht denken, daß selbst das aufnahmsfähigere Publikum des Schauspielers Nestroy auf der Höhe gestanden hat, die von einem Erfassen solcher Geistigkeit vorausgesetzt wird. Wie gestaltet Girardi? Er ist nur Schauspieler. Er nimmt eine gleichgiltige Possenhandlung und zeigt an ihr seine Wunder. Sie sind anderer Art als die Nestroys, unvergleichlich bühnenhafter. Er spielt an einem Schund sich selbst. Es ist die törichteste Meinung, daß er mehr böte, wenn er Nestroy spielte, weil er dann weder Nestroy noch sich selbst spielte. Girardi ist ein wienerischer Typus für sich, der vielleicht von der Raimundseite kommt und sich gewiß an keinem Punkt mit der Welt Nestroys berührt. Daß er die Aphorismenkette des komischen Raisonneurs, der aus dem ureigenen Nestroy'schen Geist redet, nicht abhaspeln könnte, versteht sich; aber er wurzelt auch außerhalb der breiten Komik der zweiten Figur der

Nestroy-Welt, des Scholzischen Typus. Er ist eben Girardi selbst, der am Anfang einer Reihe von Komikern steht. Da er nicht Possen schreibt, muß er sie sich liefern lassen. Notwendig hätte er es nicht; er schafft ja doch aus dem Stegreif. Aber es gehört der ganze literarische Snobismus der Reinhardt-Gesellschaft und ihr ganzes Nichtverständnis für theatralische Individualitäten dazu, Girardi einen Nestroy-Zyklus zuzumuten. Ein vollkommener Routinier wie Herr Thaller, der die überkommene Form des dünnen Sprechkomikers beherrscht, ist als Weinberl, Kampl, Ultra, Titus Feuerfuchs durchaus glaubhaft. Was sollte einer, der völlig anders ist als Nestroy und dabei ein Eigener, mit diesen Gestalten anfangen? Die Theaterfremdheit hätte Recht, wenn sie Herrn Thaller in solchen Rollen über Girardi stellte, ganz so wie sie einst Herrn Schweighofer gegen ihn ausgespielt hat, der auch nicht mehr war als der gewandte Faiseur einer gegebenen Tradition. Girardis Popularität ist auf den ersten Blick unbegreiflich. Die Eigenen sind sonst immer im Nachteil; besonders in der Literatur, wo sie sich selbst statt der »Sache« dienen. Daß Girardi trotz seiner unerreichten Feinheit und Selbstherrlichkeit beliebt werden konnte, beweist, daß zu den Dingen der Theaterkunst das Publikum immerhin noch jene Beziehung hat, die ihm zu den anderen Künsten fehlt. Die Journalisten haben zu nichts Künstlerischem eine Beziehung. Darum ist es möglich, daß sie Girardi zu einem Nestroy-Zyklus zureden und Herrn Kainz in einer Raimund-Rolle protegieren. Einen Valentin Girardis, in dem dann ausnahmsweise die schauspielerische und die dichterische Persönlichkeit zusammenfließen, können wir leider nicht an jedem Tag sehen. Hat er ihn aber einmal gespielt, so bleiben uns die Thränen für ein Jahr in den Augen, und unvergeßlich hallt die Aufforderung des Todes in uns weiter. Springt Herr Kainz ein, dann leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade!

Karl Kraus.

* * *

Ein Bild dieser Welt. In der Gerichtssaalrubrik ein Prozeß wegen Verführung unter der Zusage der Ehe: »Und so entstand allmählich eine Liebesbeziehung, bei der immer ihre Ehre streng gewahrt blieb.« »Die Beziehung zwischen dem Paare blieb nun dieselbe, an Innigkeit naturgemäß zunehmend, aber doch in bestimmten Grenzen bleibend.« Da — in Steinamanger geschah es: er unternahm »einen Verführungsversuch in illoyaler und verwegener Weise«. Trotzdem: »sicher ist eines, daß das Mädchen unbescholten heimgekehrt war und daß er sich nach acht Tagen mit ihr verlobte, womit er ihr ein Zeugnis gab, daß er sie der Achtung mehr als je wert halte.« Es versteht sich von selbst, daß er sie anspucken würde, wenn sie ihm damals den Gefallen getan hätte. Aber er hört nicht auf, sie auf die Probe zu stellen, ob sie seiner Achtung wert sei. Endlich bringt er sie doch »zu Falle«. Nachdem sie ihm einen so klaren Beweis niedriger Gesinnung geliefert hat, kann von einer Heirat füglich nicht mehr die Rede sein. Trotzdem »schenkt« sie ihm noch etwas, nämlich ein Kind. Er will aber mehr, nämlich Geld. Das braucht er für eine Reise, um sich mit einer andern zu verheiraten. Das Gericht verurteilt ihn. Mit Unrecht. Er hat nur die Konsequenz aus einer Moral gezogen, die in ihrer Terminologie des Lebensgenusses Worte wie: »Ehre«, »unbescholten« und »Achtung« hat ... Überschlagen wir das unerfreuliche Zeitungsblatt. Auf der letzten Seite feiert die bürgerliche Gesellschaftsordnung Frühlingserwachen. Denn dort wünscht sich ein »fescher Engrossist« mit einem vermögenden Fräulein zu verehelichen und erbittet Anträge unter »Maiglöckchen«.

* * *

Jetzt könnte Herr Toselli seine Daseinsberechtigung erweisen. Wann sollte denn die Gelegenheit zum Ohrfeigen gegeben sein, wenn nicht in diesem Falle? Die ‚Neue Freie Presse‘ läßt sich aus Florenz depeschieren, die ehemalige Gräfin Montignoso sei

von einem Knaben entbunden worden: »das freudige Ereignis wird aber noch geheim gehalten«. Und die ‚Zeit' setzt zu ihrer Depesche mit jener vielsagenden Ruhe, die selbst das übliche »Kommentar überflüssig« verschluckt, hinzu: »Die Hochzeit der Gräfin Montignoso mit dem Pianisten Enrico Toselli fand am 27. September 1907 in London statt.« Mutter, Kind und Herr Lippowitz befinden sich wohl.

* * *

Daß eine Gummikrise in Rio de Janeiro nicht eine »Gummikrise in Argentinien« ist; daß der Thronfolger nicht gleichzeitig »in der deutschen Kürassieruniform«, die weiß ist, und »in der blauen Uhlanenuniform« gesehen werden kann; daß über die Bedeutung des toten Ludovic Halévy nichts gesagt ist, wenn man das Urteil Hanslicks über »Orpheus in der Unterwelt« zitiert und daß dieses Buch dem Toten »die Unsterblichkeit in der Geschichte der Operette« nicht sichern kann, weil es nämlich von Hektor Crémieux ist — all dies ist gewiß belanglos und neben der großen Kulturverpestung, die von der ‚Neuen Freien Presse' ausgeht, ein kleiner Mangel. Ich weiß zufällig, von wem »Orpheus« ist, aber wenn man mich, ehe mich Leser aufklärten, auf den Kopf zu gefragt hätte, wo Rio de Janeiro liegt und wie die deutsche Kürassieruniform aussieht und ob man sie nicht auch als Uhlanenuniform auffassen kann, ich hätte den Frager entgeistert angestarrt. Wo mir der Ehrgeiz fehlt, zu wissen, fehlt mir auch die Pflicht. Wohl aber interessiert es mich gelegentlich — Gelegenheit wäre täglich — zu zeigen, wie die Presse auf ihrem ureigensten Gebiet, dem der tatsächlichen Aufschlüsse, ihren getreuen Geistesmob in die Irre führt. Und wie unerschüttert der Glaube an die Offenbarungen einer Pythia bleibt, die für das Geschäft weiter nichts mitbringt als ihre Ignoranz.

* * *

Gegen den groben Unfug, die Operette des Herrn Julius Bauer durch eine Serie von En suite-Durchfällen in ein Jubiläum zu bugsieren, wendet sich mit Recht der Musikreferent der ‚Arbeiterzeitung‘. Trotzdem kann er nicht umhin, Herrn Bauer neben seinem Librettistenberufe einen Schriftsteller und zwar einen ungemein witzigen zu nennen, »einen scharfen und scharfsinnigen Kritiker, der in ernsten Kunstdingen sein vielbeachtetes Urteil abgibt«. Er fordert ihn auf, sich die unwürdige journalistische Kampagne für seinen Operettenschund im Interesse der Standesehre zu verbitten. An den »ernsten Schriftstellern« selbst liege es, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Sonst riskiere der Stand das Mißtrauen des Publikums und die »Verdächtigungen der publizistischen Harpyen, die uns unser tägliches Brod beschmutzen«. Man schickt mir die Notiz ein, also soll wohl ich getroffen sein. Daß meine Verachtung jenes geistigen Handwerks, durch das sich ein »täglich« Brod verdienen läßt, auch der sozialdemokratischen Journalistik gilt, daraus habe ich nie ein Hehl gemacht. So viel Besinnungsfähigkeit hätte ich ihr aber trotzdem zugetraut, daß sie nicht in einem Atem einen Hochzeitshumoristen einen ernsten Schriftsteller nennen und über meine Tätigkeit mit jenem verunglückten Vergleich zur Tagesordnung übergehen könne. Von musikalischen Dingen verstehe ich nichts und es wäre immerhin möglich, daß einer bloß deshalb, weil er Bach heißt, noch nicht mehr davon verstehen muß als ich. Aber ich möchte es Leuten, die keinen geraden Satz zustande bringen, doch dringend raten, von schriftstellerischen Dingen ihre Meinung zu lassen. Diesem und den jungwiener Genossen. Was da in Wien geistig herumkrabbelt, davon lasse ich mir wirklich nicht einmal die Ferse jucken. Es sind Läuse im deutschen Blätterwald oder, wenn's hoch geht, Wanzen aus Heines Matratzengruft.

* * *

Ein Schmerzensschrei des Festzugspräsidenten:

»Ursprünglich dachten wir an einen Fassungsraum sämtlicher Tribünen für 180.000 Personen. Da kamen die Behörden und reduzierten den Fassungsraum, so daß nur Plätze für 88.000 Personen übrigblieben ... Zur Zeit des Makart'schen Festzuges hatte Wien eine Bevölkerung von einer Million Seelen. Damals gab es Tribünen für 75.000 Menschen. Heute, wo Wiens Einwohnerzahl zwei Millionen erreicht, will man bloß 88.000 Menschen auf den Tribünen dulden!«

Es ist unglaublich, wie einsichtslos die Behörden sich der Entwicklung entgegenstellen. Daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch eine Steigerung des Bedürfnisses, einen Festzug anzusehen, Hand in Hand geht, ist klar. Nur ein Gedanke beherrscht heute die Bevölkerung: Dabei sein! 1908: Zwei Millionen Seelen und ein Gedanke!

* * *

Frühlings Erwachen.

Einen Gruß an Frank Wedekind, geschrieben nach der ersten Aufführung der Dichtung im Deutschen Volkstheater, bittet mich ein junger Student zu bestellen. Er verdient als Ruf des Dankes der in Finsternissen erkannten Jugendseele gehört zu werden. Und gewiß durch die Vermittlung der ‚Fackel'. »Denn von wo aus«, heißt's in dem Begleitbrief, »könnte ich den Dichter besser grüßen, als von dem Orte, wo Sie so oft für ihn die .... Waffe Ihrer Feder führten!«

Ein Dornengarten wächst, von Rosenhecken,
Von heuchlerischen, leuchtenden umblüht:
Dort spielen Eltern leichten Sinns Verstecken
Mit ihrem Kinde, das vom Suchen glüht

Und blutend von der Dummheit Peitschenhieben
Und unter unerhörten Lasten geht,
Und dessen Frühlingshassen, Frühlingslieben
Kein Menschheitsführer gütevoll versteht —

Das ist die Jugend, die wir alle trugen
In jenen gar nicht fernen Knabenjahren,
Wo dürre Lehrer unsere Sinne schlugen,
Weil sie dem warmen Leben nahe waren,

Weil sie der Zeugung Wunder heißer priesen
Als Zeugniswunder, als den Vorzugsgrad
Und uns zu Höhen und in Tiefen wiesen,
Die eines Lehrers Fuß noch nie betrat.

Und nun kamst Du! Mit dichterstarken Händen
Rissest die Lügenhülle Du herab,
Um den Erwachenden den Trost zu spenden,
Den niemals so noch ein Erwachter gab.

Ich grüße Dich aus meiner tiefsten Seele!
Denn was ich litt — bei Dir gewanns Gestalt
Und meiner ersten Jugend »Schuld und Fehle«
Hat gestern wieder mir ins Herz gehallt.

Zwar, Hänschen Rilow durfte nicht erscheinen,
Und Hänschen Rilow hab' ich gar so lieb;
Doch konnt' ich über Melchiors Mutter weinen,
Die ihrem Sohne keine Mutter blieb.

Und Wendla, Moritz, sah ich, denen beiden
Der erste Frühlingsbraus das Leben schließt
Und sah — Dich selbst mit einem Lächeln scheiden,
Das freilich mir noch unerreichbar ist.

Und sah noch eins: Die Herrn in Frack und Smoking,
Die Damen mit dem feisten Decolleté
Empfanden Dein Gedicht als äußerst shoking
Oder als angenehmes frissonner.

Nun, ihre Herzen haben dicke Bäuche
Und ihre Triebe sind schon etwas matt
Und Jugendleid und -Lust ist ihnen Seuche,
Und Hunger stört sie nicht. Sie sind ja satt.

Ich aber habe das noch nicht vergessen,
Was mich des Keimens Tage einst gelehrt,
Und wie ich mich, verzweifelnd, alles dessen,
Was mich zu Boden drückte, nicht erwehrt.

Denn sind auch heute andere Qualen da,
Die mir des Maien holden Tag umnachten,
So sind doch jene noch mir traumhaft nah,
Die vor der Liebe mich unselig machten.

Wien, 10. Mai 1908. Oskar Jellinek.

*

Eine andere Kundgebung der Jugend, eine »idealere«, mehr aus dem Schulbücherverlag bezogene. Sie spielte sich während einer Vorstellung von »Wilhelm Tell« im Deutschen Volkstheater ab. Ein Mädchen sprach:

Hochverehrter Herr Direktor! Durch Ihren liebenswürdigen Entschluß, im Jubiläumsjahre Sr. Majestät unseres Kaisers eine Reihe von klassischen Vorstellungen für Schüler zu geben, haben Sie einem großen Teil der Wiener Schuljugend eine außerordentliche Freude bereitet. Noch stehen wir unter dem mächtigen Eindrucke der Begeisterung,

welche die Worte unseres Lieblingsdichters in unserem Gemüte hervorriefen, und frohen Herzens danken wir im Namen unserer Mitschüler, daß wir Gelegenheit hatten, hier diesen weihevollen Worten lauschen zu können. Durch künstlerisches Wirken haben die hochverehrten Damen und Herren die idealen Gestalten unserer Klassiker unserem Verständnis nähergebracht. Wir haben den Geist des Edlen und Guten, der aus den schönen Worten unserer Dichter weht, tief empfunden, und wir geloben, uns dadurch ein Beispiel zu nehmen, nur Wahres und sittlich Gutes zu wollen zur Ausbildung unseres Charakters. Die Liebe zu unseren deutschen Dichtern ist neu entfacht und gestärkt, und sie wird uns eine nie versiegende Quelle der Kraft sein, welche wir in späteren Jahren zum Heile unseres, des deutschen Volkes verwenden wollen! Aber noch aus einem anderen Grunde danken wir Ihnen hochverehrter Herr Direktor, aus vollem Herzen. Wir wissen, daß der Reingewinn dieser Vorstellungen dem Ottakringer Lehrerhilfskomitee zufließt, welches denselben zur Beköstigung armer Schulkinder verwendet. Für die armen hungernden Kinder, denen der Segen Ihres Wirkens zugute kommt, dankt Ihnen unser Kindermund mit einem aufrichtigen Vergelts Gott! Wir bitten Sie, hochverehrter Herr Direktor, diese Blumen gütigst anzunehmen. Die Kinder des Frühlings seien Ihnen ein Zeichen unserer Dankbarkeit, ein Sinnbild unserer Verehrung. Möchten Sie der Jugend, der Schule auch fernerhin Ihr Wohlwollen, Ihre Güte erhalten!

Was soll aus einem jungen Mädchen werden, das sich an dieser Phrasenunzucht des Edlen und Guten heranbildet, das in einer feierlichen Ansprache die »Ausbildung des Charakters« gelobt, die Blumen »Kinder des Frühlings« nennt, selbst zugibt, daß es einen Kindermund habe, und durch »denselben« den Herrn Weisse, den Vater der Jugend, zum Schutze nationaler Interessen anruft? Man müßte »Schulmänner«, die ein armes Geschöpf zu solch widernatürlicher Betätigung zwingen, auf Erbsen knieen lassen! Ist eine Vorstellung von »Wilhelm Tell« für die Entwicklung der jungen Mädchen unerläßlich, so sollten doch mindestens derartige Possenauftritte hinter den Koulissen und deren Bekanntmachung durch die Theaterreklame erläßlich sein. Am Abend spielen sie »Frühlings Erwachen« und am Nachmittag muß Wendla an Phrasen glauben, die ihr der Lehrer Affenschmalz aufgesetzt hat.

*

Was aus einer Jugend wird, die solche Ansprachen hält? Wenns ein Knabe ist, so wird er

»Schriftsteller«. Er hält dann — wohlgemerkt, in einer Zeitung, nicht vor dem Grab — einen Nachruf für einen verstorbenen Theatersekretär, in dem die folgenden Sätze stehen, die, hol mich der Teufel, schon einmal seit der Erfindung der deutschen Sprache in Verwendung gebracht sein müssen:

Ein Leben, das in strenger und von wirklicher Liebe zum Berufe durchdrungener Pfichterfüllung aufging, hat einen jähen und ergreifenden Abschluß gefunden . . . Er stand nicht auf einem beneidenswerten Posten. In schwerer Krise hat er die Leitung des Raimundtheaters übernommen, bereitwillig in die Bresche tretend, die durch den Abgang Direktor Lautenburgs entstanden war. So gelang es ihm, das ihm anvertraute Fahrzeug zwischen Klippen und Untiefen hindurch in ruhigeres Fahrwasser zu lenken, und es war seine innigste, leider die letzte Freude seines Lebens, den Stern des Raimundtheaters in freundlicherem Lichte erglänzen zu sehen . . . So wenig er bestrebt war, seine Person in den Vordergrund zu schieben, so sehr mag er sich darüber gefreut haben, daß es ihm gegönnt war etc. Er hat hier Freunde gefunden, die Stadt und ihre Menschen waren ihm unendlich lieb geworden, und an dem Raimundtheater hing er bis zu seiner letzten Stunde mit besorgter Zärtlichkeit. Noch in seinem schweren Leiden, vor einer lebensgefährlichen Operation stehend etc. Heiterkeit und gute Laune gaben seinem Wesen das Gewinnende, machten ihn zu einem guten, gemütlichen Gesellschafter. Im Dienst streng und durchaus gewissenhaft, war er im persönlichen Verkehr liebenswürdig, jovial und von aufrichtiger, oft herzlicher Wärme. Er hat sich in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit in Wien viele Freunde gewonnen, die mit reger Teilnahme das Schicksal beklagen werden, das ihn — nach jahrelangem selbstlosen Mühen endlich zu persönlichen Erfolgen gelangt — rasch und unerbittlich hinweggerafft hat. Es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Aufgabe, der er sich mit so viel Eifer und Hingabe gewidmet, zu Ende zu führen, das ihm anvertraute Schifflein in den Hafen zu lenken . . .

Solche Nachrufe für Theatersekretäre schreiben die, die einst solche Ansprachen an Theaterdirektoren gehalten haben.

Gottesurteil.

Hadmar von Hornsberg wurde in Eberstorf auf der Burg seines Ohms erzogen. Als er nicht mehr zu Füßen der Frauen saß, sondern zu Jagd und Fehde an seines Magen Seite ritt, begab

es sich eines Tages, daß er durch die Galerie des Wintbergturme ging und seine Base Gertrud ihm entgegen kam.

Als Kinder hatten die zwei mitsammen getollt und gespielt, dann lernte sie zu Boden seh'n, er trug den Blick umso freier: das trennte sie. Die Galerie war schmal, und als die Beiden aneinander vorbei drängten, umfaßte Hadmar das Mädchen und küßte es. Die Wirkung des Kusses war unermeßlich.

Das Mädchen stieß ihn mit äußerstem Abscheu zurück und lief wie in Todeshast die Treppe zum innern Hof hinab. Dort auf dem Rasen sah Hadmar sie zusammensinken und als er nacheilte, wand sich ihr Leib in Krämpfen, so daß der erschrockene Jüngling laut schrie, worauf Gesinde kam und Gertrud ins Frauenhaus getragen wurde.

Von diesem Tage an sprach Gertrud wenig, und ihrer Wangen Rot erlosch. Ängstlich war sie bedacht, den jungen Ritter zu meiden und verbarg ihr Antlitz, wenn er unversehens vorüber kam. Hadmar seinerseits konnte sich zwar nicht erklären, wie ein Kuß so tiefe Wirkung übte, da er aber sah, wie die Jungfrau litt, merkte er, daß er an ihr schuldig sei und versuchte mehrmals, Verzeihung zu erlangen. Er kam jedoch nie über die ersten Worte hinaus, weil Gertrude heftig zu zittern begann, wenn er vor ihr stand. Also mied auch Hadmar das Mädchen und hätte das Erlebnis vielleicht vergessen, wenn er nicht hätte fühlen müssen, daß die Jungfrau ihn mit Haß und Verleumdung aller Art verfolge. Dies dünkte Hadmar eine unheimliche Wesensänderung der Kindheitsgespielin, er verlor den Schlaf darüber, und der Aufenthalt in Eberstorf ward ihm unleidlich. Während er noch erwog, ob er von seinem Ohm Urlaub begehren sellte, um sich nach Hornsberg, der väterlichen Veste zu begehen, kam ihm der Eberstorfer zuvor und entließ ihn, ja er jagte ihn beinahe davon, denn er sah nach den vielen Anklagen, welchen der junge Hadmar selten und unkräftig widersprochen, in seinem Neffen eher einen verkappten Verräter als einen treuen Anverwandten. Bitteren Herzens sprach Hadmar in der Stunde des Abschieds zu Gertrud und fragte, warum sie eines Kusses Schuld so hoch werte. Da rief sie: »Hadmar, ich glaube, Ihr träumt. Wann hättet Ihr mich je geküßt?« Hadmar erzählte das Begebnis ausführlich, wobei ihm vor Erstaunen über des Mädchens Wort die Lippen bebten, aber da begann sie zu zittern wie stets, wenn er zu ihr sprach und er

merkte, daß sie nicht hörte, was er sagte. Also verließ er sie und die Burg seines Ohms und war ihm die Brust durch des Rätsels Verdoppelung erschüttert, da sie ihn haßte, weil er sie geküßt und doch nicht wußte, daß ers getan.

Hadmars Vater war ein trotziger Ministerial, ein Feind der schwäbischen Eindringlinge, die Herzog Albrecht ins Land brachte; den Abend seines Lebens füllten blutige Kämpfe, in denen er nicht unterlag, weil er bei währender Fehde starb. Hadmar schloß Frieden mit dem Habsburger, aber er mied den Hof zu Wien, woselbst ihm als Sohn des alten Hornsbergers wenig Gnade zu hoffen schien. Unversehens ward er jedoch durch herzoglichen Befehl nach Wien berufen, der Herzog trat ihm zürnend entgegen, denn es waren Anzeigen eingelaufen, daß er gegen das geheiligte Haupt konspiriere, ja der Verschwörer Rädelsführer sei, die des Herzogs Schwager, den König Wenzel, auf den österreichischen Thron setzen wollten. Hadmar beteuerte seine Unschuld, und weil Beweise nicht erbracht waren, nicht einmal der verborgene Ankläger sich zeigte, begnügte sich der Herzog mit Einziehung der Hornsberger Güter Sallapulka und Hötzelsdorf zur Warnung und künftigen Darnachachtung.

Anläßlich dieses Aufenthaltes in Wien, trat der Magistrat an Hadmar heran, ob er nicht die vom Herzog geraubte Reichsunmittelbarkeit durch Hadmars Hilfe wieder erlangen könnte. Bevor der Ritter sich entschied, waren diese Unterhandlungen bei Hofe bekannt, diesmal war Hermann von Landenberg sein Ankläger, ein Schwabe, der erst vor kurzem mit schmalem Beutel den österreichischen Boden betreten und hier zu Ansehen gekommen war. Die neuerliche Anklage brachte dem Hornsperger den Verlust des schönen Gutes Kattau, und Hadmar verließ fluchtartig die Stadt, in der ihm gänzliche Verarmung drohte. Er hielt sich still auf seiner Veste, aber es verging kaum ein Jahr, in dem nicht Anklagen die Ungnade des Wiener Hofes genährt hätten, wobei immer der Landenberger als unerklärlicher Widersacher gegen Hadmar stand. Als der Ritter von einer Pilgerfahrt aus Rom zurückkehrte, fand er gar seine Stammburg ausgeräuchert und es hieß zwar, daß bäuerliche Mordbrenner die Täter gewesen seien, aber der Name des Landenbergers spukte in der Gegend, und Hadmar zweifelte nicht. Jedermann wußte, daß der Landenberger Hadmars grimmigster Feind war, aber niemand außer Hadmar

wußte, daß Gertrud, des Landenbergers Weib, hinter alldem stecke und Hadmar behielts für sich; denn sollte er sagen, daß aller Haß aus eines geraubten Küßleins Zorn gewachsen sei? Wie flüchtiges Wild jagte ihn diese Frau, nie war ein Weib in Liebe treuer als Gertrud ihm im Haß. Vor dem geborstenen Wartturm, in dem die Krähen nisteten, tat Hadmar einen Schwur, ließ die Burg wieder aufbauen und wohnte in einem Häuschen daneben, denn er hatte gelobet, die Burg seiner Väter nicht eher zu betreten, als bis er an seinem Erzfeind gerächt sei. Also rüstete er und überfiel, nach ehrlich angesagter Fehde des Landenbergers Fähnlein, machte viele nieder und nahm den Ritter selbsten gefangen, nachdem er ihm eine tiefe Wunde geschlagen hatte.

Hermann von Landenberg ward in ritterlicher Haft gehalten, aber seine Wunde schloß sich nicht, er siechte dahin. Hadmar, der unbeweibt geblieben, saß an seinem Schmerzenslager, und der kranke Ritter, den Siechtum und naher Tod milde stimmten, gestand, was Hadmar längst wußte, daß Gertrud des unheilvollen Hasses Entfacherin gewesen und ihn mit nimmer müdem Schüren bis zur letzten Fehde erhalten habe. Hadmar hing an den Lippen des kranken Ritters, er wollte immer mehr und mehr von Gertrud hören, ob er vielleicht des alten Rätsels Lösung vernähme, aber des Kinderkusses ungeheure Wirkung stieg bis zum Himmel und Hadmar konnte sie nimmermehr ergründen. Da hieß er den Landenberger sein Weib zu seiner Pflege in die Gefangenschaft zu bestellen und obwohl ihm vor Gertrud im Innersten graute, sah er doch keinen andern Weg, um das Geheimnis seines und ihres Daseins zu lösen.

Und Gertrud kam. Im binsenbestreuten Prunksaal trat sie Hadmar gegenüber, blond, stahlblauen Auges, jung, fast kindlich, als wären diese zwanzig Jahre spurlos an ihr vorbeigeronnen. So unversehrt schien die Frau, als hätte eine Vorsehung die schlanke Jugend für späte Zwecke bewahren wollen. Aber Hadmar war grau.

»Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid,« sagte er.

»Nicht Euretwegen kam ich,« entgegnete die Frau.

»Ihr haßt mich?« fragte der Ritter.

»Habt Ihr mir nicht den Gemahl zu Tode verwundet?« rief die Frau.

Da überwältigte Hadmar der Schmerz, denn er fühlte allen Haß, mit dem diese Frau ihn alle seine Tage gehetzt, und diese

Frau glich seinem fernen Jugendgespiel. Er gedachte des Kieselbaches und der blumigen Au, des Schlupfes hoch im Lindenwipfel, er dachte an alles, was einstmals war, und er rief zweimal: »Gertrud, Gertrud!« Sie wandte sich ab. Hadmar geriet in eifervollen Zorn und beschloß die Sache an ein Ende zu bringen. Er hielt ihr in eiliger Rede die vielen übeln Dienste vor, so sie ihm schon in Eberstorf und dann in Wien und anderwärts erwiesen, faßte sie schließlich am Arm und sprach mit starker Stimme: »Alles dies um einen Kuß!«

Gertrud zuckte unter dem Worte zusammen nnd sagte tonlos: »Ich weiß nichts von einem Kuß!«

»Teufelin!« rief da der Ritter, indem er ihren Arm umso fester umklammerte, »Du sollst nicht von der Stelle, ehe Du des Hasses Grund gestehst!« Gertrud begann zu zittern, ward fahl und sank zu Boden. Der Ritter erschrak, ihm schien, als hätte er dies schon einmal erlebt. Er legte die ohnmächtige Frau auf eine Truhe, rieb ihr Hände und Wangen und bemühte sich um sie. Sie faßte seinen Kopf, zog ihn zu sich und küßte ihn lange, wobei sie die Augen geschlossen hielt und augenscheinlich schlief. Der Ritter riß sich los und verließ das Zimmer.

Am andern Tage war der Landenberger gestorben. So mußte Hadmar die Witwe mit dem Leichnam ihres Gemals entlassen. Die Bestattungsfeier war kaum vorüber, da erhielt Hadmar strengen Befehl, vor dem Richterstuhle des Herzogs Albrecht in Wien zu erscheinen. Es wollte ihm schier das Herz verbrennen, als er in Wien hörte, er sei des Folgenden bezichtigt: er habe der Gattin des verwundeten Landenbergers die Auslieferung des Ritters angeboten, wenn sie für eine Nacht Hadmars Bett zu teilen sich entschlösse. Gertrud habe kräftig widerstrebt, da aber der Landenberger immer schwächer wurde, habe sie des Wüstlings Begehren erfüllt. Am selben Abend sei der Landenberger verschieden, und Hadmar habe ihrs arglistig verschwiegen, so daß sie wider Wissen und Willen in ihres Gemals Todesstunde in den Armen eines andern gelegen sei. Darauf wolle sie das Gottesurteil der Feuerprobe bestehn.

Der Herzog saß im Kreise seiner Räte, ein rotglühendes Eisen ward mit Zangen hereingetragen, Gertrud trat vor, den rechten Arm entblößt, sie faßte das feurige Metall mit nackter Hand und legte es vor des Herzogs Stuhl zu Boden, sachte und

ohne mit der Wimper zu zucken, daß jedermann im Saale schwieg und Gottes Stimme zu vernehmen meinte.

Hadmar sah dem allen zu als wie im Traum. Er leugnete nicht, er war müde zum Sterben.

»Es ist nötig, der Frau die Ehre wieder zu geben«, sagte der Herzog. Der Ehevertrag wurde sofort aufgesetzt, am selben Nachmittag fand die Trauung statt. Vor der Kirche war ein Schaffot errichtet, der Henker erwartete nach des Herzogs Befehl den verbrecherischen Ritter. Hadmar hatte sichs nicht anders versehen. Gertrud aber, die jetzt des Hornsbergers Gattin war, schauderte, sie bat den Herzog um Gnade. Als dies vergebens war, lief sie die Stufen zum Blutgerüst hinan und rief zu allem Volk: »Ich habe gelogen, Hadmar ist unschuldig und aller Ehren voll!«

Zweifelnd sah der Herzog um sich. Aber es dünkte Hadmar leichter zu sterben, als mit diesem Weibe zu leben. Er sagte: »Um mich zu retten, lügt sie jetzt. Bedenkt die Feuerprobe.«

»Die Feuerprobe!« schrie das Volk.

Da zog Gertrud einen Dolch aus dem Gürtel und schnitt Wunden in ihren rechten Arm, daß das Blut aus den Adern spritzte: »Ich bin gezeichnet, mein Arm ist empfindungslos«, sagte sie, »die Feuerprobe war Betrug.«

Sie erblaßte und sank. Hadmar kniete bei ihr nieder, sie umschlang ihn mit blutendem Arme und flüsterte ihm ins Ohr und sprach zu ihm, bis sie starb.

Fritz Wittels.

* * *

Der Sündenpfuhl.*)

Die bürgerliche Gesellschaft besteht aus zwei Arten von Männern, aus solchen, die sagen, irgendwo sei eine »Lasterhöhle« ausgehoben worden, und solchen, die bedauern, die Adresse zu spät erfahren zu haben. Die Einteilung hat den Vorzug, daß sie sich in einer und derselben Person vollzieht, weil nicht Gegensätze der Weltanschauung, sondern bloß Umstände und Rücksichten für die Wahl des Standpunktes maßgebend sind. Man würde aber fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß die sittliche Ent-

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

rüstung und die Begierde in übersichtlicher Weise nebeneinander gelagert sind; sie greifen vielmehr ineinander und sind unaufhörlich damit beschäftigt, ihre Kräfte gegenseitig zu steigern und ihr Objekt zu vergrößern. Jetzt sind es gerade 1908 Jahre, daß dieser eifersüchtige Kampf zweier Lebensprinzipe andauert, in dem die Entrüstung sich an der Begierde und die Begierde an der Entrüstung nährt, in dem die Welt immer moralischer wird, je unsittlicher, und immer unsittlicher, je moralischer sie wird. Es würde am Ende gar keine Lasterhöhlen mehr geben, wenn sie nicht ausgehoben würden, denn bis zu dem Zeitpunkt, da eine ausgehoben wird, ist sie ein friedliches Bürgerhaus. Die Phantasie wälzt sich auf Lotterbetten, und die Sittlichkeit ist die Enttäuschung darüber, daß es kein Laster gibt. Sie schließt mit Recht die Augen vor einem Sündenpfuhl; denn wenn sie ihn sähe, würde sie sich über Langweile beklagen. Sie wendet sich von Abgründen der Unmoral, deren Gähnen eine ansteckende Wirkung hat. Das bißchen Laster, das hin und wieder in deutschen Landen zustande kommen mag, ist nur eine Folge der übertriebenen Gerüchte, die darüber verbreitet werden. Um nicht zu weit hinter ihrem Ruf zurückzubleiben, tut die Unsittlichkeit manchmal so, als ob sie da wäre; die Blamage ist noch immer groß genug, wenn's an den Tag kommt, was an den Tag gekommen ist. Nur Staatsanwälte und Berliner Bohemiens glauben an das Laster. Wenn irgendwo in einem separierten Zimmer zwei Leute gesessen sind, so muß nicht die Bibel gelesen worden sein; aber aus der Beobachtung, daß das Zimmer versperrt war, geht auch noch nicht hervor, daß eine schwarze Messe gelesen wurde. Bloß das Dunkel, das heutzutage über eine gottgefällige Handlung gebreitet werden muß, hat diesen Glauben genährt. Man ahnt aber gar nicht, wie sündenrein das Leben verliefe, wenn die Moral daran nicht Anstoß nähme. Seitdem ich einmal erfahren habe, daß eine Unschuld vom

Lande durch die Bemühungen einiger Idealisten aus einer Lasterhöhle der Großstadt befreit und der Familie zurückgegeben wurde, und seitdem ich weiß, was dann weiter geschah, wie das Mutterauge sie doch erkannt und der Vater zur Blutschande gezwungen hat, und wie sie sich am andern Tage aus den Familienbanden in die Lasterhöhle rettete, die nichtsnutzige Person, seitdem weiß ich, wie berechtigt der Abscheu vor dem Laster ist. Ach, die Perversität des Lebensgenusses zeigt uns in Haus und Gesellschaft ihre abschreckendsten Formen und schafft das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit in ein Bordell zu gehen und sich wieder daran zu erinnern, daß Reinheit des Empfindens ein unverlierbares Gut ist. Und wo kommt denn noch heute, in dieser Welt des Unfriedens, die bürgerliche Gesittung zu Ehren, wenn nicht bei den paar Kupplerinnen? Um ihretwillen müßte Sodom vor der Zerstörung bewahrt bleiben. Sie haben sich in die Bresche gestellt und standhaft der Unmoral gewehrt, die aus der Familie, aus den Klöstern und aus adeligen Instituten in die Bordelle einzudringen drohte. Aber sie trotzen auch der Verleumdung; denn eine Legende behauptet, daß ihre Häuser sich die vornehme Abgeschlossenheit zunutze machen, um erotischen Vergnügungen als Schauplatz zu dienen. Soll man sie ernstlich gegen einen Vorwurf verteidigen, der der verdorbenen Phantasie der bürgerlichen Gesellschaft entstammt? Die Kupplerinnen dienen einer schlichten Naturnotwendigkeit, die den sittlichen Vorzug hat, daß sie die Beteiligten nicht für das ganze Leben aneinanderkettet und wenigstens nach ihrer Erledigung jeden nach seiner Fasson selig werden läßt. Sie gewähren der Erotik, die eine abgefeimte Betrügerin der Natur ist, keinen Unterschleif, sie servieren die Hausmannskost ohne Gewürze, sie weisen mit Entrüstung jede Extravaganz zurück, die vom horizontalen Pfad der Tugend abweicht. Wir leben ein jammervolles Dasein der Illusionen, und nur bei den Kupplerinnen ist Wahrheit.

Selbst ihre Lügen wurzeln in der Realität und sind noch immer verläßlicher als unsere Einbildungen. Sie teilen die Erscheinungen des Lebens in schwarz und blond oder in groß und klein oder in stark und schlank, sie haben eine Ästhetik, die in jedem Seminar tradiert werden könnte. Ihr Haus ist in allen Beziehungen das Abbild einer verlorenen sozialen Ordnung. Die Welt ist vom Wahn der Gleichheit beherrscht, hier gibts noch Klassengegensätze. In der Welt kann der Unterschied zwischen einer Adeligen und einer Bürgersfrau mit Geld überbrückt werden, hier bezeichnet das Geld die Rangstufe und keine adelige Gesinnung vermag den sozialen Abstand zwischen zwei Kupplerinnen wettzumachen. Aber die Kupplerinnen sind nicht nur ein Kitt des gesellschaftlichen Lebens, das in der Zeiten Unrast zerfällt, sie sind auch eine Staatsnotwendigkeit, an deren Erhaltung die höchstgestellten Personen ein Interesse haben, und es gibt politische Gemeinschaften, in denen man eher mit dem § 14 regieren kann, als ohne die Frau Löwy. Und da man sie auch notwendiger braucht als einen voreiligen Staatsanwalt, der es auf ihren Hausfrieden abgesehen hat, so kann es geschehen, daß sie diesen in der Karrière überflügelt. Eine soziale Schädlichkeit der Kupplerinnen wäre überhaupt nur in ihrer Geneigtheit zu erblicken, das Risiko der gesetzlichen Strafe zu ein bißchen Ausbeutung zu benützen; aber man wird nicht sagen können, daß sie mehr Wucher treiben als unbedingt notwendig ist, um sich in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten. Solange die Kupplerinnen den Staat nicht um die Steuer betrügen, liegt kein Grund vor, ihre Ehrenrechte anzutasten und ihnen etwa auch jene Titel abzuerkennen, die zu führen sie berechtigt sind; denn manchmal nennen sie sich Doktorin, Professorin, Rätin oder dergleichen und heben sich schon dadurch von den vulgären Gelegenheitsmacherinnen ab, die infolge schlechter Geschäfte fortwährend eine Verfolgung zu

gewärtigen haben. Tatsächlich gelangen manche Kupplerinnen zu hohem Ansehen und bringen es sogar zuweilen zu einer präsidierenden Stellung in einem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels. In jedem Zweig der sozialen Hilfstätigkeit sind sie vertreten, und als einmal an eine die Frage gestellt wurde, was denn ein halbwüchsiges Mädchen bei ihr zu suchen habe, meinte sie, zuhause werde das Kind nur verdorben, weil die Mutter Liebhaber empfange, und auf die Frage, ob die Abwesenheit des Mädchens zu so später Stunde nicht dennoch auffällig sei, hatte sie die selbstbewußte Antwort: »Erlauben Sie, Herr Doktor, die Mutter weiß doch, wo das Kind ist!« Als sie später verhaftet wurde, war das Bedauern ein allgemeines. Sie hatte viel für die Witwen und Waisen getan, und kein Polizeibeamter war unbeschenkt von ihrer Schwelle gegangen. Man fragte sich auch mit Recht, seit wann es denn Sitte sei, Wohltäterinnen bei Nacht und Nebel nach dem Gefängnis zu eskortieren. Es war ein Ausnahmsfall. Die Behörden sind durch Schaden klug geworden und hüten sich in der Regel vor den ehedem so beliebten Mißgriffen. Es mag noch hin und wieder vorkommen, daß statt einer anständigen Frau eine Kupplerin belästigt wird, aber der Schrei der Entrüstung, der dann jedesmal durch die Öffentlichkeit geht, mahnt die Behörden zur Vorsicht. Es versteht sich von selbst, daß die meisten Kupplerinnen Schutzpatroninnen der Kirchen ihrer Heimat sind und das Geld, das sie von gemeinnützigen Zwecken beziehen, gemeinnützigen Zwecken wieder zukommen lassen. Der künstlerische Geschmack und der religiöse Sinn des deutschen Hauses, die in der bürgerlichen Gesellschaft vielfach durch Snobismus und Heuchelei entstellt sind, finden sich nur mehr bei ihnen vertreten. Schon im Vorzimmer fällt einem das Muttergottesbild auf, das man nicht in allen Bürgerswohnungen trifft, und während es kaum ein Familienheim mehr gibt, das nicht den Ehrgeiz hätte, von Van der Velde einge-

richtet zu sein, wird hier noch der altdeutsche Stil in Ehren gehalten. Eine stehengebliebene Pendeluhr zeigt, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt, ein thönernes Schwein dient keiner versteckten Symbolik, sondern der Sparsamkeit, und über dem Bett hängt eine idyllische Alpenlandschaft, in der die Kühe grasen und die Stiere sich's gut gehen lassen. Auch muß man sagen, daß die Kupplerinnen streng dynastisch fühlen und zwar zumeist für das serbische Königshaus. Sie datieren die Weltgeschichte von der Zeit, da die Obrenowitsch noch in Blüte standen, und bezeichnen den Königsmord als die Wende in der Entwicklung des Mädchenhandels. Ergreifend wirkt die aus tiefer Geschichtsauffassung geschöpfte Klage, wenn Alexander statt der Draga, die an allem schuld war, die Finerl geheiratet hätte, die er »durch uns kennen gelernt hat«, alles wäre anders gekommen: »Da hätt' es kein Gemetzel gegeben!« Solche und hundert ähnliche Erkenntnisse kann man aus dem Munde der Kupplerinnen hören, wenn man auf den aussichtslosen Wahn verzichtet, bei ihnen Abenteuer zu finden. Die gesunde Ahnungslosigkeit, mit der sie dem Laster gegenüberstehen, gleicht die übertriebenen Vorstellungen, die die Welt von ihrer Tätigkeit hat, durch einen Humor aus, der besser ist als alle Freuden der Sinne. Die Naivität, die sich in einer Lasterhöhle verbirgt, lebt selbstzufrieden dahin und gerät in grenzenloses Staunen, wenn es der Zufall wirklich einmal will, daß sie ausgehoben wird. Dann aber hat der Humor ein Ende, die Kupplerinnen werden aus einem Erwerb gestoßen, mit dem alle Beteiligten einverstanden waren, und versinken rettungslos in dem Sündenpfuhl der bürgerlichen Gesellschaft.

Karl Kraus.

»Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Sieht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiener sagt, daß Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit. Um Vers, Bild, Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen — das begreift auch der Deutsche —, aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten?—es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte.« Nietzsche.

* * *

Der Skeptiker.*)

Nach einem Spruche Goethes antwortet jedem Alter des Menschen eine gewisse Philosophie ... »Ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache ...« Der Name des Skeptikers greift einen, allerdings bestimmenden Zug, das Zweifeln, aus der Summe von seelischen und physischen Anzeichen heraus, die das Wesen dieser Denk- und Lebensrichtung, den Inhalt und die Stimmung ihres Ausdrucks ausmachen, aber der Name erschöpft nicht die Fülle ihrer Äußerung. Aus der männlichen Natur des Skeptikers ist allein seine Gestalt, sein Schicksal, Pathos und Wirkung seiner Persönlichkeit etwa zu entwickeln und zu verstehen.

Man betrachte einen geistigen, vom Leben schonungslos durchgebildeten, gehärteten, ausge-

*) Die guten deutschen Ausgaben von Vauvenargues und Larochefoucauld (Eugen Diederichs), von Champfort (R. Piper & Cie.), die Auswahl von Lichtenbergs Schriften (E. Diederichs) und insbesondere der eben erschienene erste Band einer vollständigen Übertragung der Essais von Montaigne (Berlin, Wiegandt & Grieben) geben den Anlaß zu diesem Versuche einer Darstellung des Skeptikers.

schärften, aber in seinem Wesen gleichgewichtig verharrenden Charakter. Aus einer reichlich aufnehmenden, von der Realität durchdrungenen Kindheit geht der Jüngling hervor mit einem meist überschwänglichen Kraftgefühl, das alle Aufgaben der Gesamtheit als persönlichsten Zweck an sich ziehen will in einem ungemessenen, weitsichtigen Selbstgefühl. Er bedarf der Erlebnisse als seiner eigentlichen Nahrung, denen er sich nicht anpassen kann, sondern die er willkürlich deutet, nicht ohne daß ihre Grausamkeit ihn immer wieder enttäuscht und abstößt. Er assimiliert sie in einem Prozeß fortgesetzter Enttäuschungen. Die Maßlosigkeit seiner Absichten, die Idealität, die er allem beilegt, gehören zu seinem Schicksal, die Leidenschaft, ja der Selbstbetrug, die Welt nach seinem Bilde formen zu können, sie nur durch sich zu rechtfertigen, sind ihm gemäß. Die tragischen Gestalten der ikarischen Jünglinge treten in jeder Generation von neuem hervor, von den ergreifendsten Dichtungen erfaßt: ein Werther und Niels Lyhne. Das Leben erzeugte die Tragödie Heinrichs von Kleist. Diese Jugend ist todgeweiht. Den Idealisten überlebt der Skeptiker.

Der Mann hat Qualen und Enttäuschungen bestanden, deren jede eine Wunde geschlagen, die langsam vernarbt ist, nicht ohne einen leisen Schmerz, eine Frage statt einer Antwort, Zweifel statt Verzweiflung zu hinterlassen. Er hat die Schauer des Sterbens physisch und geistig vorempfunden, den Untergang von Überzeugungen, das Scheitern von Gefühlen, den Wechsel von Neigungen, die Veränderungen des Urteils, die Vieldeutigkeit sittlicher Begriffe erfahren. Körper und Geist mußten sich an die verschiedenen Klimate der menschlichen Zustände gewöhnen und im fortwährenden Wechsel von Gelingen, Ertragen, Sichverbergen und -offenbaren bestehen. Die Beweglichkeit der Jugend verliert sich, wie die geflügelten Pflanzensamen endlich irgendwo ruhen. Es gilt, zu wurzeln. Durch gesammelte Spannkraft

wird der fühlbare Mangel an äußerer Veränderung ersetzt. Standfestigkeit ist das Kennzeichen dieses Charakters, der das Erleben, die Ereignisse nicht mehr aufsucht, sondern erwartet, nicht mit ihnen davonjagt, sondern in ihrer Mitte verharrt. »En vivant, en voyant les hommes, il faut, que le coeur se brise, ou se bronze« (Champfort). Diese Verhärtung bringt eine Art von Passivität mit sich. Wer möchte die Bedeutung der Neigungen, die Macht der Instinkte, die Herrschaft des Willens, alle Veranlassungen der Aktivität noch herbeiwünschen, der immer wieder an ihre Grenzen gemahnt wurde! Die Aktivität ist jetzt ganz auf die Fähigkeit des inneren Erlebens, des Erkennens, nicht auf das Sagen, sondern auf das Erwidern verwiesen, der Geist ist zu einer feinsten Wage der Erscheinungen geworden und bestimmt sie mit einer annähernden Objektivität. Die Antwort auf jeden äußern Anreiz erfolgt lebhaft, doch ohne den Mann außer sich selbst zu bringen. Das Erlebnis gilt nur mehr als ein Anschein. Der Mann erntet die Früchte seiner einstigen Niederlagen. Ehemals bestand seine Freiheit in Hingabe, jetzt in der Wahrung seines Selbst. Das Pathos der Jugend lag darin, daß sie die eigene Kraft und die der Gesamtheit verkehrt einschätzte. Das Pathos des Mannes, des Skeptikers liegt in dem Wissen um die letzte Ohnmacht aller selbstischen Energie, die gleichwohl als die einzige Lebenswürdigkeit empfunden wird. Die unbedingte Bewegung, das vorwaltende Handeln der Jugend setzt eine so sichere, wie falsche und einfältige Wertung von Richtung und Ziel voraus, die verharrende, beobachtende Ruhe der Skepsis ist durch einen langsam erwachten, zähen Instinkt für das jeweilige Gegenargument bedingt. An Stelle einer Wahrheit treten vielfältige Gegenwahrheiten, die Gesinnung in Dialektik verfeinern. Die Leidenschaft, das Temperament sind von der Gefolgschaft einer einzelnen Idee oder Handlung losgezählt und gehören in einer Freiheit, die berauscht der eigenen Bestimmung

inne wird, völlig der Argumentation. Früher mochte man in der Welt mitspielen und unterlag dem ganzen Schicksal des dargestellten Charakters. Jetzt erblickt man das Geschehen als Zuschauer und lenkt es an den Drähten der zugleich imaginierenden und überraschten Dialektik. Dies gibt einen Vorsprung des Skeptikers vor jeder Tat durch die Vorwegnahme aller ihrer Unzulänglichkeiten, vor jedem Abschluß durch die Vorwegnahme des Gegeneinfalls, vor der Leidenschaft durch die Antizipation ihrer Enttäuschung. Der Skeptiker führt mit lauter Enttäuschungen seinen Haushalt. Nur glaube man ihn nicht vor Verbitterung, Empörung, Zorn, Abscheu bewahrt. Aber er macht aus diesen Notwendigkeiten seine Freiheiten. Von der Bedingtheit alles Geschehens tausendfach gefesselt, lernt er eben sie gebrauchen, in der Ohnmacht des Lebens die Kraft seiner Anschauung genießen. Die Macht, die dem Tätigen in diesem kurzen Leben das einzige sichtbare Maß seiner Persönlichkeit bietet, wird verinnerlicht, durchgeistigt durch eine zugleich entsagende und wieder großartig ausschreitende Bewußtheit, die ihr Erkennen mit keinem Tun vertauschen möchte. Das heroische Pathos des Skeptikers liegt darin, daß er seinem Erkennen die Würde, Lust und Bedeutung der Handlung, und zwar ganz aus eigener Machtvollkommenheit verleiht. Eine Illusion, die vor der Enttäuschung geschützt ist, weil sie sich ihrer bedient und an ihr immer wieder erneut wird. Dabei geht schließlich selbst der Wille zu positiver Lebensgestaltung lächelnd unter. Eine Erkenntnis, die ihren köstlichsten Anteil der Beute gerade aus der Torheit, den Irrtümern, der immer wiederkehrenden Schuld erhält, möchte die schwersten Mängel nicht missen, deren sie bedarf, um sich in Leiden und Lust zu erneuen. Sie würde die Torheit erschaffen, wenn sie nicht bestünde, das Schlechte erzeugen, um sich darüber zu erzürnen, das Unzulängliche aufziehen, um den Traum der Vollkommenheit zu erleben. Sein Leiden unter all der Wider-

wärtigkeit, Schwäche und Narrheit gibt dem Skeptiker das gute Recht, sie zu bejahen, da er aus seinen Empörungen sein einziges Glück schöpft. Man hört oft die theoretisch gerichteten Ärzte anschuldigen, daß sie über dem Erkennen des Übels dessen Heilung vergessen. Das ist ihre Skepsis. Die Krankheit ist ewig, die Arznei macht einen einzelnen Fall gut. Der Skeptiker hat an dem erledigten Einzelfall weiter kein Interesse. So werden Tat, Wirkung, Ruhm und Macht gegen den Genuß des Erkennens, gegen den Reiz der sich steigernden und am Widerspruch belebenden Dialektik, gegen die weiten Ausblicke der Erfahrung, Freude wird gegen Trost, Glück gegen Genügen, Sieg gegen Ruhe drangegeben. Eine leidenschaftliche, unbegrenzte Betrachtung kennt keinen Wunsch mehr, als sich selbst. Diese bei gesammelter Kraft scheinbar umso widerspruchsvollere Ruhe, dieser eifrige Müßiggang (nach Nietzsche »aller Psychologie Anfang«), dies ständige Sichfreireden und Sichlosdenken, diese Steigerung des geistigen Gehörs, des psychologischen Gesichts, dieses gelassene Schauen in alle Abgründe der Existenz bringt eine eigentümliche Heiterkeit hervor. »Beim Anblick alles dessen, was auf der Welt vorkommt, müßte schließlich auch der größte Menschenfeind heiter werden und Heraklit vor Lachen sterben« (Champfort). Der Humor, die gute Laune des Scharfsinns, das durch die treffende Dialektik befriedigte und befreite Gemüt ist die Entschädigung des Skeptikers, wie denn der Humor im Grunde häufiger ein Ergebnis, als eine Gabe ist.

So verharrt der Skeptiker kräftig auf dem tragenden Erdboden, durchaus geistig, aber nicht eigentlich spekulativ — müßige Spekulation haßt er als Tatsachengeist wie einen Urfeind — und hält sich von seinen nächsten Gefahren: dem Zynismus und der Mystik in gutem Abstand. Er wird unversehens ein Beispiel für getroste Lebensführung, was allerdings ein Lächeln abnötigt, denn das Genie des

Erkennens ist nicht lernbar und der unvertretbare Wert der Erfahrung liegt nur eben im Erleiden.

Bei der kleinen Auslese der Geister, die aus dem unendlichen Erleiden diese geniale Erfahrung ziehen und das Erleiden der Wirklichkeit zu ihrem Glück machen, ist das Werk der Skeptiker leicht zu überblicken. Intensität, nicht Ausdehnung, Verdichtung zu einer komplexen Essenz kommt ihm in allen seinen Äußerungen zu. Auf das reale Leben, Umgang mit Menschen, Beobachtung der Leidenschaften, Ergründung von Sitten und Gemütszuständen angewiesen, ist diese Art der Betrachtung eine glückliche und einzige Mischung von künstlerischer Synthese und kritischer Analyse. Das »Als Ganzes Sehen«, das den Künstler ausmacht, liegt auch dem Schaffen des Skeptikers zugrunde, die Analyse gibt nur die Methode der Verarbeitung. Der darstellerische Impuls des Erkennenden, seine Fähigkeit, Analogien zu wittern, unerwartete Verwandtschaften aufzuspüren, geheime Motive zu entlocken, ein vieldeutiges Erlebnis zu vereinfachen, ein scheinbar einfältiges geistig zu durchleuchten und von allen Seiten strahlend zu zeigen, macht jede Beobachtung des Skeptikers zugleich giltig und überraschend. In der ungelösten Verbindung mit dem täglichen Leben, in dem unwillkürlichen Aufsuchen der Probleme in allen realen Zuständen wird der unleugbare künstlerische Ursprung der seelischen Disposition deutlich, die den Skeptiker bestimmt. Aber die Auswertung dieses Materials geschieht beschreibend, nicht gestaltend, indem das Unmittelbare des Eindrucks gleichsam abgedampft wird bis auf seine Elemente. Diesem eigentümlichen Schwebezustand zwischen ästhetischer Anschauung und ethischer Formulierung, zwischen künstlerischer Intuition und gedanklicher Auslösung verdankt die skeptische Äußerung ihren unnachahmlichen Charakter einer treffenden Antwort, die nach einem Goethe'schen Wort einem lieblichen Kusse gleicht. So spotten selbst jene Schöpfungen des skeptischen Geistes, die

einen rein künstlerischen Ausdruck gewählt, mit der reizvollsten Willkür jeder geschlossenen Darstellung, wie etwa Sternes »Empfindsame Reise«. Auch die Werke der »Humoristen« unterliegen zumeist der formauflösenden skeptischen Laune, wobei der Humor etwa als überwiegende Gefühlsenergie zur Gestaltung und rein künstlerischen Zusammenfassung der Anschauung drängt, bei einem endlichen Sieg des Erkennens und Durchschauens aber sich zum Witz, zur launigen und abstrakten Wendung des Wortes als höchsten Restes verflüchtigt (bei Jean Paul). So erscheinen die Übergänge vom Skeptiker zum Humoristen, wie die vom betrachtenden zum gestaltenden Künstler, vom männlich irdischen zum mystischen Geiste überaus zart abgestuft.

Die Form der treffenden Antwort, nicht in der allzu knappen Fassung des Spruches, sondern in der glücklichen momentanen Eingebung, in welcher alle zuströmenden Erwägungen die Vielseitigkeit des erhellten Problems verraten, ein dialogischer, nahezu dramatischer Charakter einer in ihrer Wesenheit verlautenden geistigen Situation macht die Aphorismen zu den hauptsächlichen Mittlern der skeptischen Darstellung und gibt ihnen die zugleich klare und unheimlich weittragende Lebensstimmung, die über jedem Wort einen ungeahnten Horizont eröffnet.

Lichtenberg und Montaigne sind in einigem Belang Ausnahmen. Der erste durch das Mitspielen einer witzigen Phantasie, die den Einfällen ein barockes Kostüm überwirft und in Variationen über ein Thema sich ergeht, Gleichnisse leibhaftig jedem Einfall als Spiegelungen gegenüberstellt und oft nicht bloß mit dem treffenden Wort, sondern erst mit dem sinnfälligen Bilde sich beruhigt. Montaigne hinwiederum ist einzig durch die idyllische, ja epische Natur seines im Zuständlichen behaglich verweilenden, die Fülle ordnenden und schätzenden Geistes, der die Lust des Erkennens nicht in der augenblicklichen Entladung durch den Blitz des Einfalls büßt, sondern sie syste-

matisch, durch eine scheinbar spielende Untersuchung erstreckt und vertieft, mit allen Organen auskostet. Keiner bedarf wie er, so zahlreicher Hilfen des Gedächtnisses, der Bildung, eine überreiche Anekdotik steht ihm zu Dienst, das alte Erbe der romanischen Erzählerfreude und die Gewohnheit der lateinischen Kultursprache, seiner Wahlmuttersprache, bleibt ihm unverkümmert.

Der Skeptiker macht durch die eigentümliche Weise seines Denkens die Erscheinungen leicht und durchgängig, er nimmt dem Schicksal seine Schwere und gibt ihm die Anmut des Spiels, des gewichtlosen Schwebens. Der Glanz seiner Heiterkeit hat einen wunderbar vertieften Gehalt: sie ist Wille, Schicksal, Selbsteroberung. Man blickt durch alles Menschliche wie durch Kristall. Es ist durchsichtig geworden. Die künstlerische Gestaltung gibt eine mittelbare Erkenntnis, indem sie die Realität in ihren Widersprüchen hinstellt und die Wirklichkeit noch einmal gebiert, um sie zu erlösen. Die Aussage des Skeptikers gibt eine unmittelbare Erkenntnis, indem sie die Wirklichkeit sowohl voraussetzt, als überwindet, die Erscheinungen in ihrer Gesamtheit durchdringt und sich zugleich von ihnen befreit. Sie vereinigt alle Menschlichkeiten in einem Brennspiegel, der den Schein in Feuer, die Farbe in Licht, das Erlebnis in Schicksal verdichtet. Die skeptische Art der Umwandlung alles Daseins in Erfahrung ist so eigentümlich, daß zuweilen ein einziges Wort den Skeptiker besser kundgibt, als jeder Versuch einer Zusammenfassung dieses unvererblichen und unlehrbaren Besitzes, der im Grunde wieder geheimnisvoll und undurchdringlich bleibt, wie alles Naturgewachsene. »‚Sich keine Illusionen mehr machen‘: da beginnen sie erst.« (Karl Kraus). Das sagt der Skeptiker. Das ist er.

Otto Stoessl.

* * *

Tagebuch.

Auch ein anständiger Mensch kann, vorausgesetzt, daß es nie herauskommt, sich heutzutage einen geachteten Namen schaffen.

*

In Lourdes kann man geheilt werden. Welcher Zauber sollte aber von einem Nervenspezialisten ausgehen?

*

Ich habe um mancher guten Entschuldigung willen gesündigt und darum wird mir vergeben werden.

*

Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist. Aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist.

*

Der persönliche Umgang mit Dichtern ist nicht immer erwünscht. Vor allem mag ich die Somnambulen nicht, die immer auf die richtige Seite fallen.

*

Ihm gebührt das Verdienst, in die Anarchie des Traums eine Verfassung eingeführt zu haben. Aber es geht darin zu, wie in Österreich.

*

»Zu neuen Taten, tapferer Helde, wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht!« So spricht das Weib Wagners. Dem Helden müßte bei solcher Bereitschaft die Lust an den Taten und die Lust am Weibe vergehen. Denn die Lust an den Taten entstammt der Lust am Weibe. Nicht zu den Taten lasse sie ihn, sondern zur Liebe: dann kommt er zu den Taten. Solcher Psychologie aber entspräche auch das Wort Wagners, wenn nur die Interpunktion verändert wäre. Die Alliteration mag bleiben. Man lese also: »Zu neuen Taten, tapferer Helde! Wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht ...«

*

Omne animal triste. Das ist die christliche Moral. Aber auch sie nur post, nicht propter hoc.

*

Die wahre Beziehung der Geschlechter ist es, wenn der Mann bekennt: Ich habe keinen andern Gedanken als dich und darum immer neue!

*

Zur Vollkommenheit fehlt ihr nur ein Mangel.

*

Die Sündenmoral ist darauf aus, die Ursachen, auf die das Kinderkriegen zurückzuführen ist, zu beseitigen. Sie sagt, die Abtreibung der Lust sei ungefährlich, wenn sie unter allen Kautelen der theologischen Wissenschaft durchgeführt wird.

*

Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen.

*

Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt auch nichts der Sache.

*

Die alten Bücher sind selten, die zwischen Unverständlichem und Selbstverständlichem einen lebendigen Inhalt bewahrt haben.

*

Auch die sprachliche Trivialität kann ein Element des künstlerischen Ausdrucks sein, nämlich des Witzes. Der Schriftsteller, der sich ihrer bedient, ist echter Feierlichkeit fähig. Das Pathos an und für sich ist ebenso wertlos wie die Trivialität als solche.

*

Werdegang des Schreibenden: Im Anfang ist mans ungewohnt und es geht deshalb wie geschmiert. Aber dann wirds schwerer und immer schwerer, und wenn man erst in die Übung kommt, dann wird man mit manch einem Satz nicht fertig.

*

Die bange Frage steigt auf, ob der Journalismus, dem man getrost die besten Werke zur Beute

hinwirft, nicht auch kommenden Zeiten schon den Geschmack an der sprachlichen Kunst verdorben hat.

*

Eine exklusive Kunst ist ein Unding. Es heißt die Kunst dem Pöbel ausliefern. Denn wenn der ganze Pöbel Zutritt hat, ist es immer noch besser, als wenn nur ein Teil Zutritt hat. Ein jeder will dann exklusiv sein, und die Kunst beginnt von der Nebenwirkung des Exklusiven zu leben. Es besteht der Verdacht, daß die ganze moderne Kunst von Nebenwirkungen lebt. Die Musik von Nebengeräuschen, die Schauspielerei von Mängeln.

*

Da das Halten wilder Tiere gesetzlich verboten ist, und die Haustiere mir kein Vergnügen machen, so bleibe ich lieber unverheiratet.

*

Die Gesellschaft braucht Frauen, die einen schlechten Charakter haben. Solche, die gar keinen haben, sind ein bedenkliches Element.

*

Das höchste Vertrauensamt: Ein Beichtvater unterlassener Sünden.

*

Ein Leierkasten im Hof stört den Musiker und freut den Dichter.

*

Viele haben den Wunsch, mich zu erschlagen. Viele den Wunsch, mit mir ein Plauderstündchen zu verbringen. Gegen jene schützt mich das Gesetz.

*

Man könnte größenwahnsinnig werden: so wenig wird man anerkannt!

Karl Kraus.

Eulenburgs Briefe.

Fünf Jahre der Freundschaft, unter diesem Titel hat Philipp Graf zu Eulenburg seinen Briefwechsel mit Fritz von Farenheid herausgegeben. Das Buch wurde in wenigen Exemplaren gedruckt, war nur für Menschen bestimmt, die durch persönliche Beziehung zu den Autoren für den Inhalt empfänglich gemacht waren. Es brachte Gefühlsregungen und Stimmungsbilder, wie sie der Freund dem Freunde unmittelbar nach ihrer Entstehung bietet, ehe er sie mit logischen Festungswällen gegen feindliche Kritik gesichert hat.

Jetzt sind diese Briefe bruchstückweise in die Öffentlichkeit getragen worden, um einer gierigen Sensationslust zu dienen oder um in tendenziöser Weise beleuchtet und zu häßlichen Angriffen ausgebeutet zu werden. Da hat nunmehr die Öffentlichkeit auch einen Anspruch auf objektive Darstellung und Beurteilung des Werkes, und dieses selbst hat ein Recht darauf. Und zweifellos von Wert ist das Selbstporträt des vielbesprochenen Mannes, das er einst unbewußt Zug um Zug in seinen Briefen gezeichnet hat.

»Der Grund meines Wunsches, Ihre Bekanntschaft zu machen, hochverehrter Herr Baron, ist eine Sammlung von Briefen, die aus Ihrer Feder stammend als Manuskript gedruckt sind, und die ich — möglicher Weise ohne dazu berechtigt zu sein — gelesen habe.« Diese Worte, die in dem ersten Briefe Eulenburgs an den ihm unbekannten Farenheid enthalten sind, beziehen sich auf Farenheids »Briefe an einen verstorbenen Freund«. Der Adel der Kunst, der Geist einer reinen Freundschaft, fährt Eulenburg fort, die aus den Blättern des Manuskriptes zu ihm gesprochen haben, erregten diesen Wunsch, dem Verfasser persönlich nahe zu treten. Fritz von Farenheid, damals fast ein Siebziger, ist um dreißig Jahre älter als Eulenburg. Er hat sein Leben der Pflege der Kunst geweiht. Dieses Lebens Hauptwerk ist die wertvolle Sammlung künstlerischer Wiedergaben, die er auf seinem Gute Beynuhnen erstehen ließ. Sie hat ihm reichlich Anerkennung getragen; die Akademie der Künste in Berlin ernannte ihn zum Ehrenmitglied, die Universität zu Königsberg verlieh ihm die Doktorswürde. Die geistige Atmosphäre dieses Mannes, die auch durch seine Briefe weht, ist der Gegenwart fern. Die Schönheit und das Ideal sind für ihn nicht bloß Begriffe, sondern fast plastische Wesen, sie sind seine Hausgötter, mit denen er im vertrauten Umgang lebt. In Eulenburg

erkennt er den verwandten Geist, mit dem er die Fähigkeit des starken Empfindens teilt, an dem er die Genialität des Mitgefühls bewundert. Kunst und Philosophie sind für Farenheid Zufluchtsstätten eines überreichen Gefühles, das er aus dem Bereich des Menschlichen geflüchtet, — gerettet hat. Er schreibt: »Diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe der Schönheit und der Liebe stellt, welche in dem sehnenden Aufstreben nach der Schönheit, der Idee, die Verklärung des Lebens findet, wird wohl zu allen Zeiten nur eine kleine Genossenschaft bilden«.

Philipp Eulenburg steht zu sehr im Leben der Zeit, um den abgeklärten Frieden des Freundes teilen zu können. Aber seine Briefe zeichnet etwas besonderes aus, das sie auf ein Kulturniveau von seltener Höhe erhebt: Das ist das Suchen nach dem Menschen, die Sehnsucht nach Verstandensein und Liebe. »Was bei Weitem am meisten mich bewegt und erfüllt, es ist jenes rein menschliche Empfinden, das mir so lebenswarm entgegenquoll — jenes feine innige Verständnis für alles, was mich bewegt! Das ist der Schatz, den Sie mir bieten, nicht das Griechentum, nicht jene Philosophie der Glücklichen, die einen in alle Rätsel des Lebens und des Todes verstrickten Sterblichen trotz Aufwand größter Anstrengung nicht zu befreien vermag. In dem Gefühle des Verstandenseins liegt ein unbeschreiblicher Zauber, ein Segen, der von andern Welten kommt, ein Segen, der höher ist, als jede Beruhigung, die das Menschenherz aus dem Schatz seiner philosophischen Weltanschauung schöpft. Die Einsamkeit des Herzens ist das traurigste, was wir armen Erdgeborenen zu tragen erhalten. Wir bedürfen des ‚Verstandenseins'. Das ganze hilflose Elend der Menschen liegt in dieser Notwendigkeit der Anlehnung, aber es liegt darin auch der ganze Reichtum des Lebens«. Hier spricht ein Mensch, der die Gabe des Mitfühlens in erhöhtem Maße besitzt, der stets sich selbst im andern wiederfindet, dem fremder Schmerz und fremde Freude Erlebnis sind. Er schildert den Eindruck, den die Laokoongruppe des Vatikans auf ihn machte: »— so könnte ich den Laokoon nicht ertragen! Er hat mich einmal schon krank gemacht! In früheren Jahren hatte er mich nicht berührt; andere Gestalten waren mir herzbewegender erschienen. Damals aber wurde ich durch dieses merkwürdige Kunstwerk so plötzlich und so gewaltig erschüttert, daß ich nicht fähig war, ein Wort zu

sagen. . . . Die Hoffnungslosigkeit, das gefesselte, ohnmächtige Ringen im qualvollen Leben — wiedergegeben in einem Bilde, so vollendet, daß kein Mangel den Beschauenden in dem Fluge seines Gedankens hemmt — es erschien mir, wie die Krystallisation der Erstarrung eines Schmerzes, der mich selbst bewegte: das sanfte Bild der Kindheit, des Todes konnte mich nicht beruhigen — es waren die Fesseln, die er trug, welche mich in jene Trostlosigkeit senkten, die ich kaum zu überwinden vermochte. Nein! ich könnte auch heute nicht den Laokoon ertragen!«

Wäre das Buch, wie es heute zu wünschen ist, dem Publikum zugänglich, viele würden eine arge Enttäuschung daran erleben. Diese beiden Männer sind immer mit Menschen beschäftigt und nie mit sexuellen Problemen. Das ist unmodern. Ja, sie vergessen sogar, das Kunstwerk nach seinem Geschlecht zu fragen und ihre Gefühle beim Anblick von Statuen sexuell zu differenzieren.

Diese Briefe, deren Gegenstände Kunst, Schönheit, Freundschaft sind, gehören einer anderen Kultursphäre an, als jene der Interessenten ist, von denen sie heute als »Material« durchstöbert werden. Dieses Interesse steht kläglich tief unter seinem Gegenstand. Es sei noch bemerkt, daß es bisher ein Übereinkommen der menschlichen Gesellschaft war, ein Denken und Empfinden, wie es hier geboten wird, schön, vornehm und edel zu finden. Man pflegte auch diese Liebe zum Menschen und zur Kunst zum Besten zu zählen, das die Kultur hochstehenden Menschen erreichbar macht.

*

Der Ausdruck leidet am Überschwang, am Superlativ. Der gute Geschmack, der fünfundzwanzig Jahre später gilt, wehrt sich gegen zu starke Worte, gegen jedes Schwelgen in Begriffen.

Das Zuviel weckt heute den Reflex des Mißtrauens gegen das Gefühl überhaupt. Aber — aus solchen Gefühlen für einen Freund heraus hat Philipp Eulenburg später einmal den seltenen Heroismus besessen, angesichts rings lauernder Gehässigkeit und Rachgier den Schwur, diesen Schwur zu leisten, der ihn ins Untersuchungsgefängnis führte. Man kann sich eben heute bei der Beurteilung der Schriften dieses Mannes der Frage nach seiner Persönlichkeit und Art nicht entziehen. Und dieser Persönlichkeit, so unzeitgemäß sie ist, wird man das Attribut der Vornehmheit

niemals absprechen können. Wie aber wird die öffentliche Meinung das Gesamtbild eines Lebens beurteilen, in dem Kunst- und Menschenliebe so stark zum Ausdruck kamen? Die Antwort kann mit Sicherheit gegeben werden. Man wird mit sexuellen Maßstäben ans Urteilen gehen und Sexualgutachten einholen. Der Name des Doktor Magnus Hirschfeld wird wieder genannt, als der des berufenen Sachverständigen. Und selten lag der Mißbrauch der Sexualitätsmanie unserer Zeit so klar zu Tage, wie in diesem Falle, wo das Leben eines Menschen in den Beziehungen zur Kunst und zu vornehmen Menschen wurzelt, er seine Sexualtät als Last empfindet, nur bestrebt ist, sie abzutun, wo immer, möglichst fern von den Stätten seines eigensten Lebens — vielleicht nur, um eben dieses Leben von ihr frei halten. Eulenburg wird das Opfer eines argen wissenschaftlichen Unfugs, der heute in Blüte steht.

Für gewisse Beziehungen der Menschen zueinander hatte die deutsche Sprache das recht brauchbare Wort Liebe. Bei wissenschaftlicher Analyse der Erscheinung stellte man zwei Bestandteile in ihr fest: Sexualität und Erotik. Ferner kam man zur Anschauung, daß die Sexualität das Primäre sei, alle Erotik nur ein »sekundärer Oberbau«. Über die Art des Zusammenhanges zwischen Erotik und Sexualität ist nichts bekannt; gewiß ist nur, daß sie einander bedingen. Vielleicht nur wie Nordpol und Südpol eines Magneten; man kann von dem Vorhandensein des einen auf den andern schließen, man kann sie auch recht wohl als Gegensätze bezeichnen. Nie dürfte man den einen für den andern in die Rechnung einführen. In moderner Wissenschaft aber wurde es üblich, die Begriffe Erotik und Sexualität beliebig zu verwechseln. Und dort, wo der Wissenschaftler besonders gründlich sein will, streicht er den »sekundären Oberbau« überhaupt und hält sich nur an die Sexualität. Diese Wissenschaft übt dann Kritik am Liebesleben der Menschheit: es ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein gewissenhafter Kunstkritiker von einem Gemälde den sekundären Oberbau der Farbe abkratzen würde, um sich an die Beurteilung der darunter liegenden primären Leinwandfaser zu halten. Das ist der Wert, den Sexualgutachten für die Beurteilung eines Menschen haben.

Aber besonders ungeeignet ist diese sexuelle Basis für jene Verteidigung gleichgeschlechtlicher Liebe, die mit dem Namen des Doktor Magnus Hirschfeld verknüpft ist. Homosexuelle Menschen! Sexuelle Menschen! Wie erbärmlich wenig das ist! Und damit,

unter diesem Schlagwort, führt man eine Verteidigung vor einem Forum von Kulturmenschen. Die Erotik wird für diese wissenschaftliche Strömung nur ein Hilfsmittel, um über sie hinweg Sexualität nachzuweisen. Jeder erotische Freundschaftsbrief Goethes könnte ihn für diese Leute zum »Homosexuellen« stempeln und darum wohl auch jeder sexuelle Akt mit einem Jungen Herrn X. für sie zum Goethe. Solcher Unfug mag hingehn. Aber die Menschenopfer soll man dieser Propaganda verweigern, es soll unmöglich sein, einen Menschen, der ein Leben voll Geist und Erotik führte, mit dem verhältnismäßig geringen Bruchteil des Sexualitätsgehaltes zu strangulieren. Hier ist die Medizin zur Charybdis geworden, in die menschliches Empfinden, das dem Strafparagraphen ausweicht, unweigerlich gerät. Und das im Dienste einer im vorhinein verlorenen Sache. Was zwecklos ist, kann nur geduldet, nicht besonders geachtet werden. Und zwecklos ist jede Sexualität, die nicht die Zeugung will. Es ist unbestreitbar wahr: »Für die Norm in der Sexualität gibt es eine große Richtlinie, sie heißt Fortpflanzung«, und alles andere ist ein Abirren von ihr. Aber es gibt noch andere Richtlinien im Bereiche des Menschlichen, und eine von ihnen heißt Kultur, für sie spielt die Erotik jene Rolle, die bei der Fortpflanzung der Sexualität zufällt: Befruchtung. Sie wirkt im Geistesleben von Mensch zu Mensch, freilich ohne vorher nach dem Geschlecht gefragt zu haben.

Ob »homosexuelle« Privatinteressen geschädigt werden, wenn man den Primat der Sexualität fallen läßt? Wenn man sich der anderen Richtlinien erinnert, das menschliche Liebesleben nicht nur nach der zu leistenden Zeugungsarbeit, sondern auch nach seinen kulturellen Wirkungen in Kunst und Leben einschätzt? Das Gegenteil ist offenbar! Die Homoërotik hat in der Kultur das Größte gewirkt. Nennt man die Namen derer, die unter ihrem Antrieb schufen, von Sokrates zu Michel Angelo, Shakespeare und in die neueste Zeit, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieser Erotik eine stärkere, kulturelle Kraft innewohnt, als jeder andern. Diese Erotik vermag es, die ihr zugehörende Sexualität vor dem Urteil der Menschheit zu tragen, so gut, zumindest, wie die Heterosexualität ihre für »die große Richtlinie der Fortpflanzung« so zwecklose Erotik trägt. Diese Sexualität ist nicht perverser vor der Kultur, als die Liebeslieder aller Zeiten gemessen an der Fortpflanzung. Am Maßstab liegt es!

Deutsche Gerichte werden eine sprachlich interessante Begriffsbestimmung des Wortes »Schmutzerei« zu machen haben. Wo beginnt diese? Bei dunkeln Anspielungen auf das Privatleben politischer Gegner, beim Fallenstellen für verängstigte Zeugen? Oder wird es gar nicht zu der ethymologischen Betrachtung kommen? Fürst Eulenburg hat geschworen — wenn man den Darstellungen der Blätter glauben darf —, das Gesetz nicht übertreten und keine Schmutzereien begangen zu haben. Da sollte es jedem, der sich das Leben und Denken des Mannes vor Augen hält, von vorneherein klar sein, daß ein Meineid nur im ersten Teile des Schwurs enthalten sein kann. Vielleicht hat der Mann sich gegen den Paragraphen vergangen; das wäre denkbar; Schmutzereien begangen hat er sicher nicht!

Otto Soyka.

* * *

Übersetzung aus Harden.

Auf dem Gerichtstisch der Kruzifixus	Auf dem Gerichtstisch das Kruzifix
Ein Wort den Hirnzentren einprägen	Ein Wort sich merken
Hundertmal ist aus keuchender Brust auf Eissprossen die Furcht in den Kopf geklettert, nicht zu dauern, bis all dies Grausig-Skurrile den Mitlebenden erzählt ist	?
Das Leiden der Physis	Die Krankheit
Die schmutzig graugelben Wangen der Preßschakale feuchteten Tränen, wenn die annoch pompöseste der trois soeurs melodramatisch „kam oder das treue Gemüt des Robenlyrikers Sello unter dem Eisernen Kreuz in unsäglichem Weh aufwinselte, wie in Sternbergs Tagen	Meine Kollegen von der Tagespresse waren gerührt, wenn die Gräfin Danckelmann als Zeugin auftrat oder der Advokat Sello, den ich wie meine sämtlichen früheren Advokaten auch als Lyriker protegiert habe — während der Jetzige Dramatiker ist —, nicht anders plaidierte als in den Tagen des Sternberg-Prozesses, da mich seine Verteidigung begeisterte

Pflichtbewußtsein leuchtet, der stolze Glanz einer Persönlichkeit aus dem über die Schöffen herragenden Haupt; und der Schauer empfindet: Dieser sucht und besinnt nur das Recht	Der Oberlandesgerichtsrat Mayer in München ist mit der Berliner Schwierigkeit fertig geworden und hat in Ehrenbeleidigungssachen zurecht erkannt, daß der abwesende Fürst Eulenburg nach § 175 schuldig sei
In dem rotwangigen Weißkopf zitterts vor verhaltener Erregung	Der Bernstein ist aufgeregt
Der Antaios, der wieder auf heimischem Boden ringt	Bernstein, der wieder in München plaidiert
Ein gutmütiger Oberbayer, der Zunge und Faust nicht gern feiern läßt, wenn ihm ein Läuslein über die Leber gelaufen ist	Der resolute Milchhändler Riedel, der die Wahrheit sagen muß, wenn ihm Herr Harden über eine tiefer unten liegende Partie gelaufen ist
Ein Vergnügen, dem Mann zu lauschen. Hold wuchs ihm der Schnabel nicht; aber er ziert sich auch nicht und jedes Wort hat den Schmack des Erlebten	Er ist ein Grobian; aber wenn er erzählt, was er vor fünfundzwanzig Jahren erlebt hat, so lauscht jeder Schmock mit Vergnügen
Unser Richter sucht bei der Übertragung ins Hochdeutsche dem Wort seinen Wesensruch zu wahren	Der Mayer sucht bei der Übertragung ins Hochdeutsche dem Wort seinen wesentlichen Gestank zu wahren
Ungefähr dreißigmal haben Polizei und Gerichte ihn gegepönt	Der Riedel ist leider vorbestraft
Nicht für schlimm makelnde Tat	Nicht für entehrende Handlungen (z. B. sexuelle)
Des Sexualtriebes Befriedigung hat die junge Seele schon gekitzelt	Der Riedel war keine Unschuld mehr
Er ging ins Zivile	Er quittierte
Der Feldafinger	Der Riedel
Seit diesen Vorgängen ist viel Wasser durchs Würmbett gelaufen	Lang, lang ist's her

Der in der Thurmstraße Gebietende	Isenbiel
»Was gings Dich an, Tropf, damischer?« fragt Frau Riedel	(Überaus seltene Dialektwendung der Grunewaldbauern, ähnlich nur noch bei den Kuhmägden von Mürzzuschlag, die bekanntlich seinerzeit über den Bezirkshauptmann Hervay sagten: »Der kann in der Brautnacht ein Mensch nicht von einer Jungfer unterscheiden und will im Mürzbezirk hier der Höchste sein!«)
Die Augen mühen sich, dem Ausfrager zu sagen: »Redst damisch daher, Tropf Du, eiskalter«	(Siehe oben)
Das Gehirn assoziiert im Gangliondunkel die Möglichkeiten	Der Fischerjackl hofft doch noch, daß nichts herauskommen wird
Wer scharf hinschaut, ahnt in dem ganglion ciliare die Furcht, hinter dem pupillarischen Spottversuch die bange Frage, was die nächste Minute wohl bringen könne	Dem Fischerjackl wird entrisch zu Mut
Der Zeigfinger	Der Zeigefinger
Die Herren, die vom Mann heischen, was dem Normalen das Weib gewährt	Die Homosexuellen
Vor Gericht die Spinatgartenschande ausspreiten	Als päderastischer Zeuge von Herrn Harden geführt werden
Das Ohr läßt von außen her keine Schallwelle durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth	Man hört nichts
Die Magennerven langen nach Futter	Ich bin hungrig
Das Gefäß, dem ein Kindlein entbunden werden kann, mag Eifersucht bewachen	Auf eine Frau kann man eifersüchtig sein

Die im Pflichtbett lieblos gezeugte Brut	Die Kinder verheirateter Homosexueller
Die Gefühlsdominante bergen	Seine Anlage verheimlichen
Die weit von der Norm abbiegende Wesenskurve verhüllen	Den homosexuellen Trieb verbergen
Der von heldischem Wuchs im Generalsrock nahm ein Weib und schuf ächzend im Schoß der Ungeliebten die Frucht	Graf Hohenau verheiratete sich und wurde Vater
Der kränkelnde, in der schweren Schule der Verstellung scheu gewordene Sinn schweift über das seiner Brunst widerstrebende Diesseits hinaus	Päderasten werden Mystiker
Der Gesandtschaftsekretär letzt sich an dem achtzehnjährigen Jakob Ernst	Eulenburg geht mit Ernst ein Verhältnis ein
Küsse, die von Gethsemane her unter Männern in Verruf sind	Judasküsse nach § 175
Im Hagestolzenheim, das dem Tarifeden einer Luxusdirne ähnelt, neben dem breiten Himmelbett das neuste Buch des just in die Mode gelotsten Sexualmystagogen haben	In seiner eleganten Junggesellenwohnnng sich auch geistig beschäftigen (Tarifeden lies Tarif-Eden)
Soll der Schoß deutscher Frauen aus edel gezüchtetem, unerschöpftem Stamm verdorren, weil dem Herrn Gemahl Ephebenfleisch besser schmeckt?	Sollen die deutschen Hausfrauen unbefriedigt ausgehen, weil sie einem kultivierten Geschmack zu langweilig sind?
Die zurückgestaute Wahrheit stürzt über die Beinpfosten der Mundschleuße	Der Fischerjackl beeilt sich, die Wahrheit zu sagen
Der Ruch der Männerminne	Der Verdacht der Homosexualität
Der Justizrat fältelt die Wange	Bernstein wird nachdenklich
Das mühsam in die Backen geknitterte Lächeln barg kaum noch die schwarze Sorge	Hinter dem verlegenen Lächeln des Fischerjackl verriet sich die Angst

Den Magyarenhochmut so zu ritzen, daß die Wunde dann mit der Zrinyrede überpflastert werden mußte, die dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus den Kamm schwellen ließ	Die Ungarn zuerst zu demütigen und dann durch die Rede auf Zriny wieder übermütig zu machen
Britenfräuleinromane	Gouvernantenromane
Zwei Interviews aus der ersten Maidekade	Zwei Interviews vom Anfang Mai
Der Schänder ehrlich reifender Mannheit	Eulenburg

* * *

Eulenburgs Stil. Eine Beschreibung vom Tode des Königs von Bayern, schlicht und künstlerisch. »Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein bißchen schwülstig; im Stil pretiöser Damen... Manche Bilder sind abgeguckt; manche gehen nicht zusammen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft«. Darum streicht Herr Harden wenigstens das Genitiv - s aus dem Eulenburg-Zitat heraus. Es ist trotzdem weitaus das Beste, was je in der ‚Zukunft' gestanden hat. Ein Beispiel, wie Bilder gut zusammengehen, folgt aber sogleich: Der geritzte Magyarenhochmut mit der durch die Zrinyrede überpflasterten Wunde und dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus, dem der Kamm schwillt . . . »Keine Persönlichkeit. Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie.« Wessen Stil? Eulenburgs natürlich!

*

Der Münchener Richter: »Endlich sehe ich ihn also, von dem ich so viel gehört habe«. Stimmung, in der einer vor Goethes Antlitz trat. »Wird er auch heute der gute Richter der Legende sein?« Er wird. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Unser Oberlandesgerichtsrat«. Ein »Musterrichter«. »Lassen Sie mich nur machen«, sagt Bernstein. Mayer ist »der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter.« »Eines Holbein Haltung und Haupt.« Ja, er, nur er, hat den Riedel dazu gebracht, die »Kramilla« zuzugeben, und den Ernst, daß der Fürst mit ihm »die Gaudi, die Lumperei« gemacht habe. Jeder im Saal »hat Unvergeßliches erlebt«. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Gratuliere.« »Heute noch wird er verhaftet.«

*

Was ist bedenklicher? Wenn ein Journalist seinen Richter »unsern Richter«, oder ein Fürst seinen Fischer »meinen Fischer« nennt?

*

Ein rührender Zug: Der Angeklagte Städele »trägt eine Sammetweste. Wer löst die Rätsel willkürlicher Assoziation? In dieser wichtigen Stunde, vor der Entscheidung eines Kampfes, dem seit einem Jahr all meine Kraft hingegeben ist, klammert der überreizte Sinn sich an dies gleichgiltige Kleidungsstück; muß ich, wider Willen, denken: Solche Weste habe ich auch; und der Abende mich erinnern, da ich sie, auf noch gesunder Brust, trug. Unbegreiflich dumm. Zolas Saccard fällt mir ein, der, während ein Börsenorkan ihn aus Besitz und Ansehen fegt, der in seinem Hof erfrorenen Kamelie nachjammert. (Ein gar so schlechter Psychologe war der eitle Spätromantiker von Medan doch nicht.) Nun spricht Herr Städele ...«

*

Noch ein rührender Zug: In der Mittagspause in die Odeon Bar. »Geröstete Nieren«. »Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurichtung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren. Hastig und still ...«

*

Wieder ein rührender Zug: Mittagspause. »Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Einundzwanzigster April: Huttens Geburtstag. ‚Da laß' ich Jeden reden und lügen, was er will. Hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel.' Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; ob sein Leib auch siech war, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung!« (Trara — der Hutten ist da! Ausgerechnet an seinem Geburtstag! Das hat unser Mayer wieder gut gemacht ... Auch ich rufe in dieser Mittagspause einen Ulrich an. Und dies, wiewohl ich keine gerösteten Nieren gegessen habe.)

*

Der weitaus rührendste Zug: Der Fischer ist im Begriffe, die Gaudi zuzugeben, weil ihm der Bernstein mit dem Kriminal und unser Mayer mit dem »letzten Richter« zugesetzt hat. »Ich fühle, wie mirs aus dem Auge strömt. Unaufhaltsam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ichs nennen) bleibt aus; das Geschneuz ins Taschentuch hülfe ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Fischermeister ... Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzukehren.«

*

Was er alles weiß: Der Fischer erzählt die Geschichte von den 12.000 Mark. Dazu bemerkt der Kulturkämpfer nur in Paranthese: »So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen haftende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjackl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Mitgift seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Ratenzahlung des Darlehns benutzen wolle: ‚Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte'.« So war's!

•

Zeugenbehandlung: Jakob Ernst sagt aus. »Der Rumpf bebt nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Examen macht mans so; beim Zahnarzt; auf dem Strohstuhl des angeklagten Sünders... Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen?... Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet sich wie in wirrem Traum ... Man hört den Atem. Des Fischermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln ... Noch einmal bäumt sich die Kreatur.« Das jüngste Gericht tagt.

•

Nach dem Urteil: In einer Gesellschaft, »wo freundliche Menschen mit Heinzelmännleinflinkheit den Teetisch zurichten. Schlaraffenland.« Wie lieb! »An den Wänden viele Geweihe. Lockere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Tee. Der Justizrat sieht um zehn Jahre jünger aus«

•

Zu einem Interviewer: »Fürst Eulenburg log, als er sich unbefleckt nannte«.

•

Dem Diplomaten Eulenburg »fehlte es an Sitzfleisch und Ernst«. Das soll aber kein Witz sein!

•

»Inzwischen hat der Berliner Untersuchungsrichter einen Schriftsatz von großem Umfang von Maximilian Harden erhalten, in dem dieser eine lange Liste von Personen aufstellt, mit denen Fürst Eulenburg nachweisbar bis in die allerletzte Zeit unerlaubten Verkehr gehabt habe.«

*

Zu einem Interviewer: »Ich werde froh sein, wenn ich mit der eklen Angelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr zu tun habe und zu der Betrachtung politischer und künstlerischer Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und Kulturbildung an bescheidener Stelle dienen zu können glaube.«

Ah, das gibts nicht! Das geht nicht mehr! Bei der nächsten Besprechung eines Kunstwerks wollen wir im Chorus rufen: Zurück! Ein General hat seine Frau nicht befriedigt! Es gilt ein Vergehen nach § 175 zu beweisen! Es ist erweislich wahr, daß Fürst Eulenburg auch in Oldenburg . . .

*

»Ich hätte«, sagt Riedel, »der aufrechte Milchmann«, zu einem Interviewer, »nichts gesagt, wenn der Fürst nicht die Sache abgeschworen und andere damit hineingerissen hätte. Und jetzt muß ich es büßen, denn viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die Milch bei mir abbestellt!«

Er mag sich trösten. Auch das Geschäft mit dem Drachengift ist nicht mehr das alte. Viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die ‚Zukunft' abbestellt . . . Zwei Hausfrauen sagen: Was gings Dich an, Tropf, damischer!

*

Nun geht Deutschland einer großen Zeit entgegen. Alles kommt an den Tag, was in den preußischen Adelsfamilien seit der Gründung des Reichs bis in die letzte Zeit geschehen ist. Alles, alles, alles. Wilhelm II. und Harden — seien wir Deutsche froh, daß wir zwei solche Kerle haben!

La verité est en arche!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

Nr. 256 | Wien, 5. Juni 1908 | X. Jahr

Der Festzug.

Nun kommt also der Triumphzug der Kriecherei zustande. Und so entblößt scheint die Absicht der sich selbst huldigenden Niedrigkeit, daß ihr Vorwand längst wie eine Majestätsbeleidigung wirkt. Der alte Kaiser wollte die umständliche Kostümierung der Ordenssehnsucht nicht, und will sie erst recht nicht, weil er sie erlauben mußte. Seinem kultivierten Geschmack und seinem Wunsch nach Ruhe ist der geräuschvolle Unfug in gleicher Art zuwider. Aber die Kriecherei hatte mit Überhebung gedroht, wenn man sie nicht kriechen ließe, und Kaisertreue und Volkswirtschaft waren ausgesteckt, um zu erreichen, was den exekutiv verehrenden Patrioten auf dem Herzen lag, weil es ihnen noch nicht auf der Brust lag. Kaisertreue und Volkswirtschaft: Gott erhalte das Kleingewerbe! Aber der Kaiser dankt für die Treue und das Volk hat die Wirtschaft satt. Der Kaiser muß dabei sein und will nicht, das Volk will dabei sein und darf nicht. Die kleinen Leute, denen auf die Beine geholfen werden sollte, haben das Nachsehen, und nicht einmal das Zusehen. Denn wer vermöchte einen Tribünensitz zu erschwingen? Gevatter Schneider, mit dessen Wohlfahrt der Patriotismus verknüpft wurde, geht leer aus, und hat sichs am Ende selbst zuzuschreiben. Die Kostümstoffe bezieht man vom Juden und aus dem Ausland, und unser Zivilkleid ist verpfuscht: die Knopflöcher sind zu groß und die Taschen zu klein.

Dem Kaiser hat man ein Zelt errichtet, von dem aus er der feierlichen Nichtachtung seiner Jubiläumswünsche zusehen darf. Man verdankt ihm die Erlaubnis; das Weitere wird sich finden. Er hat das Exekutiv-Komitee in den Sattel gesetzt, reiten wird es schon selbst können. Wie aber wird sich das Volk an diesem Tage vergnügen? Was macht man mit den Tribünensitzen, deren Schicksal seit längerer Zeit schon alle Senate des Handelsgerichts beschäftigt? Es geht die Befürchtung um, das Volk werde eine einstweilige Verfügung erlassen und die Plätze beschlagnahmen, ehe die streitenden Parteien sich geeinigt haben, oder die »Platten« würden auf Unbrauchbarmachung und Vernichtung der vorhandenen Tribünen erkennen. Man fürchtet, Wien werde in vernehmlicher Weise gegen die Zumutung protestieren, vom Festzug nichts weiter zu haben als die Verkehrsstörung.

Da aber in Österreich nichts unmöglich ist, so könnte der Festzug ungestört verlaufen. Wir wollen es hoffen. Mindestens, daß die in einem Tribünenprozeß von der kartenverkaufenden Firma vorgebrachte Erklärung auf einer übertriebenen Auffassung der Sachlage beruht. Die Erklärung lautet: »Ein Unterschied in dem Wert der Sitze besteht nicht, von einer Auflösung oder Veränderung des Festzuges (indem nach Passierung des Kaiserzeltes viele Persönlichkeiten der hohen Aristokratie den Zug verlassen), kann keine Rede sein, kein Teilnehmer wird den Zug verlassen können, ohne von der Menge der Zuschauer gelyncht zu werden.« Ob das Handelsgericht diese Vertragsklausel anerkennen wird, ist noch zweifelhaft. Das Exekutiv-Komitee aber hat sich zu einer beruhigenden Darstellung nicht Zeit gelassen. Die Kartenbesitzer wissen nunmehr, daß sie nichts zu fürchten haben: kein Aristokrat wird nach Passierung des Kaiserzeltes den Zug verlassen. Ob die Aristokraten im Fall des Dawiderhandelns ge-

mäß der ausdrücklichen Zusage der Firma Schenker & Co. gelyncht werden, ist zwar nicht neuerdings gesagt, aber dem Publikum ist immerhin eine gewisse Garantie gewährt. Indes, auch der österreichische Hochadel, der zur höheren Ehre des Exekutiv-Komitees und zur Förderung des Kostümschwachsinns und der Mandlbogenfreude bei diesem Festzug statiert, hat nichts zu fürchten. Die Lobkowitz, Harrach und Fürstenberg fühlen so demokratisch, daß sie die Enttäuschung der Tribünenbesucher des Schottenrings begreiflich fänden und an ein Austreten nicht denken. Sie wissen, daß sich bei diesem sechsstündigen Marsch nur patriotische Bedürfnisse einstellen werden, und gegen die Sonnenglut schützt sie der Panzer.

Vielleicht hat die Dummheit Glück und das Fest verläuft ungestört. Hoffentlich wird's ein Triumphzug, bei dem nichts an ein Schlachtfeld erinnert. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn durch ein rechtzeitiges Eingreifen eines höhern Faktors jede Gefahr abgewendet würde. Der Kaiser hat nachgegeben. So appellieren wir an den lieben Gott. Vielleicht giebt er in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß er in diesem Jahre Ruh haben will. Und sendet Hagelkörner in der Größe von Verdienstmedaillen herunter!

Karl Kraus.

Von den Gesichtern.*)

Was mich immer tief alteriert hat, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die meisten Menschen ihr Gesicht tragen. Gefiel mir eines oder das andere

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

nicht, so kam, wie um das Maß voll zu machen, die Beschönigung eines unbeteiligten Dritten dazu: der Mann könne doch für sein Gesicht nichts. Kein Standpunkt ist haltloser. Denn die Verantwortung, die einer für seine lange Nase übernimmt, ist mindestens so begründet wie jene, die er für seine politische Überzeugung trägt. Für die politische Überzeugung kann der Mensch in den häufigsten Fällen überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden, da sie ihm von Geburt oder durch fehlerhafte Erziehung, durch mitgebrachte Schwäche der geistigen Veranlagung oder durch das verderbliche Beispiel der Umgebung anhaftet. Dagegen entspringt ein Fehler der körperlichen Erscheinung einem Mangel an Rücksicht, der bei der reichen Auswahl an Selbstmordmöglichkeiten mehr als peinlich berührt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die Träger eines Gesichts, dem die Schöpfung den Stempel der Ausschußware deutlich aufgeprägt hat, nicht nur nicht aus Bescheidenheit vor der Verschandelung des ästhetischen Weltbildes zurückschrecken, sondern alles dazutun, sich als das Merkziel der Betrachtung ihren Nebenmenschen zu empfehlen. Man kann sicher sein, daß einer, der Henkelohren hat, nie auf den Vorwurf hört, sein Gesicht gleiche dem Nachttopf des Königs Attila, sondern im Glauben lebt, es gleiche dem Bildnis des Dorian Gray. Keine Spur von reuiger Ergebung in die Einsicht, verpfuscht zu sein! Vielmehr läßt die Zuversicht, die aus solchen Zügen spricht, darauf schließen, der glückliche Besitzer halte sein Gesicht für die endgiltige unter den zahllosen möglichen Formen, ja für eine solche, die bei künftigen Schöpfungsakten als die maßgebende und modemachende in Betracht kommen wird. Die Schönheit ist viel zu ehrgeizig, um sich für vollkommen zu halten; aber nichts geht über den Stolz der angebornen Häßlichkeit. Wer sie von der Verantwortung freispricht, beleidigt ihr Selbstbewußtsein. Das »Hier

stehe ich, ich kann nicht anders« ist eine Entschuldigung, die alles aufrecht hält.

Unbedingt verwerflich ist die Eigenschaft, einem andern ähnlich zu sehen. Die Gesichtszüge sind das einzige Merkmal, durch das sich die Trivialität von der Alltäglichkeit unterscheidet. Fehlt das unterscheidende Zeichen, so entsteht eine heillose Verwirrung, aus der man etwa in Deutschland höchstens in der Richtung der Schnurrbartspitzen herausfindet. Es kann aber gerade in diesem Punkt wieder die Eitelkeit eine verhängnisvolle Rolle spielen und Ähnlichkeiten schaffen, die den Betrachter in die peinlichste Verlegenheit bringen. Es ist an und für sich schon eine grauenhafte Vorstellung, daß man irrtümlich Hurra ruft. Aber geradezu verhängnisvoll wäre es, wenn diese Kundgebung einem Feldwebel gälte, der den Schnurrbart nach dem alten Kurs trägt, und inzwischen führe unerkannt ein höherer Offizier vorüber, dessen milder Gesichtsausdruck sich noch nicht eingelebt hat . . . In jedem Fall gehören die Ähnlichkeiten zu den mißlichsten Komplikationen des Lebens. Man könnte sich damit begnügen, der Schöpfung Fahrlässigkeit zum Vorwurf zu machen, wenn sie nicht durch die Institution der Zwillinge die Planmäßigkeit eines Vorgehens bewiesen hätte, das sich von selbst richtet. Unübersehbar sind die Schwierigkeiten, denen man sich ausgesetzt fühlt, wenn man einen Esel meint und dessen Bruder schlägt, und der einzige Trost in solcher Lage ist die Hoffnung, daß auch dieser Schlag einen Esel getroffen hat. Zwillinge haben sichs, was auch geschehen mag, in allen Fällen selbst zuzuschreiben. Ein unerquicklicher Anblick ist es, wie da immer der eine Teil den andern mitreißt. Neulich erst konnte man lesen, wie einer dieses Zustandes überdrüssig wurde und sich infolgedessen beide erschossen haben. Sie waren Offiziere und hatten es gemeinsam bis zum Major gebracht. Seit einigen Jahren,

hieß es, hatten sie mit Schulden zu kämpfen. Bei Kartenspiel und am Turf sollen sie viel Geld verloren haben. Es bestand die Gefahr, daß sie die Offizierscharge verlieren würden. Es war ihnen nicht möglich, ein Akzept einzulösen, sie gingen auf das Platzkommando, kamen um viertel eins nachhause, schrieben mehrere Briefe, sandten ihre Offiziersdiener damit fort und erschossen sich. Der eine im rechtsseitigen Zimmer in die linke Schläfe, der andere im linksseitigen Zimmer in die rechte Schläfe. Nur daran waren sie schließlich zu unterscheiden. Hätten sie in glücklicheren Verhältnissen ihr Leben fortgesetzt, der Wirrwarr hätte sie am Ende doch zur Verzweiflung getrieben. Denn der Bericht schließt mit der Erklärung, es sei »bemerkenswert, daß sich die beiden Brüder durch ein Heiratsprojekt rangieren wollten, welches zunichte wurde.« Aber auch sonst hätte der eine halten müssen, was der andere versprach, wenn nicht dieser vergessen hätte, woran sich jener nicht erinnern konnte. Die untereinander eingegangenen Verbindlichkeiten haben das Ende der Zwillinge herbeigeführt. Zu Zwillingen entschließt sich die Natur nur in den äußersten Fällen. Sie liefert nur dann Duplikate, wenn für den verfügbaren Mangel an Persönlichkeit, der zur Erschaffung des Dutzendmenschen dient, einer allein nicht ausgereicht hat. Daß einer seufzen muß, wenn der andere verliebt ist, ist ein Zustand, dessen Lächerlichkeit auch ohne den Verlust der gemeinsamen Offizierscharge tötet.

Aber auch die Ähnlichkeit zwischen Vätern und Söhnen ist oft von den übelsten Folgen begleitet. Sie wäre eine Familienangelegenheit, wenn nicht in den Fällen, die die Söhne berühmter Männer betreffen, andauernd öffentliches Ärgernis geboten würde. Ist es an und für sich traurig, daß Männer, die auf irgendeinem Gebiete schöpferisch tätig sind, den Ehrgeiz haben, es auch in geschlechtlicher Beziehung zu sein, so müßte doch wenigstens darauf geachtet

werden, daß jede Spur von Ähnlichkeit beim Nachwuchs schon im Keime erstickt wird. Was soll um Gotteswillen aus einem jungen Menschen werden, der ganz so aussieht, wie sein Vater, der berühmte Komponist, und absolut nicht komponieren kann? Um nicht komponieren zu können, dazu braucht man gewiß nicht der Sohn eines großen Mannes zu sein. Das Traurige hiebei ist aber nicht die Unfähigkeit, sondern die Ähnlichkeit. Da ist der Vater an einem Palazzo von Venedig gestorben, die Fremden pilgern zu der geweihten Stätte, am Lido aber badet die irdische Hülle des teuren Verblichenen und den Fremden bleibt auch dies unvergeßlich. Man bewundert ein Naturspiel, aber man sollte es verurteilen. Wozu dienen solche Attrappen der Natur? Um mit Ähnlichkeiten zu verblüffen, genügt doch das ausgeschnittene Profil einer Leinwand; in das Loch steckt ein altes Weib sein Gesicht, stellt sich auf den Sessel eines Wirtshausgartens und sagt: Jetzt werden die Herrschaften den Richard Wagner sehen. Vorher aber bitte ich um ein kleines Trinkgeld oder Douceur ... Es laufen gegenwärtig in Europa ein paar höchst unverdiente Träger berühmter Namen herum. Man hat es aus falscher Humanität unterlassen, sie rechtzeitig im Kaukasus, im Dovregebirge oder in der sächsischen Schweiz auszusetzen, und nun müssen wir sehen, wie die Folgen der Geschlechtsakte sich vor die besseren Schöpfungen der berühmten Männer stellen. Man zwinge sie wenigstens von Gesetzes wegen zur Annahme eines Pseudonyms und einer veränderten Barttracht, und warte ab, ob sie dann noch lebensfähig sind. Der Sohn Goethes hat sich von keinem literarhistorischen Standpunkt zur Aufnahme in die Gesamtausgabe von Goethes Werken empfohlen. Aber wenn einer gar so aussieht, daß er erst das »Sternengebot« schreiben muß, damit einem der Ausruf »Der ganze Papa!« in der Kehle stecken bleibt, so verwünscht man diese ewigen Foppereien der Natur.

Nein, es ist nichts mit den Ähnlichkeiten. Sie dienen nicht einmal dem Größenwahn, der den Sohn eines berühmten Vaters auszeichnet. Denn der wird immer behaupten, daß er darin selbständig ist.

Karl Kraus.

* * *

Die Leser der ‚Neuen Freien Presse', die sich in den Zeiten Speidels oft darüber beklagten, daß das Feuilleton in einem unverständlichen Deutsch gehalten sei, sind jetzt mit ihrer Lektüre vollauf zufrieden. Ein Feuilleton des Herrn Auernheimer brachte kürzlich schon in seiner ersten Zeile die folgende anheimelnde Wendung: »Man sagt, der Engländer, wenn er nervös wird, nimmt ein Billet nach Kapstadt und retour«. Endlich wieder einmal ein Satz, den man lesen konnte, ohne sich an den Kopf zu greifen und zu fragen: Was hat er gesagt?

* * *

»Der Herzensroman der Prinzessin Fürstenberg«: Herr Lippowitz ist sehr aufgeregt.

»Prinzessin Amalie Fürstenberg stand mit ihrem präsumtiven Gatten während dessen diesmaliger Anwesenheit in Wien in persönlichem Verkehr. Am Donnerstag der vorigen Woche, vormittags, hatte, wie erhoben wurde, die Prinzessin mit dem Erwählten ihres Herzens eine kurze Zusammenkunft in einem Hotel in der Nähe ihres Palais. Sie war einfach, doch elegant gekleidet und trug einen dichten Schleier, den sie bis weit unter das Kinn gezogen hatte. Zuerst erschien Koczian im Hotel und bestellte ein Zimmer, das er sofort für einen Tag bezahlte. Dann kam die Prinzessin und beide begaben sich nun nach dem ihnen angewiesenen Zimmer, wo sie etwa eine Stunde verweilten. Die Dame verließ zuerst das Hotel. Koczian folgte ihr bald darauf. Von den wenigen Leuten, die das Paar im Hotel gesehen, wußte niemand, wer die beiden seien, und sie kümmerten sich auch nicht weiter um sie . . . Es liegt die Vermutung nahe, daß Koczian in diesem Hotel mit der Prinzessin zu dem Zwecke zusammengekommen war, um mit ihr über die Modalitäten der Flucht eingehend und ungestört sprechen zu können.«

So oft sich in den letzten Jahren eine Prinzessin in den Schutz eines Oberleutnants begab, hat es dieser versäumt, die übernommene Pflicht auch gegenüber Erhebungen und Vermutungen ernst zu nehmen. Wenn auch heutzutage kein Hotelzimmer mehr ohne Aussicht auf den Lippowitz zu haben ist, so müßte doch wenigstens nachträglich der beteiligte Kavalier eine Gegenvisite im ‚Neuen

Wiener Journal' machen, aber bevor dort noch über die Modalitäten der Flucht des Chefredakteurs eingehend und ungestört gesprochen wird.

* * *

Die Kinderhuldigung in Schönbrunn wurde von der ‚Neuen Freien Presse' sehr anschaulich geschildert. Sie verglich das Bild mit jenem, das zwei Wochen zuvor die Serenade der Erwachsenen geboten hatte, und sprach irrtümlich, aber mit Recht von einer »Transpirierung ins Liebliche und Frühlinghafte«. Trotzdem soll das Fest nicht ohne 1100 Fälle leichteren Unwohlseins abgelaufen sein. Die Veranstalter mögen feierlich geloben, daß sie es nie wieder tun werden, und 1100 mal dieses Versprechen abschreiben! Nützt dies nicht, so sollte das Gesetz den widernatürlichen Gelüsten der Ordenswüstlinge Vorschub leisten. Man setze eine Altersgrenze für Benützung von Kindern zu patriotischen Zwecken fest.

K. K.

Das Schreiben eines Lesers, das am 19. April abgegangen und am 14. Mai eingetroffen ist:

Lahaina, Maui (Poststempel: Honolulu-Hawaii).

Geehrter Herr Kraus!

Der Artikel »Die Feministen« von Dr. Wittels, erschienen in der Nummer 248 Ihrer ‚Fackel', enthielt einen amüsanten Irrtum, betreffs dessen ich mich der Aussprache nicht enthalten kann. Dort steht nämlich etwas von weiblichen Bürgermeistern, Bahnbeamten und Hospitalleitern, die in dem gepriesenen Amerika überhandgenommen haben sollen.

Obwohl ich seit Jahren in den Staaten lebe und diese von der atlantischen bis zur pazifischen Küste bereist habe, muß ich aufrichtig bekennen, daß ich niemals einem weiblichen Bürgermeister begegnet bin. Auch niemals in den Zeitungen, deren ich mehrere regelmäßig und sehr aufmerksam lese, von einem solchen gehört habe. Sollte sich die Union mit ihren 80 Millionen Ein-

wohnern wirklich eines oder zweier Stadtgewaltigen femini generis rühmen können, so klingt die Erwähnung eines Überhandnehmens der Gattung ein wenig übertrieben.

Nun zu den Bahnbeamtinnen. Unter ihnen können wohl bloß die Stenographinnen und Clerks gemeint sein. Die lieben Mädchen haben mit ihren österreichischen Berufsschwestern sehr wenig gemein. Sie sind in der großen Mehrzahl ein hübsches, lebens- und liebelustiges Geschlecht, das weit weniger ans Avancement als ans Heiraten denkt. Der weibliche Divisionssuperintendent existiert vorläufig erst in den müßigen Berichten fremder Blätter.

Die Hospitalleiterinnen beschränken sich tatsächlich auf jene Damen, die auf der letzten Seite der Tagesblätter »diskrete Unterkunft« anpreisen. Und das ist sicherlich ein Fortschritt gegenüber der Hebamme, die doch immer bloß Amateur in der Technik der Fruchtabtreibung bleiben wird. Die Majorität unserer weiblichen Ärzte gehört zu denen, die aus der fachgerechten Ausübung der ganz enormen Anzahl von Abtreibungen Vorteil ziehen. Genaue Durchsicht der Berichte der größten Spitäler in New York, Philadelphia, Boston, Baltimore, Chicago u. s. w. ergibt, daß dort Frauen keine bezahlten Positionen innehaben und die Zahl derer, die permanente Assistentenstellen bekleiden, verschwindend klein ist. Tatsache ist, daß in den Spitälern der genannten Städte das schöne Geschlecht auch nicht einen einzigen Abteilungsvorstand aufzuweisen hat.

Anläßlich meines Aufenthaltes in Hawaii möchte ich noch einige Worte über die heute vielleicht einzig dastehende Auffassung (soweit eine ganze Gruppe von Menschen in Betracht kommt) sagen, die die Sandwichinsulaner vom sexuellen Faktor haben. Vorerst will ich bemerken, daß dieser Stamm von Südseeinsulanern als vollständig zivilisiert im modernsten Sinne angesehen werden muß. Die Hawaiianer, Männer und Frauen, behandeln den Geschlechtsverkehr in erster Reihe als ein Mittel zum Vergnügen. Die Weißen sagen ihnen, dessen freie Ausübung sei eine Schande, und eine überflüssige Gesetzgebung hat sie vorsichtig gemacht. Dennoch geben sich die Mädchen noch heute ohne Bedenken hin, wenn ein Mann ihr Gefallen erregt hat und ihre Zuneigung erwidert. Vom Heiraten ist da in allerletzter Linie die Rede. Ich will hier hervorheben, daß manche dieser Frauen weit mehr als das Mittelmaß allgemeiner Bildung besitzen. Illegitime Kinder bilden kein unauslöschliches Stigma. Auch versichern mir mehrere meiner medizinischen Freunde, daß Hysterie unter den Hawaiianerinnen fast unbekannt ist.

Ihr ergebener

Henry S. Morvay.

Zu diesem Briefe bemerkt der Verfasser des Artikels über die Feministen, daß diese seit Jahr und Tag ihre Blätter mit

Triumphgeschrei über Erfolge in Amerika füllen. Wenn es mit diesen Erfolgen nicht weit her sei, dürfe man der Wahrheitsliebe der Feministen nicht über den Weg trauen. Aber man gewinne das Vertrauen zum Yankee wieder.

* *
*

Sittlichkeit und Kriminalität.

Zwei Besprechungeu in deutschen Blättern, von mir völlig unbekannten Kritikern:

Die Berliner Wochenschrift ‚Die Gegenwart‘ hat am 23. Mai (37. Jahrgang, Nr. 21) diesen Artikel veröffentlicht:

In einem seiner letzten Hefte der ‚Fackel‘ hat sich Karl Kraus darüber beschwert, daß sein Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« von keiner Seite besprochen werde. Daß er totgeschwiegen werde. Er setzt hinzu, wie erstaunlich es sei, daß die Zeitungen persönliche Motive bei einem Kulturwerke geltend machen, und meint, daß sein Buch erst für die Zukunft geschrieben sei. — Möge man Alles tun, nur den Autor nicht für eitel oder gar für eingebilbet halten! Ja, dies Buch ist ein Dokument! Man muß Wiener sein, um dieses Stillschweigen der Zeitungen zu verstehen. Karl Kraus hat vor Jahren eine Zeitschrift gegründet: ‚Die Fackel‘ und es sich zum Ziele gesetzt, gegen Halb- und Unkultur, gegen Prinzipienreiterei und Voreingenommenheit, vor allem aber gegen die herrschende, verbohrte und verluderte Geschlechtsmoral zu kämpfen. Ein Kampf, wie wohl selten einer edler und zäher geführt wurde. Karl Kraus ist ein Kämpfer. Ein Ringer nach einem geistigen Höhepunkt einer geistigen Kultur. In einem solchen Kampf die Waffen immer prüfen, immer messen, ist undurchführbar, und selbstverständlich ist es, daß dabei dem Kämpfer manchesmal ein Lapsus passiert. Man muß eben das Ziel vor Augen haben. Das ist es. Darauf kommt es an. Und Karl Kraus kann sich schmeicheln, der bestgehaßte Mann Wiens zu sein. Denn es ist wohl in Wien in den letzten Jahren kein Mann von Bedeutung gewesen, der nicht von ihm seinen Dämpfer bekommen hätte. Und wen Karl Kraus abführt, der ist eben abgeführt, denn selten hat bei uns in Austria einer eine so schneidige Feder geführt, wie Kraus. Diese Feder ist ein Degen. Aber so elegant geführt, wie der beste Fechter nicht das leichteste Florett zu führen vermag. Karl Kraus wird gehaßt. Der Angegriffene liest und seine Freunde freuen sich, und da nach und nach alle Freunde Angegriffene werden, ist das arithmetische Gleichnis wieder hergestellt. Ja, die ‚Fackel‘ ist verpönt — und dabei das meistgelesene Blatt. Die ‚Fackel‘ wird nicht öffentlich gelesen, öffentlich wird sie verachtet, aber im Geheimen, da werden diese kleinen roten Hefte verschlungen, und gar Mancher freut sich der Hiebe,

die der Andere bekommen. Und dabei läßt man Kraus, der auf diesem Wege zu einer der stadtbekanntesten Persönlichkeiten wurde — seinen Geist und seinen Witz und seinen Esprit. Aber das ist auch Alles. Das eigentliche Wesen Kraus' verkennt man. Man verkennt sein Ziel. — Da liegen nun in schöner Auswahl einige dieser Artikel gebunden und zwar solche, die sich bloß auf die Kriminalität und die Sittlichkeit, oder besser gesagt, auf die kriminelle Sittlichkeit beziehen. Als ich diese Sachen jetzt wieder las, erschrak ich. Es sind ganz einfache Gerichtssaalverhandlungen, die ich vor Jahren aus den Zeitungen kannte, erörtert. Und manchmal mußte ich denken, wie furchtbar weit müssen wir zurück sein, wenn derartige Dinge bei uns vor zwei Jahren passieren konnten, — noch immer passieren. Ich kann hier nicht Fälle aufzählen. Ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Wie verbohrt, wie wirklich unmoralisch sind unsere moralischen und »sittlichen« Gesetze und Richter. Ja, dagegen muß gekämpft werden! Wo aber, vom Nordpol bis zum Südpol gibts für dergleichen einen besseren Kämpfer; ich frage: Wo? — wer? Dies Buch ist ein Dokument. Es wird künftigen Geschlechtern zu denken geben. (In diesen Kämpfen war der Kampf gegen die Zeitungen der bedeutendste. Deswegen der Haß der Journalisten, die diesmal Privates von Kunst nicht zu trennen wissen.) Zu denken wird es auch unsern Nachkommen geben, daß man an diesem Buche mit absichtlich verbundenen Augen vorüberging. Karl Kraus muß sich über dies angebliche »Totschweigen« (das vielleicht diesmal ein »Lebendigschweigen« ist) nicht kränken. Und ich halte ihn dafür auch zu hoch. Die Herren Rezensenten, die diesmal wieder irgendwo blind vorbeilaufen, tun Unrecht. Wären sie bloß blind, könnte man ihnen keinen Vorwurf machen, dann müßte man sie bedauern. Aber sie sehen absichtlich nicht. Karl Kraus mag sich trösten, die Gebrandmarkten hier sind — die Rezensenten. (Stefan Pollatschek.)

Der ‚Schwarzwälder Bote', eines der größten deutschen Provinzblätter, hat am 30. Mai (74. Jahrgang, Nr. 125) die folgende Besprechung gebracht:

Lügen mögen die Menschen manchesmal verzeihen können, allein wehe, wenn sie jemanden bei einer Wahrheit ertappen. Wahrheitskünder sind stets die bestgehaßten Leute gewesen. Im Altertum hat man sie gekreuzigt, im Mittelalter verbrannt und unsere Zeit schweigt sie tot. Es gehört viel selbstverleugnender Mut dazu, Überzeugungen auszusprechen, die den andern nicht genehm sind, und wer die Warte einer freien Meinung erklimmt, muß gewärtig sein, daß man ihn die Treppen hinabwirft. Im guten Österreich, oder wenn man will, in jener Stadt, die des Reiches Herz sein soll, haben sich manche bemüht — und unter ihnen waren just nicht die geringsten Geister —, das, was ihr klarer blickendes Auge sah, gleichgiltigen Ohren zu künden. Man lauschte ihnen teilnahmslos, verlachte oder haßte sie und nahm ihre Worte für billige Münze, gut genug um in die Gosse geworfen zu werfen. Einst

in arger Pestzeit hielt der Augustinermönch Abraham a Santa Clara seine Reden: »Merks Wien« hießen sie. Jedes Wort bebt in Leidenschaft, schmettert nieder wie ein Keulenschlag und von der Enge der Kanzel schreit er seinen schmerzlichen Zorn hinaus. Aber die Pest wich, Abraham a Santa Clara ward vergessen und Wien hatte sich nichts gemerkt. Lange rüttelte niemand die Stadt aus ihrer Lethargie, Da kam Kürnberger. Jahrhunderte waren hingeflossen und die Zeit hatte inzwischen die Zeitung gezeugt, jenes Werkzeug, durch welches der kaum geborene Gedanke zu Tausenden sprechen kann. Kürnberger war Wiener, er liebte seine Vaterstadt mit jener sorgenvollen, trotzig bittern Liebe, mit welcher Wien stets von seinen großen Söhnen geliebt worden ist. Er erkannte und kannte alle Fehler des indolenten Phäakenvolkes und wußte, daß jeglicher Kampf ohnmächtiges Wehren sei. Seine heilige Entrüstung, seine grimmigen Anklagen verklangen im Winde. Man vergaß Kürnberger. Sein Schicksal ist ein wenig verheißungsvolles, für jemanden, der es unternimmt, Kritik am kulturellen Leben einer Stadt zu üben, die alle Schuld ihrer Gegenwart mit ihrer großen Vergangenheit zu decken gewohnt ist. Allein es scheint, als ob die Zustände Wiens und Österreichs eines Geißlers bedürften. Manchmal wächst aus der Zeit heraus ein solcher Geist.

Vor beinahe einem Dezennium wurden die Wiener literarischen Kreise auf eine Zeitschrift aufmerksam, die man in grellrotem Umschlage in den Schaufenstern der Buchhandlungen feilbot. Die Zeitschrift nannte sich ‚Die Fackel‘ und irgend ein unbekannter junger Mensch, namens Karl Kraus, von dessen Existenz bis dahin Wenige gewußt, war der Herausgeber. Und seltsam, während man sonst in Österreich literarischen Neuerungen stets nur mit wohlwollender Gleichgiltigkeit gegenübersteht, hier konnte man sich eines starken, aber doch fast feindlichen Interesses nicht erwehren. Allein, das war auch bereits alles. Nachdem man sich klar geworden, daß ein neuer Mann auf den Plan getreten, der merkwürdig rücksichtslos den Zuständen auf den Leib rückte, staunte man erst, ärgerte sich dann, daß er nicht aufhören wolle, ward endlich hämisch, boshaft und schwieg zum Schlusse nach guter Wiener Art. Es ist also weiter nicht verwunderlich, daß man auch heute noch in Wien für Karl Kraus nicht das Maß gefunden hat. »Ein exzentrischer Tagesschreiber«, sagen manche. Bestenfalls hält man ihn für eine interessante Persönlichkeit mit schriftstellerischen Qualitäten, aber nur höchst widerwillig will man sich seine Bedeutung eingestehen. Es ist nicht verwunderlich, daß man den Tarif für die Werteinschätzung dieses Mannes sich erst von Deutschland muß verschreiben lassen.

Das Unglaubhafte ist in letzter Zeit tatsächlich zur Wahrheit geworden. Während man in Wien noch immer vermeint, über Kraus mit einem gehässigen oder liebenswürdigen Achselzucken zur Tagesordnung schreiten zu können, ist er im Reiche draußen plötzlich zu einem Faktor geworden. Man hat dort die bisherige Ansicht, er sei ein spezifisch wienerischer oder österreichischer Gesellschaftssatiriker als Irrtum erkannt. Dieser Umschwung der Meinungen geht auf den Um-

stand zurück, daß Karl Kraus die in den Heften seiner Zeitschrift erschienen Artikel zu Bänden vereint hat. Ihr erster ist vor Kurzem erschienen, der Titel lautet: »Sittlichkeit und Kriminalität« (Verlag L. Rosner, Wien und Leipzig). Beim Lesen dieses Buches ergibt sich nun eine sonderbare Überraschung: Man entdeckt nämlich, daß die scheinbar zusammenhanglosen, zu verschiedenen Gelegenheiten geschriebenen polemischen Aufsätze gemeinsam ein einheitliches System ergeben und den planvollen Ausbau einer äußerst stark geprägten Weltanschauung bilden. Gleich vorweg sei es festgestellt: die Weltanschauung ist eine durchaus affirmative. Ihr aus ästhetischem Empfinden hervorwachsender Kardinalsatz mag die Feststellung der Werte aller das Leben bejahenden Elemente sein; alles, was das Dasein lebenswert macht, die Genüsse, erhalten ihre ethische Einschätzung. Auf diesem Fundamente erhebt sich in kraftvollen Linien das Gebäude einer Theorie der Sittlichkeit, die sich zur prinzipiellen Frage zuspitzt, zur Frage über das Verhältnis der Geschlechter. Hier ist es ersichtlich, daß Kraus wichtige Anregungen in allererster Linie von Frank Wedekind, dann aber auch vom jungen Philosophen Weininger empfangen hat. Frauenschätzung und Frauenverachtung, die ja ihrem tieferen Wesen nach aus einer Quelle fließen, verschmolzen bei ihm zur Einheit. Kraus ist aber zu wenig Philosoph und viel zu sehr polemisch veranlagter Gesellschaftskritiker, als daß eine philosophische Anschauung bei ihm nur zur dogmatischen Formulierung gediehe; sie wird ihm vielmehr ein subjektives Maß für Fälle des täglichen Lebens. (Er hat eben den Mut zur Subjektivität.) Das Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« ist eigentlich nichts als eine Reihe von »Fällen«. Trocken, fast sachlich trocken dargestellt, oft mit leidenschaftlichen, zornigen, höhnischen, anklagenden und verurteilenden Erläuterungen versehen.

Ein seltsames Bild bietet sich dar. In einem sonderbaren Irrwahn wandelt die Zeit. Das ist nicht mehr Engherzigkeit oder Unverstand, das ist Wahn. Die Justiz setzt sich zur Wehre, wo immer sie Leben verspürt. Der Genuß erscheint ihr unsittlich, der Geschlechtsgenuß der Gipfel der Unsittlichkeit und die Unsittlichkeit selbst ein Verbrechen. Die Dirne vor allem, als Vertreterin des Geschlechtsgenusses, wird ein von tausend Hunden gehetztes Freiwild und bei ihr wandelt sich das Gesetz nicht selten zur gehässigen und grausamen Willkür. Die Justiz hat die Wächterrolle über die öffentliche Sittlichkeit inne. Aber ihr großer Irrtum ist, wie das Buch zahllose Male beweist, daß sie sich auch der privaten Sittlichkeit in unheilvoller Weise annimmt. Wo jeder Anlaß zu einem öffentlichen Ärgernis mangelt, schafft ihn die Justiz, indem sie private Dinge ohne Notwendigkeit in die Öffentlichkeit zerrt. Die ganze moderne Strafgesetzgebung (es ist dies nicht allein in Österreich, sondern auch in Deutschland, England, den Vereinigten Staaten von Amerika und vielen andern Ländern der Fall und dies macht auch das vorliegende Werk für weiteste Kreise wichtig) laboriert an einem Grundübel: die Strafgesetze bauen sich nicht logisch, sondern, wenn man so sagen darf, dekalogisch auf. Die im Pentateuch vertretene Sexualmoral, damals durchaus

sozialpolitischen Interessen und nicht ethischen Überzeugungen entspringend, ist heute noch allgemein geltend und wirksam. Diese Moral, durch die Ergebnisse der Wissenschaft, ja durch die einfachste menschliche Überlegung längst ad absurdum geführt, hat sich in ihrem durch Jahrtausende währenden Bestande der Gemüter also bemächtigt, daß sie blind und schrecklich wie eine Maschine weiterarbeitet und tagtäglich zahllose Opfer fordert. Man kann sich noch immer nicht zur Ansicht durchringen, daß die Lust und ihre Betätigung nichts Böses an sich ist, daß Genuß keine Übeltat, der Genießende kein Verbrecher und das Genuß spendende Weib kein verachtenswertes, jenseits aller sozialen Grenzen stehendes Geschöpf sein muß. Kriminell ist heute jener, der sich durch irgend eine Handlung an einem unhaltbaren Sittenstrafgesetz vergeht, moralisch verdächtig aber jedermann, der außer der Ehe Frauenschönheit verehrt.

Wenn es ein Mensch unternimmt, gegen die Menschen zu Felde zu ziehen, so muß er von vorne herein auf Mitkämpfer verzichten. Man bestreitet aber dem einzelnen sogar das Recht, gegen das Unrecht der kompakten Majorität sich zu erheben. Erhebung wird dann Überhebung, Mut Anmaßung und Kraft Roheit. Die Logik seiner Vernunft stempelt die Unlogik der andern zu Unsinn und seine Woltat fühlt man als Plage. Seit Ibsen gezeigt, daß man mit idealen Forderungen angenehm hüllende Lebenslügen als unwillkommener Eindringling zerstört und da Unglück stiftet, wo man nur Wahrheit wollte, glaubt man gegen alle idealen Forderungen protestieren zu müssen. In Wien geschieht das mit der alten Taktik. Man drückt die Augen zu und tut so, als höre man nicht. Allein dadurch wird ein Ruf nicht verstummen, den man draußen im Reiche bereits vernommen und der durch ein hundertfaches Echo verstärkt zurückkehren muß.

Tagebuch.

Meine Leser glauben, daß ich für den Tag schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind. Dann werden sie möglicherweise Aktualität erlangen.

*

Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie sich oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch

nie gehört, daß die Zeit sich einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.

*

Seitdem faule Äpfel einmal in der deutschen Dramatik zur Anregung gedient haben, fürchtet das Publikum, sie zum Gegenteil zu verwenden.

*

»Daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen als zu unbekannten fliehn«. Ich verstehe aber nicht, wie die Rechtfertigung der monarchischen Staatsform bis zur Begeisterung gehen kann.

*

Ein Liebesverhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Er schenkte der Welt ein Buch.

*

Der Balkan liegt da wie das große Hindernis »Kultur«, das unsere christliche Zeit vor einem Rückfall in heidnische Sitten bewahrt. Wer das Land der Griechen mit der Seele sucht, bekommt Läuse.

*

Liebe soll Gedanken zeugen. In der Sprache der Gesellschaftsordnung sagt die Frau: Was werden Sie von mir denken!

*

Die Treue wäre kein leerer Wahn, wenns keine Schlafwagenkondukteure gäbe.

*

Nun, ein so besonderes Vergnügen ist die Enthaltung vom Weibe auch nicht, das muß ich schon sagen.

*

Es gibt keinen Ort, der eine größere Öffentlichkeit bedeutet, als ein Lift, in dem man angesprochen wird.

*

Ein schönes Kind hört an der Wand eines Schlafzimmers ein scharrendes Geräusch. Sie fürchtet, es seien Mäuse, und ist erst beruhigt, da man

ihr sagt, daneben sei ein Stall und ein Pferd rühre sich. »Ist es ein Hengst?« fragt sie und schläft ein. Der Traum von einem Leutnant ist gesellschaftsfähiger. Etwa auch die Frage: Mama, was ist das ein Hengst? ... Auch gebe ich zu, daß Wildbäche in Privatwohnungen unbequem sind. Aber man sollte sich doch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sie zu bewundern.

*

Dasselbe Mädchen sagte einmal von einem, der ihr nachgegangen war: »Er hatte einen Mund, der küßte von selbst.« Wäre je einem jungwiener Dichter solch ein Satz gelungen, ich hätte ihn in mein Herz geschlossen.

*

Seit vielen Jahren schon versäume ich den Frühling. Aber dafür habe ich ihn zu jeder Jahreszeit, sobald ich die Stimmung eines Tags der Kindheit mir hervorhole, mit dem jähen Übergang vom Einmaleins zu einem Gartenduft von Rittersporn und Raupen. Da ich vermute, daß es dergleichen nicht mehr gibt, halte ich persönliche Erfahrungen in diesem Punkt geflissentlich von mir fern.

*

Es war eine Flucht durch die Jahrtausende, als sie in der kältesten Winternacht von einem Theaterball halbnackt auf die Straße lief, in den tiefsten Prater hinein, Kellner, Kavaliere und Kutscher hinter ihr her. Eine tötliche Lungenentzündung brachte sie in unser Jahrhundert zurück.

*

Ich stelle mir ihn nicht unrichtig vor. Wenn er anders ist, so beweist das nichts gegen meine Vorstellung: der Mann ist unrichtig.

*

Wenn ich einschlafe, spüre ich so deutlich, wie die Bewußtseinsklappe zufällt, daß sie für einen Augenblick wieder offensteht. Aber es ist nur die

Vergewisserung, daß das Bewußtsein aufhört. Gleichsam das Imprimatur des Einschlafens.

*

Wer schlafen will und nicht kann, der ist ohnmächtiger als wer schlafen muß und nicht will. Dieser hat die Ausrede des Naturgebots, dem man freilich mit schwarzem Kaffee trotzen kann. Jener läßt sich ein gutes Gewissen, hilft's nicht, einen deutschen Roman, schließlich Morphium verordnen. Würdig sind solche Mittel nicht. Die menschliche Natur wird vom Schlaf überwältigt; da sie den Schlaf nicht überwältigen kann, lerne sie es, ihn zu überlisten. Man zeichne die Figuren in die Luft, die er am liebsten hat; ohne das absurdeste Spielzeug steigt er nicht ins Bett: Ein Kalb mit acht Füßen, ein Gesicht, dem die Zunge bei der Stirn heraushängt, oder der Erlkönig mit Kron' und Schweif. Man stelle die Unordnung her, die der Schlaf braucht, ehe er sich überhaupt mit einem einläßt. Man ahnt gar nicht, welche Menge von Bändern, Kaninchen und sonstigen Dingen, die nicht zur Sache gehören, man bei einiger Geschicklichkeit aus dem Zauberhut des Unbewußtseins hervorholen kann. Nichts imponiert dem Schlaf mehr. Schließlich glaubt er daran, und der Zauberer ist unter allem Tand verschwunden. Ich habe das Experiment oft mit wachstem Bewußtsein unternommen, und es gelang so vollständig, daß ich mir das Gelingen nicht mehr bestätigen konnte.

*

Moralische Verantwortung ist, was dem Mann fehlt, wenn er es von der Frau verlangt.

*

Wenn der Wert der Frauen absolut meßbar ist, so ist er es gewiß eher nach der Fähigkeit, zu spenden, als nach dem Wert der Objekte, an die sie spenden. Nicht einmal dem Blitz, der statt in die Eiche in einen Holzschuppen einschlägt, darf man einen moralischen Vorwurf machen. Und dennoch ist kein Zweifel, daß hier

die Schönheit des Schauspiels wesentlich von der Würdigkeit des Objektes abhängt, während die Blitze der Sinnlichkeit bei größerer Distanz umso heller leuchten. Nur wenn die Eiche vergebens bettelt, daß der Blitz sie erhöre, dann treffe den Blitz die Verdammnis.

*

Der Vorsatz des jungen Jean Paul war, »Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können«. Der Vorsatz der meisten jungen Schriftsteller ist, Bücher zu kaufen, um Bücher schreiben zu können.

*

Es gibt eine medizinische Richtung, welche die Fachausdrücke der Chirurgie auf Seelisches anwendet. Sie ist wie jede gedankliche Verähnlichung scheinbar entlegener Sphären ein Witz und wahrscheinlich der beste, dessen der Materialismus fähig ist. Wenn jetzt der Arzt das Unterbewußtsein einer Patientin auskratzen will oder wenn Gefühlsabszesse ausgeschnitten werden, so basieren solche Versuche auf einem höchst witzigen Einfall, und auf einem, der seiner Unwiderstehlichkeit umso sicherer sein muß, als die operativen Eingriffe des Seelenarztes ohne die Narkose der Suggestion erfolgen. Ich denke indeß, daß es besser wäre, den echten Wert jener ingeniösen Erkenntnis der Ursachen seelischer Erkrankungen, die ihrem Finder zum Ruhme gereicht, nicht durch eine schrullenhafte Methode der Behandlung zu mindern. Der Ehrgeiz eines Meteorologen, schönes Wetter zu machen, gehört nicht zum Fach. Wäre eine seelische Analyse ähnlich ohne die Mitwirkung des Patienten durchführbar wie die seines Harns, der Versuch könnte nicht schaden, wenn er nicht nützte. Das Verfahren jedoch, bei dem der Kranke zum Konsiliarius wird, schafft ihm ein Selbstbewußtsein des Unbewußtseins, das zwar erhebend, aber nicht eben aussichtsvoll ist. Statt ihn vom Herd seines Übels zu jagen, wird er verhalten, sich daran zu rösten, statt Ablenkung wird

eine Vertraulichkeit mit seinen Leiden, eine Art Symptomenstolz erzeugt, der den Kranken schließlich in den Stand setzt, an Anderen seelische Analysen vorzunehmen, der aber ihm selbst noch nicht geholfen hat. Alles in allem eine Methode, die augenscheinlich schneller einen Laien zum Sachverständigen, als einen Kranken gesund macht. Auch eine Mechanisierung der seelischen Vorgänge verträgt den Versuch nicht, als Heilfaktor die Selbstbeobachtung der Symptome einer Krankheit zu setzen, zu deren Symptomen die Selbstbeobachtung gehört. Ich weiß nicht, ob man einen Beinbruch durch seelische Einwirkung heilen kann. Sicherlich eher, als ein seelisches Gebrechen durch Amputation. Der transzendentale Wunderglaube hatte den Vorzug, daß er dekorativ war. Den rationalistischen Wundern fehlt der Glaube.

*

Der Psychiater verhält sich zum Psychologen wie der Astrolog zum Astronomen. In der psychiatrischen Wissenschaft hat das astrologische Moment seit jeher eine Rolle gespielt. Zuerst waren unsere Handlungen von der Stellung der Himmelskörper determiniert. Dann waren in unserer Brust unseres Schicksals Sterne. Dann kam die Vererbungstheorie. Und jetzt ist es gar maßgebend, ob dem Säugling seine Amme gefällt, in welchem Falle er die Schicksalssterne an ihrer Brust findet. Die sexuellen Kindheitseindrücke sind gewiß nicht zu unterschätzen, und Ehre dem Forscher, der mit dem Glauben aufgeräumt hat, daß die Sexualität mit der Ablegung der Maturitätsprüfung beginnt. Aber man soll nichts übertreiben. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, da die Wissenschaft die Enthaltsamkeit von Erkenntnissen übte, so sollte man sich dem Genuß der Geschlechtsforschung darum nicht hemmungslos hingeben. »Mein Vater«, höhnt Glosters Bastard, »ward mit meiner Mutter einig unterm Drachenschwanz und meine Geburtsstunde fiel unter ursa major, und so folgt denn, ich muß

rauh und verbuhlt sein.« Und doch war es schöner, von Sonne, Mond und Sternen abzuhängen, als von den Schicksalsmächten des Rationalismus!

*

Nervenärzten, die uns das Genie verpathologisieren, soll man mit dessen gesammelten Werken die Schädeldecke einschlagen. Nicht anders soll man mit den Vertretern der Humanität verfahren, die die Vivisektion der Meerschweinchen beklagen und die Benützung der Künstler zu Versuchszwecken geschehen lassen. Wer immer sich zum Nachweis erbötig macht, daß die Unsterblichkeit auf Paronoia zurückzuführen sei, allen rationellen Tröstern des Normalmenschentums, die es darüber beruhigen, daß es zu Werken des Witzes und der Phantasie nicht inkliniere, trete man mit dem Schuhabsatz ins Gesicht, wo man ihrer habhaft wird! Aber die anderen, die modernen Psychiatraliker, die uns die Werke der Großen bloß auf die Sexualität hin prüfen, lache man bloß aus. Mir hat einmal einer den »Zauberlehrling« als einen handgreiflichen Beweis für die masturbatorischen Neigungen seines Schöpfers gedeutet. Ich war sittlich entrüstet, nicht wegen des Inhalts, aber wegen der unsäglichen Ärmlichkeit der Zumutung. Ich fühlte, wie sich zum legitimen Schwachsinn der literarhistorischen Kommentatoren allmählich ein neuer Wahnsinn geselle. Die wissenschaftlich fundierte Stimmung eines Herrenabends reklamiert den Besen des Zauberlehrlings — »oben sei ein Kopf« — für ihre besonderen Zwecke, aber sie würde gegebenenfalls auch nicht davor zurückschrecken, uns den »Mond« ebenso zu deuten, von dem es in dem wundervollen Gedicht doch heißt, daß er »wieder Busch und Tal füllt«. »Was fällt Ihnen dazu ein?« lautet die Frage des psychischen Analytikers. Aber wir haben ein Recht, sie in empörtem Ton zurückzugeben: Was Ihnen nicht einfällt! . . . Man beruhigte mich mit der Versicherung, daß hier bloß eine Mitwirkung des »Unbe-

wußten« bei Goethe angenommen werde. Dieses Unbewußte eines Dichters ist nun freilich ein Gebiet, in dem das Bewußtsein eines Mediziners volle Bewegungsfreiheit hat. Das ist tief bedauerlich. Denn die psychischen Analysen, die an einem Privatpatienten vorgenommen werden, sind eine Privatsache zwischen den beiden vertragschließenden Teilen, aber Kunstwerke sollten dem Untersucher schon wegen ihrer Wehrlosigkeit Respekt einflößen. Goethe — irrsinnig? In Gottes Namen, daraus können wir uns noch etwas herausfetzen! Vielleicht sinkt die Menschheit auf die Knie und fleht, vor ihrer Gesundheit bang, den Schöpfer um mehr Irrsinn! Aber die Verurteilung zur Masturbation läßt ein Gefühl der Leere zurück; verzweifelnd empfängt man die Erkenntnis, daß selbst wenn alle Welt masturbierte, dennoch kein »Zauberlehrling« entstehen müßte. Und trostlos ist auch der Gedanke, daß er, Goethe, es nicht gewußt, nicht einmal nachträglich bemerkt hat. Er schrieb den Zauberlehrling und wußte nicht, was er bedeute. Und man hatte doch geglaubt, daß das Unbewußte eines Goethe noch immer bewußter sei als das Bewußteste eines Sexualpsychologen!

*

Die alte Wissenschaft versagte dem Geschlechtstrieb bei Erwachsenen ihre Anerkennung. Die neue räumt ein, daß der Säugling beim Stuhlgang schon Wollust spüre. Die alte Auffassung war besser. Denn ihr widersprachen wenigstens bestimmte Aussagen der Beteiligten.

*

Ich weiß euch eine solidere Deutung des »Zauberlehrlings«. »Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! Und nun sollen seine Geister auch nach meinem Willen leben.« In Abwesenheit eines verdienstvollen Lehrers und Finders sexualpsychologischer Erkenntnisse, versucht einer seiner Schüler die Methode selbst anzuwenden. »Seine Wort' und Werke merkt' ich, und den Brauch, und mit

Geistesstärke tu' ich Wunder auch.« Und er vergreift sich an einem Goetheschen Gedicht. Die Kommentierung wächst ihm jedoch über den Kopf. »Wie sich jede Schale voll mit Wasser füllt.« Zu spät erkennt er das Unheil. »Wärst du doch der alte Besen!« Nämlich ein Besen und nicht etwas anderes, das er skrupellos dafür gesetzt hat. Aber da nützt keine Reue, die Kommentierung wächst ins Uferlose. Kein Klassikerwort, das einen greifbaren Gegenstand bedeutet — sei's der letzte Pfeil, den Tell im Köcher hat, sei's ein goldener Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen —, ist mehr vor Deutung sicher. »Welch entsetzliches Gewässer!« Endlich kommt der Professor Freud zurück. »Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« Der Professor sieht, wie die Schüler die Lehre kompromittieren, und beschließt, dem groben Unfug eine Ende zu machen. Es war die höchste Zeit. In die Ecke mit allem, was wie ein Besen aussah und etwas anderes bedeuten sollte!

Seid's gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.

*

Es ist mir rätselhaft, wie ein Theolog darob gepriesen werden kann, daß er sich dazu durchgerungen habe, an die Dogmen nicht zu glauben. Wahre Anerkennung wie eine Heldentat schien mir immer die Leistung jener zu verdienen, die sich dazu durchgerungen haben, an die Dogmen zu glauben.

*

Eine Stadt, in der die Männer von der Jungfrau, die es nicht mehr ist, den Ausdruck gebrauchen, sie habe »es hergegeben«, verdient dem Erdboden gleichgemacht zu werden.

*

Wer ist das: Sie ist blind vor dem Recht, sie schielt vor der Macht, und kriegt vor der Moral die

Basedow'sche Krankheit. Und um der schönen Augen dieses Frauenzimmers willen opfern wir unsere Freiheit!

*

Die skurrilste Form, in der sich die Menschenwürde auftut: Das empörte Gesicht eines Kellners, der auf ein Klopfen endlich herbeikommt, nachdem man vergebens gerufen hat.

*

Die Plattform des Humors: Die Passagiere eines Omnibus lächeln, wenn einer beim Aufsteigen ausrutscht. Dieser lächelt, wenns ihm dennoch gelungen ist.

*

Wer die Menschenverachtung an der Quelle studieren will, setze sich in ein Restaurant, das in der Nähe eines Theaters ist, und betrachte die Gesichter der einströmenden Scharen. Wie die Spannung, die noch auf den Zügen der Dummheit liegt, allmählich nachläßt und die Zufriedenheit ein neues Ziel findet. Das Klatschen wird zum Schmatzen sublimiert. Und jeder wäre einzeln befangen und ist nur im Chorus glücklich.

*

Wo beginnt denn eigentlich die Unappetitlichkeit und wo hört sie auf? Verdauungssäle gibt es nicht. Aber warum gibts keine Eßklosetts? Öffentlich essen und heimlich verdauen, das paßt so den Herrschaften! Und doch geht nichts über die Schamlosigkeit einer Table d'hôte.

*

Der Deutsche sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm so lange gut gehe, solange er mit der Arbeit beschäftigt ist. Der Österreicher sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm erst gut gehen werde, wenn er mit der Arbeit fertig sei. Diese Anwendung des »bis« läßt beim Österreicher auf einen

grenzenlosen Optimismus schließen. Er setzt den Anfang für ein Ende. Will er aber ausdrücken, was der Deutsche meint, so hilft er sich mit einem eingeschobenen »nicht«. Er sagt: Bis ich nicht mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Er bequemt sich also nicht ohne Widerstreben zu dieser Auffassung. Er ist einer, der sichs gut gehen lassen will und mit der Arbeit nicht fertig wird.

*

Es gibt kein unglücklicheres Wesen unter der Sonne, als einen Fetischisten, der sich nach einem Frauenschuh sehnt und mit einem ganzen Weib vorlieb nehmen muß.

*

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun.

*

In der Sprachkunst nennt man es eine Metapher, wenn etwas »nicht im eigentlichen Sinne gebraucht wird«. Also sind Metaphern die Perversitäten der Sprache oder Perversitäten die Metaphern der Liebe.

*

In der Erotik gibt es diese Rangordnung: Der Täter. Der Zuschauer. Der Wisser.

*

Ein Gast des Bey von Tunis wollte eine Bastonnade sehen. Sogleich wurde ein Kerl von der Straße herbeigeschleppt und geprügelt. Den Gast überkam die Humanität, denn er hatte geglaubt, die grausame Strafe werde einen Schuldigen treffen. Der Bey von Tunis meinte: »Er wird schon was angestellt haben!« ... Es stünde auch der zivilisierten Justiz wahrlich besser an, wenn sie nicht dort bastonnierte, wo einer etwas angestellt hat, sondern dort, wo einer schon etwas angestellt haben wird. Die Justizmorde wären seltener.

*

Wenn ein Fürst besonders geehrt werden soll, werden die Schulen geschlossen, die Arbeit eingestellt und der Verkehr unterbunden.

*

In dieser Stadt gibt es Menschen und Einrichtungen, Kutscher, Wirtshäuser und dergleichen, von denen man nicht versteht, warum sie eigentlich so beliebt sind. Nach einigem Nachdenken kommt man aber darauf, daß sie ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken.

*

Wenn man vom Raseur geschnitten wird, ist man immer selbst schuld. Ich zum Beispiel zucke zusammen, wenn der Raseur von Politik spricht, und die Anderen werden ungeduldig, wenn er nicht von Politik spricht. In keinem Falle trifft den Raseur die Schuld, wenn man geschnitten wird.

*

Wie abwechslungsvoll muß das Dasein eines Menschen sein, der durch zwanzig Jahre täglich auf demselben Sessel eines Wirtshauses gesessen hat!

*

Sie ist mit einer Lüge in die Ehe getreten. Sie war eine Jungfrau und hat es ihm verheimlicht.

*

Ich kenne keine schwerere Lektüre, als die leichte. Die Phantasie stößt an die Gegenständlichkeiten und ermüdet zu bald, um auch nur selbsttätig weiterzuarbeiten. Man durchfliegt die Zeilen, in denen eine Gartenmauer beschrieben wird, und der Geist weilt inzwischen auf einem Ozean. Wie genußvoll wäre die freiwillige Fahrt, wenn nicht gerade zur Unzeit das steuerlose Schiff wieder an der Gartenmauer zerschellte. Die schwere Lektüre bietet Gefahren, die man übersehen kann. Sie spannt die Kraft an, während die andere die Kraft frei macht und sich selbst überläßt. Schwere Lektüre kann eine Gefahr für schwache Kraft sein. Leichter Lektüre ist starke Kraft die Gefahr. Jener muß der Geist gewachsen sein. Diese ist dem Geist nicht gewachsen.

*

Wenn Heine über den Diplomaten Eulenburg geschrieben hätte: »es fehlte ihm an Sitzfleisch und Ernst«, so hätte er hinzugefügt: natürlich nicht in jedem Sinne der Worte. Es wäre eine niedrige Pointe gewesen, im Stil jener Äußerungen über Platen, von denen man kaum begreifen kann, daß sie den literarischen Ruhm ihres Urhebers nicht erstickt haben. Heine hätte den Witz gemacht oder er hätte wenigstens sofort gemerkt, daß der ernstgemeinte Satz ein Witz sei, was auf das nämliche schöpferische Verdienst hinausläuft. Dem vollständig humorlosen Harden fehlt die Fähigkeit, einen Witz zu beabsichtigen oder sich eines witzigen Sinnes bewußt zu werden. Nun gibt es aber nichts, was das schriftstellerische Können empfindlicher bloßstellt, als im Leser Vorstellungen zu erzeugen, die man nicht beabsichtigt hat. Lieber nicht zum Ausdruck bringen, was man meint, als zum Ausdruck bringen, was man nicht meint. Der Schriftsteller muß sämtliche Gedankengänge kennen, die sein Wort eröffnen könnte, und sich jenen aussuchen, der ihm paßt. Er muß wissen, was mit seinem Wort geschieht. Je mehr Beziehungen dieses eingeht, umso größer die Kunst; aber es darf nicht Beziehungen eingehen, die seinem Künstler verborgen bleiben. Wer den Diplomaten Eulenburg in eine Beziehung zu »Sitzfleisch und Ernst« bringt und nicht merkt, daß er einen Witz gemacht hat, ist kein Schriftsteller. Wer freilich den witzigen Sinn der Wendung herstellt, flößt mir nicht gerade Respekt ein. Ich hätte es damit so gehalten: Die ernste Bemerkung unterdrückt, weil ihr witziger Nebensinn mir aufgegangen wäre, und wäre sie mir als Witz eingefallen, sie gerade deshalb nicht geschrieben.

*

Gewiß ist die Erwerbung von Persönlichkeit innerhalb einer Partei nicht denkbar. Steht man aber auch außerhalb aller Parteien, so kann man doch manchmal der Notwendigkeit nicht entgehen, eine Farbe

zu bekennen, die zufällig eine Parteifarbe ist. Das ist fatal, aber als Schriftsteller hat man einen ehrenvollen Ausweg. Für die anderen mag die Meinung die Hauptsache sein, aber wichtiger ist der Tonfall, in dem man eine Meinung sagt. Der Berliner Journalist, der jahrzehntelang der Lebensanschauung des Adels hofiert hat, fühlt sich im Rechtsstreit mit einem Adeligen verkürzt und ruft: »Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz oder Gericht sind alle Bürger gleich.« Das ist wahr. Aber es ist mit tierischem Ernst gesagt, so, als ob das ganze Gedankenleben des Sagenden in dieser Forderung kulminierte. Ich würde in ähnlicher Lage dieselbe Forderung stellen, aber ich glaube, daß mich beim stärksten Nachdruck, mit dem ich's täte, noch immer eine Kluft von den Verfechtern der Menschenrechte trennte, und zwar so, daß das Gericht zur Einsicht von seiner Ungerechtigkeit käme und die Demokratie um meinetwillen Aufhebung der Gleichheit vor dem Gesetz verlangte. Wenn ich eine liberale Forderung stellen muß, so stelle ich sie so, daß die Reaktion pariert und der Liberalismus mich verleugnet. Auf den Tonfall der Meinung kommt es an und auf die Distanz, in der man sie ausspricht. Es ist ein Zeichen literarischer Unbegabung, alles in gleichem Tonfall und in gleicher Distanz zu sagen.

*

Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Fertigkeit, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen eben Anstreicher. Und ich glaube, daß ein Schriftsteller jener ist, der dem Publikum ein Kunstwerk sagt. Das größte Kompliment, das mir je gemacht wurde, war es, als mir ein Leser gestand, er komme meinen Sachen erst bei der zweiten Lesung auf den Geschmack. Das war ein Kenner, und er

wußte es nicht. Das Lob meines Stils läßt mich gleichgiltig, aber die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, werden mich bald übermütig machen. Ich hatte wirklich lange genug gefürchtet, man werde schon bei der ersten Lektüre ein Vergnügen an meinen Schriften haben. Wie? Ein Aufsatz sollte dazu dienen, daß das Publikum sich mit ihm den Mund ausspüle? Die Feuilletonisten, die in deutscher Sprache schreiben, haben vor den Schriftstellern, die aus der deutschen Sprache schreiben, einen gewaltigen Vorsprung. Sie gewinnen auf den ersten Blick und enttäuschen den zweiten: es ist, als ob man plötzlich hinter den Kulissen stünde und sähe, daß alles von Pappe ist. Bei den anderen aber wirkt die erste Lektüre, als ob ein Schleier die Szene verhüllte. Wer sollte da schon applaudieren? Wer aber ist so theaterfremd, sich vor der Vorstellung zu entfernen oder zu zischen, ehe die Szene sichtbar wird? So benehmen sich die meisten; denn sie haben keine Zeit. Nur für die Werke der Sprache haben sie keine Zeit. Von den Gemälden lassen sie es eher gelten, daß nicht bloß ein Vorgang dargestellt werden soll, den der erste Blick erfaßt: einen zweiten ringen sie sich ab, um auch etwas von der Farbenkunst zu spüren. Aber eine Kunst des Satzes? Sagt man ihnen, daß es so etwas gibt, so denken sie an die Einhaltung der grammatischen Gesetze. An die aber muß sich der Schriftsteller nur so halten, wie der Bildhauer für reinen Thon zu sorgen hat. Darin kann man nicht unfehlbar sein, soll es auch gar nicht, denn die Verwendung unreinen Materials kann einem künstlerischen Zweck dienen. Ich vermeide Lokalismen nicht, wenn sie einer satirischen Absicht dienen, der Witz, der mit gegebenen Vorstellungen arbeitet und eine geläufige Terminologie voraussetzt, zieht die Sprachgebräuchlichkeit der Sprachrichtigkeit vor, und nichts liegt mir ferner, als der Ehrgeiz eines puristischen Strebens. Es handelt sich um Stil. Daß es so

etwas gibt, spüren fünf unter hundert. Die anderen sehen eine Meinung, an der etwa ein Witz hängt, den man sich bequem ins Knopfloch stecken kann. Von dem Geheimnis organischen Wachstums haben sie keine Ahnung. Sie schätzen nur den Materialwert. Eine platte Vorstellung kann zu tiefster Wirkung gebracht werden; sie wird unter der Betrachtung solcher Leser wieder platt. Die Trivialität als Element satirischer Wirkung: ein Kalauer bleibt in ihrer Hand. Ich schreibe eine Satire über die Geheimniskrämerei einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, indem ich ihrer Chiffre Ö. G. Z. B. D. G. Deutungen gebe, die nicht nur jede für sich einen satirischen Sinn haben, sondern durch deren Technik ich eben jenes System der Heuchelei parodiere. Was bleibt davon? Lob oder Tadel eines Buchstabenwitzes. Der Tadel schmeckt noch besser. Ein Holzhacker im Blätterwald wirft mir die Wendung »Brahma um und Brahma auf« vor, als ob sie ein gemeiner Wortspaß sei. An und für sich ist sie es und bliebe es, wenn sie jenem eingefallen wäre. Der Kalauer, als Selbstzweck verächtlich, kann das edelste Mittel einer künstlerischen Absicht sein, weil er der Kontraktion einer witzigen Anschauung am besten dient. Jener derbe Spaß erhellt — ähnlich dem Wort »Der Schmock und die Bajadere« — blitzartig die Verwandlung des Wiener Nachtlebens in einen Esoterikerkultus, bedeutet also ein sozialkritisches Epigramm. Aber dergleichen über dem Stofflichen zu spüren, setzt eben jene literarische Kultur voraus, die man heute im Publikum beinahe so wenig wie bei den Literaten findet.

*

Lebensüberdrüssig sein, weil man in seiner Arbeit einen Fehler gefunden hat, den kein anderer findet; sich erst beruhigen, wenn man noch einen zweiten findet, weil dann den Fleck auf der Ehre die Erkenntnis der Unvollkommenheit menschlichen Bemühens zudeckt: durch solches Talent zur Qual

scheint mir die Kunst vom Handwerk unterschieden zu sein. Flachköpfe könnten diesen Zug für Pedanterie halten; aber sie ahnen nicht, aus welcher Freiheit solcher Zwang geboren wird und zu welcher Leichtigkeit der Produktion solche Selbstbeschwerung leitet. Nichts wäre verfehlter, als von Formtiftelei zu sprechen, wo Form nicht das Kleid des Gedankens vorstellt, sondern seinen Körper. Diese Jagd nach den letzten Ausdrucksmöglichkeiten führt ins Innerste der Sprache. Nur so wird jenes Ineinander geschaffen, bei dem die Grenze des Was und des Wie nachträglich nicht mehr feststellbar ist, und in welchem gewiß oft vor dem Gedanken der Ausdruck war, bis er unter der Feile den Funken ergab. Die Dilletanten arbeiten sicher und leben zufrieden. Ich habe oft schon um eines Wortes willen, das die Zentigrammwage meines stilististischen Empfindens ablehnte, die Druckmaschine aufgehalten und das Gedruckte vernichten lassen. Eine unvermeidliche Torheit ist es ferner, zu glauben, das Fehlen eines nachgebornen Einfalls werde der Leser merken. Dieser Leser ist man selbst; der andere merkt auch die Einfälle nicht, die da sind. Und gegenüber einem Schreiben, das seine Unvollkommenheiten so blutig bereut, hält dieser seine am Journalismus entartete Lesefähigkeit für vollkommen. Er hat für ein paar Groschen ein Recht auf Oberflächlichkeit erworben: käme er denn auf seine Kosten, wenn er auf die literarische Arbeit eingehen müßte? Es stünde vielleicht besser, wenn die deutschen Schriftsteller den zehnten Teil der Sorgfalt an ihre Manuskripte wenden wollten, die ich an meine Artikel wende, nachdem sie erschienen sind. Ich bin mit einer Arbeit erst fertig, wenn ich an eine andere gehe; so lange dauert meine Autorkorrektur. Ein Freund, der mir manchmal als Wehmutter beistand, staunte, wie leicht meine Geburten seien und wie lange mein Wochenbett . . . Freilich geht aus all dem

hervor, daß ich kein geselliger Charakter bin; ich könnte höchstens die Leute fragen, ob ihnen diese oder jene Wortfolge besser klingt.

*

Die wahren Agitatoren für eine Sache sind die, denen die Form wichtiger ist. Kunst hindert die unmittelbare Wirkung zu Gunsten einer höhern. Freilich sind ihre Produkte nicht marktgängig. Sie fänden nicht einmal dann reißenden Absatz, wenn die Kolporteure riefen: »Sensationelle Enthüllungen aus dem deutschen Sprachschatz!«

*

Eine kunstlose Wahrheit über ein Übel, über eine Gemeinheit, ist ein Übel, eine Gemeinheit. Sie muß durch sich selbst wertvoll sein: dann gleicht sie das Übel aus, versöhnt mit der Kränkung, die der Angegriffene erleidet, und mit dem Schmerz darüber, daß es Übel gibt.

*

Den Leuten ein X für ein U vormachen — wo ist die Zeitung, die diesen Druckfehler zugäbe?

*

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

*

Die Polizei sieht jetzt scharf darauf, daß sich nur das Alter und die Häßlichkeit dem Laster ergeben. Im Bordell findet nur eine solche Frau Aufnahme, deren Verdorbenheit noch aus einer früheren Polizeiära datiert und deren Tugend etwa mit den Linienwällen fiel. Es muß eine Emeretrix sein... Die Invaliden singen: Uns hab'ns g'halten!

*

Die Leute verstehen nicht deutsch; und auf journalistisch kann ich's ihnen nicht sagen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 257—58 WIEN, 19. JUNI 1908 X. JAHR

Nachträgliche Vorurteile gegen den Festzug.

Ich habe von Allem bloß die »Iglauer Sprachinsel« gesehen. Das kam so. Ich war mittags aufgestanden, um in meine Druckerei zu gehen. Bei der Aspernbrücke konnte ich nicht vorwärtskommen, die Menschen riefen Heil! und ich sah einen Wagen, auf dem zwei Ammen saßen. Sie hatten Gesichter, bei deren Anblick ich mir die grauenvolle Möglichkeit vorstellte, daß ich Kinder hätte und daß sie in den Anfängen ihres Lebens unaufhörlich zu solchen physiognomischen Vorbildern emporblicken müßten. Nichts mehr davon! Im Weggehen sah ich Männer herankommen, die wetterhart waren, aber nicht schön. Ich dachte mir, daß selten etwas Besseres nachkommt, und ging lieber weiter. Wenn aber die österreichischen Nationalitäten so aussehen, wie die Proben, die uns noch heute auf den Wiener Straßen die Passage sperren, dann, glaube ich, könnte der Einheitsgedanke der Häßlichkeit zu einer Verständigung führen.

*

Was jedoch einzeln häßlich und unsauber ist, kann gewiß in der Masse malerisch wirken. Eine Armee von Wasserern muß einen eigenen Zauber ausüben. Es kommt nur auf die Quantität an. Im ethnographischen wie im historischen Teil eines Festzugs. Er war ein Fest der Quantität. Man lasse die Geschicke und die Völker Europas auf der Ringstraße spazieren gehen und dem lieben Gott huldigen, und es wird noch imposanter. Ein Festzug lebt von der Eingebung eines Kopfs, in dem zugleich ein Fiesko

und ein Romano steckt: er hat zugleich getan, was er malte. Aber diesmal verließ man sich darauf, daß schon die Taten malerisch wirken. Dieser Festzng siegte im Zeichen eines Geistes, der sich bei der Vorstellung, daß nach Frankreich zwei Grenadiere zogen, an deren Uniform berauscht. Vor einem Gschnasfest glaubt auch jeder, daß er am meisten auffallen werde, und bemüht sich um jeden Knopf seines Narrengewands; schließlich wirkt nur die Masse. Warum wird so viel Schweiß an die historische Treue verschwendet? Sie fesselt bloß die Sachverständigkeit, und die kommt im Gewühl nicht zum Urteil. Wenn tausend blaue Jacken mit grünen Aufschlägen über die Ringstraße ziehen, jubelt das Volk auch und denkt an den Kaiser Josef. Das »Malerische« wirkt nicht wegen, sondern trotz der Echtheit. Ein Leuchtbrunnen ist malerisch. Wer ihn springen läßt, weiß ganz gut, daß dem Gaffer die Unzufriedenheit über staatliche Dinge vergeht. »Guck — guck, da — da!« das ist der Sinn eines Festzugs. Dazu bedarfs weder eines künstlerischen Ingeniums noch der Mühe eines Uniformforschers. Ob das Kostüm echt ist oder nicht, spielt keine Rolle. Dagegen ist es nicht zu unterschätzen, daß der echte Nachkomme eines Starhemberg darin steckt und kein Berufsstatist. Das ist eine Sensation, die mit künstlerischem Empfinden nichts zu schaffen hat und sich darum gewiß in der gedanklichen Linie eines Festzuges bewegt. Wenn man das Glück hat, adelige Leute zu finden, die so populärem Interesse entgegenkommen, warum sollte man es nicht nützen? Um einer Ähnlichkeit willen begehrt zu sein, läßt feinfühlige Menschen oft erst den Unterschied fühlen. Wenn eine Adlernase gesucht wird, so hat das Bewußtsein etwas Drückendes, daß man mit den dazugehörigen Taten nicht dienen kann. Hier hat es offenbar nicht gedrückt. Jeder fühlte sich geehrt, seinen ruhmreichen Vorfahren darzustellen. Und

mancher ließ leutselig seine Unterlippe hängen, als wäre sie wirklich ein Schirmdach der Völker.

*

Es ist schwer, die Forderung der Ähnlichkeit mit der Bedingung der Verwandtschaft in Einklang zu bringen. Aber im Zweifel zieht man doch einen zwanzigjährigen Radetzky, der anders aussieht, einem besser entsprechenden Magistratsbeamten vor.

*

Das Malerische ist ein Argument, das mit allen Einwänden fertig wird. Und es gibt Wirkungen auf die Nerven, denen sich der oppositionellste Geist nicht entziehen kann. Wenn alle Glocken läuten, umarme ich den Klotzberg.

*

Ja, wenn man mit solchen Mitteln arbeitet, dann ist's keine Kunst, recht zu behalten! In Österreich brennt's und man macht ein Feuerwerk daraus.

*

Welch ein Theater! In der Historie wirkten die Schauspieler mit, im Bauerndrama die Schlierseer.

*

Empfinden die Zuschauer wirklich Geschichte? Oder wollen sie nur, daß die Gesichter stimmen? Der historische Sinn triumphiert im Ausruf: »Aber der ganze Napoleon!«

*

Die Lehre: In historischen Zeiten trug man also schöne Kostüme, und die Huzulen tragen keinen Frack.

*

Wer nicht hoch ruft, weil er ein Komiteemitglied für niedrig hält, ist ein Vaterlandsverräter.

*

So etwas ist nur in Wien möglich! Die Unordnung war so groß, daß die Sache wirklich geklappt hat. Nur der Schlamperei ist es zu ver-

danken, daß kein Unglück geschehen ist. Wäre es konsequent im Stil der Aktionen des Komitees weitergegangen, so hätte die Ringstraße einem Schlachtfeld gleichen müssen. Aber es herrschte ein solcher Wirrwarr, daß schließlich der Zufall die Oberhand behielt und alles in schönster Ordnung vor sich ging.

*

Wenn in anderen Städten die bürgerliche Gesellschaft sich zu solchen Festen auf die Straße wagte, alle ihre rings lauernden Feinde wären rechtzeitig zur Stelle. Aber hierzulande ist den Anarchisten um ihre gesicherte soziale Position bange, und von den Einbrechern hat einer behauptet, daß sie zwar vollzählig in Bereitschaft waren, aber nur um sich den Festzug anzuschauen. Sogar das Wetter, das nicht unbedingt gesellschaftsfreundlich ist, hatte das, womit man hierzulande die nachgiebige Feigheit bezeichnet: »ein Einseh'n«. Und da das Unglück nun einmal geschehen und der Festzug ohne Störung verlaufen ist, bewahrt uns nur ein verläßliches Defizit vor Wiederholungen. Sonst könnte das Komitee leicht übermütig werden und glauben, es werde immer ohne Katastrophe abgehen; und man brauche nur öfter die Ringstraße abzusperren, um den Namen Klotzberg definitiv auf die Nachwelt zu bringen.

*

Der historische Teil des Festzugs umfaßte vor allem jene bedeutungsvollen Augenblicke, in denen nach der Darstellung der Lehrbücher für Mittelschulen am Wiener Hofe die Friedenspartei siegte. Für die glorreichste Tat in der österreichischen Geschichte halten aber die Patrioten die Veranstaltung des Festzugs. Die Verherrlichung dieser Tat, von ihrer Entstehung aus dem Wunsche, den Lohndienern der Hotels zu helfen, bis zu der in Österreichs Annalen beispiellosen Baisse in Tribünensitzen, wollen sie künftigen Festzügen vorbehalten.

*

»Die Gerüchte, daß Tribünensitze unter dem normierten Preise abgegeben worden seien, erhalten sich allerdings.« So hat zum Schlusse eine offizielle Note des Komitees gesagt, in der der Ehrengewinn des Tages ausgewiesen wurde. Wenn's aber wirklich wahr sein sollte, daß die Emissäre des Komitees vor dem Lokal Sitze, die 100 Kronen gekostet haben, um 2 anbrachten, die Veranstalter werden es nicht glauben. Denn sie haben den allgemeinen Klagen, daß das Volk nicht berücksichtigt werde, am Morgen des Festzuges nachgegeben und sich aus sozialpolitischen Gründen bestimmt gesehen, jeden, der den Festzug bequem sehen wollte, gratis auf die Tribünen zu lassen. Die vielgeschmähte Agiotage überraschte durch das Angebot, wer weniger gebe, und trieb die Preise in die Tiefe, daß es eine Art hatte. Es war für viele Leute sehr schwer, keinen Tribünensitz aufzutreiben. Da die Annoncen, die bedeutende Preisreduktionen verhießen, keinen Erfolg hatten, wurden aus Kaffeehäusern im letzten Augenblick anständig gekleidete Gäste durch das Telephon requiriert. Aber sie weigerten sich, als Zuschauer zu statieren. Und so kann man mit Befriedigung feststellen, daß es vor allem die breiten Schichten der Bevölkerung waren, die den Festzug sehen durften. Man macht jetzt dem Komitee den Vorwurf, daß es die besitzenden Klassen von der Betrachtung des Schauspiels ausgeschlossen hat.

*

Ich bin für eine Zersplitterung der Dummheit. Es tut nicht gut, wenn sie wochenlang auf einen Punkt konzentriert ist.

*

Die unverdiente Schönheit dieser Stadt! Die ihr aber zum sogenannten »Ernst der Arbeit« zureden, sind so töricht wie ihre Schmeichler und Feuilletonisten. Nicht daß ihre Männer nicht arbeiten, ist

beklagenswert, aber daß sie nicht denken. Es ist ja verdienstlich, sich darauf zu verlassen, daß der Himmel blau ist und die Wiese grün. Wer da sagt, davon könne man nicht leben, ist ein Philister. Aber wer sagt, es sei traurig, davon zu leben, sagt die Wahrheit.

*

Die Vorstellung, daß eine schöne Frau auf einer Tribüne sitzt, ist peinigend. Sie hat nicht einmal die Genugtuung, daß der Festzug sie ansieht. Und um wieder ihn mit Wohlgefallen zu betrachten, dazu, meint sie mit Recht, sei man vom Ballett der Oper doch zu sehr verwöhnt. Auch seien die Plätze dort bequemer. Aber leidet denn auch sie auf der Tribüne, wenn mir ihr Rücken weh tut?

*

»Es hieß, daß zwischen dem historischen Festzug und den nationalen Gruppen eine längere Pause eintreten werde, während welcher der Hof Erfrischungen nehmen soll. Diese Annahme war jedoch unrichtig. Eine Pause im Festzug ist nicht geplant. Der Vorbeimarsch wird ununterbrochen erfolgen.« Pardon wird nicht gegeben. Und überhaupt hätte das Ganze Wilhelm dem Zweiten gefallen. Er hätte sich nie dagegen gesträubt!

*

Die österreichischen Nationalitäten vereinigen sich zu einer Huldigung und streiten deshalb um den Vorrang beim Huldigen.

*

Was man nicht durch einen Festzug lernt: Es gibt Huzulen in Österreich!

*

Warum gehen die Männer mit roten Gewändern und die Männer mit Dolchen im Bauch, die auf der Straße die Kinder schrecken, und die gramgebeugten Männer, die Ovationen darbringen, warum gehen sie

noch immer in Wien herum? Wir sind ja endlich davon überzeugt, daß sie mit uns einem und demselben Staatsverband angehören.

*

Wie? Ein einziger Einbruchsdiebstahl in ganz Wien, und an so einem Tag? Ist dies nicht auch ein Verfallszeichen? Nein, es war eine Demonstration der Standesehre. Hinter dem Rücken der Wiener Polizei, die auf der Ringstraße alle Hände voll zu tun hat, tut ein Einbrecher nichts.

*

Nachdem beschlossen war, die Festzugsstraße zu verlängern, las man: »Damit wäre nun allerdings jenen Forderungen, welche die ‚Neue Freie Presse' aufgestellt hat, in weitem Umfang entsprochen.« »Bekanntlich hat zuerst das ‚Deutsche Volksblatt' darauf hingewiesen . . .« »Wir dürfen wohl darauf hinweisen, daß das ‚Extrablatt' zu allererst den Ruf erhoben hat: Platz fürs Volk!« u. s. w. Eine Einigkeit, wem das Verdienst gebührt, ist in solchen Fällen nicht zu erzielen. Aber auch die Beobachtung realer Tatsachen schwankt. Von dem Wagen, in dem eine Dame im Blumenkorso fuhr, las man zum Beispiel in den verschiedenen Blättern: »Ein Wagen aus der Zeit Louis XVI.«, »Ein Wagen aus der Zeit Louis XV.«, »Ein Wagen aus der Zeit Louis XIV.« Ein solche Reduktion wurde nur mehr bei den Tribünensitzen beobachtet. Schließlich bekam diese jeder beliebige Louis schlechtweg.

*

Das Exekutivkomitee hat insofern die Erwartungen enttäuscht, als es das österreichische Nationalitätenproblem tatsächlich nicht gelöst hat. Vor dem Komiteelokal demonstrierten die Dalmatiner, weil sie mit den Schlafplätzen unzufrieden waren, die Ruthenen, weil sie überhaupt keine Schlafplätze hatten, und die Kroaten wollten nicht mitspielen,

weil sie in der Festschrift durch eine Erinnerung an das Jahr 48 beleidigt wurden. Die Tschechen und die Italiener hatten von allem Anfang nicht mitgetan und hätten erforderlichen Falles darum gestritten, wer zuerst nicht mittun würde. Der Stiefvater der Völker Österreichs, Herr Klotzberg, unterwarf sich in Demut und versprach — in einem Deutsch, das den kroatischen Ansprüchen vollauf entgegenkam — eine Neuauflage der Festschrift; aber für das leibliche Wohl der Nationen hatte er nicht gesorgt. Die vierhundert Ruthenen sind in der Nacht vor dem großen Tag tatsächlich erfroren und verhungert. Daß sie dann dennoch im Festzug waren, ist nur ein Beweis der belebenden Wirkung des Patriotismus.

*

In den Tagen der Feste las man einen großen Lokalbericht, der diese Aufschriften trug: »Der Schauplatz des Unglücks«, »Die Rettungsaktion«, »Die Bergung der ersten Toten«, »Die Opfer«, »Die Leichenschau«, »Die Liste der Toten«, »Die Liste der Verletzten«, »Der Bericht an den Magistrat«, »Was die Geretteten erzählen«. Ein Bericht über den Festzug wars also nicht; bloß der über die Explosionskatastrophe in Ottakring. Aber zu dergleichen Lappalien hatte man in Wien jetzt keine Zeit. Auch unwichtige Details, die wirklich den Festzug betrafen, wurden übersehen. Zum Beispiel:

»Mehr als 400 Bauern aus Ostgalizien sind heute Mittags angekommen, aber das Komitee, das sie hieher bestellt hatte, gab ihnen nichts zu essen und wollte, daß sie im Prater auf dem nackten Erdboden schlafen. Sonntag abends kamen sie in Lemberg an, wo sie eine Probe hatten. Dienstag Nachmittags fuhren sie von dort weg in einem Bummelzug, in dem sie ihre Notdurft durch die Fenster verrichten mußten. Gestern nach 1 Uhr kamen sie in Wien an. Sie wurden in den Prater gebracht, wo sie hinter der Rennbahn in Zelten untergebracht werden sollten. Sie mußten bis nach 5 Uhr warten, ehe sie etwas zu essen bekamen. Was sie aber dann bekamen, war so, daß 70 Bauern das Essen überhaupt zurückwiesen, weil es ihnen, die wirklich nicht an

allzu gute Küche gewöhnt sind, zu schlecht war. Das Mittagmahl bestand aus einer dünnen Suppe, einem kleinen Stückchen harten Fleisches, einer Kartoffel und einem Stückchen Brot. Das Fleisch war zu hart, das Brot zu wenig. Auch diejenigen, die das Essen genommen hatten, klagten, daß sie hungrig geblieben seien. Noch skandalöser als das Essen war das Quartier. Etwa 20 Zelte waren errichtet und in jedem sollten 25 bis 30 Personen schlafen. Um 9 Uhr Abends war bloß in einigen Zelten ein Strohsack, in den meisten war gar nichts, nicht einmal Stroh, auf das sich die Festgäste hätten legen können, auch nicht Decken, mit denen sie sich gegen die Kälte schützen konnten. Man mutete ihnen allen Ernstes zu, in dieser kalten Nacht auf dem nackten Boden zu schlafen. Es ist kein Wunder, daß die Leute drohten, die Zelte zusammenzuschlagen.«

Aber am andern Morgen ging's hoch her.

*

Jubel ohne Ende. Dem Festzug folgte ein Nationalitätenfest in der Rotunde, bei dem die Komiteemitglieder vom Publikum beschimpft wurden, die Schlesier und Galizianer zwangsweise tanzten und die Triestiner die Irredentisten prügelten. Hier fanden sich endlich auch die lange gesuchten Taschendiebe ein, die beim Festzug gefehlt hatten, und die jetzt unter allgemeinem Beifall verhaftet wurden. Sie hatten den Zuschauern weniger abgenommen und mehr geboten als die Komiteemitglieder.

*

Was ist ein Nörgler? Der an allem etwas auszusetzen hat, sogar am Festzug. Und Leute, die im Prinzip für Festzüge sind und gerade an diesem etwas auszusetzen haben, sollte man wirklich des Landes verweisen oder gar zwingen, die Leitartikel der patriotischen Wiener Presse zu lesen. Aber es ist ungerecht, den einen Nörgler zu nennen, der grundsätzlich gegen Lärm, schlechte Luft und Festzüge ist und diesen da nicht schlechter findet als einen andern. Der der Meinung ist, daß ein Gemenge aus Kitsch und historischer Treue nicht den Aufwand

von Gschaftlhuberei lohnt. Und daß, wer einen Orden will, dazu keinen Festzug braucht. Und daß überhaupt ein Knopfloch leichter ausgefüllt ist als eine Tribüne.

Karl Kraus.

Lob der verkehrten Lebensweise*).

Ich hatte die traurigen Folgen einer normalen Lebensweise, mit der ich es eine zeitlang versuchte, nur zu bald an Leib und Geist zu spüren bekommen und beschloß, noch einmal, ehe es zu spät wäre, ein unvernünftiges Leben zu beginnen. Nun sehe ich die Welt wieder mit jenen umflorten Blicken, die einem nicht nur über die Wirklichkeit der irdischen Übel hinweghelfen, sondern welchen ich auch manch eine übertriebene Vorstellung von den möglichen Lebensfreuden verdanke. Das gesunde Prinzip einer verkehrten Lebensweise innerhalb einer verkehrten Weltordnung hat sich an mir in jedem Betracht bewährt. Auch ich brachte einmal das Kunststück zuwege, mit der Sonne aufzustehen und mit ihr schlafen zu gehen. Aber die unerträgliche Objektivität, mit der sie alle meine Mitbürger ohne Ansehen der Person bescheint, allen Mißwachs und alle Häßlichkeit, entspricht nicht jedermanns Naturell, und wer sich beizeiten vor der Gefahr retten kann, mit klaren Augen in den Tag dieser Erde zu sehen, der handelt klug, und er erlebt die Freude, darob von jenen gemieden zu werden, die er flieht. Denn als der Tag sich noch in Morgen und Abend teilte,

*) Aus dem ‚Simplicissimus‘.

wars eine Lust, mit dem Hahnenschrei zu erwachen und mit dem Nachtwächterruf ins Bett zu gehen. Aber dann kam die andere Einteilung auf, es ward Morgenblatt und es ward Abendblatt, und die Welt lag auf der Lauer der Ereignisse. Wenn man eine Weile zugesehen hat, in wie beschämender Art sich diese vor der Neugierde erniedrigen, wie feige sich der Lauf der Welt den gesteigerten Bedürfnissen der Information anpaßt und wie schließlich Zeit und Raum Erkenntnisformen des journalistischen Subjekts werden, dann legt man sich aufs andere Ohr und schläft weiter. »Nehmt, müde Augen, eures Vorteils wahr, den Aufenthalt der Schmach nicht anzusehn.«

Darum schlafe ich in den Tag hinein. Und wenn ich erwache, breite ich die ganze papierene Schande der Menschheit vor mir aus, um zu wissen, was ich versäumt habe, und bin glücklich. Die Dummheit steht zeitlich auf, darum haben die Ereignisse die Gewohnheit, vormittags zu geschehen. Bis zum Abend kann immerhin noch Manches passieren, aber im allgemeinen fehlt dem Nachmittag die lärmende Betriebsamkeit, durch die sich der menschliche Fortschritt bis zur Stunde der Fütterung seines guten Rufs würdig zeigen will. Der richtige Müller erwacht erst, wenn die Mühle stillesteht, und wer mit den Menschen, deren Dasein ein Dabeisein ist, nichts gemein haben will, steht spät auf. Dann aber gehe ich über die Ringstraße und sehe, wie sie einen Festzug vorbereiten. Vier Wochen hallt der Lärm, wie eine Symphonie über das Thema vom Geld, das unter die Leute kommt. Die Menschheit rüstet zu einem Feiertag, die Zimmermeister schlagen Tribünen und die Preise auf, und wenn ich bedenke, daß ich all die Herrlichkeit nicht sehen werde, beginnen auch meine Pulse freudiger zu gehen. Führte ich noch die normale Lebensweise, so hätte ich wegen des Festzugs abreisen müssen; nun

kann ich dableiben und sehe trotzdem nichts. Ein alter König bei Shakespeare winkt ab: »Macht kein Geräusch, macht kein Geräusch; zieht den Vorhang zu! Wir wollen des Morgens zu Abend speisen«. Ein Narr, der die Verkehrtheit dieser Weltordnung bestätigt, setzt hinzu: »Und ich will am Mittag zu Bette gehn«. Wenn aber ich am Abend frühstücken werde, wird alles vorbei sein, und aus den Zeitungen erfahre ich bequem die Zahl der Sonnenstiche.

Alle wichtigeren Unglücksfälle geschehen am Vormittag. Ich kenne sie nur vom Hörensagen und bewahre mir dadurch, daß ich zu spät komme, den Glauben an die Vortrefflichkeit der menschlichen Einrichtungen. In den Abendblättern steht nicht nur was geschehen ist, sondern auch wer dabei war, so daß man sich in eine sichere Entfernung von einer Brandstätte gerückt fühlt und dennoch Gelegenheit hat, die Häupter seiner Lieben zu zählen, von denen kein einziges fehlt. Man mache sich die Verwandlung des Weltenraums in einen lokalen Teil zunutze, so gut man kann, man bediene sich eines Verfahrens, das unter dem Namen Zeitung eine Konserve der Zeit herstellt. Die Welt ist häßlicher geworden, seit sie sich täglich in einem Spiegel sieht, darum wollen wir mit dem Spiegelbild vorlieb nehmen, und auf die Betrachtung des Originals verzichten. Es ist erhebend, den Glauben an eine Wirklichkeit zu verlieren, die so aussieht, wie sie in den Zeitungen beschrieben wird. Wer den halben Tag verschläft, hat das halbe Leben gewonnen.

Alle besseren Dummheiten geschehen am Vormittag; der Bürger sollte erst erwachen, wenn die Amtsstunden zu Ende sind. Er trete nach Tisch ins Leben hinaus, wenn es frei von Politik ist. Daß auch die Attentate vormittags geschehen, wird er allerdings

nicht aus den Abendblättern erfahren können; denn sie werden zumeist auch von den Korrespondenten verschlafen. Es gibt eine Zeitung, die einen Vertreter nach dem andern nach Paris schickte, um die Attentate auf die Präsidenten rechtzeitig zu melden; und siehe da, ein Präsident nach dem andern kam ums Leben, und jedesmal war der Tod eines Präsidenten der Zwillingsbruder des Schlafs eines Korrespondenten. Als die deutschen Fürsten in unserer Stadt weilten, wußte ich nichts davon. Aber auch sonst hatte dieser Zwischenfall keine nachteiligen Folgen für mich, höchstens, daß es zum erstenmal geschah, daß ich zum Frühstück mein gewohntes Rindfleisch nicht bekam, also einer Neigung entsagen mußte, durch die ich bis dahin meine Zugehörigkeit zu der Stadt, in der ich lebe, demonstrativ bekundet hatte. Der Kellner entschuldigte sich und verwies mich zum Trost auf die Festigung des Dreibunds, der über lokale Interessen hinaus der Gewinn dieses Tages sei. Wenn ein Theologe sich dazu durchringt, nicht mehr an die unbefleckte Empfängnis zu glauben, so geschieht es am Vormittag, wenn ein Nuntius sich blamiert, so geschieht es am Vormittag, und es ist wahrlich immer noch besser, daß ein Sturm der Bauern auf eine Universität oder der Ruf »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!« uns den Schlaf des Vormittags stört als die Ruhe des Nachmittags. Nur einmal kam ich zufällig des Weges, wie ein Minister nach Tisch demissionierte. Aber wie unordentlich ist es auch damals zugegangen! Die Polizisten hieben um drei Uhr auf die Volksmenge ein, die »Abzug!« gerufen hatte, und sagten schon um viertel vier: »Geht's z'haus, Leuteln, der Badeni is auch schon gangen!« Wie steht es mit der Justiz? Sie ist nur am Vormittag blind, und geschieht ausnahmsweise einmal noch in vorgerückter Stunde ein Justizmord, so handelt es sich gewiß um einen besonders wich-

tigen Fall. Oder es kann in deutschen Landen vorkommen, daß in einer geschlechtlichen Affäre die Wahrheit auf dem Marsche ist, und zwar seit fünfundzwanzig Jahren, und dann muß sie wohl den Nachmittag zu Hilfe nehmen. Um einem solchen Ereignis seine Aufmerksamkeit zu versagen, nützt es auch nichts, sich ins Schlafzimmer zurückzuziehen, da sich bekanntlich gegenüber dem Wahrheitsdrang gerade das Schlafzimmer als der am wenigsten sichere Ort erwiesen hat. Gehört es aber sonst immerhin zu den Annehmlichkeiten des Lebens, die Aktionen der staatlichen Verwaltung zu verschlafen, so muß ich leider zugeben, daß ich auf einem Gebiete mit meiner Praxis üherhaupt kein Glück habe, und zwar im Reich der schönen Künste. Denn man hat zum Beispiel festgestellt, daß die meisten Theaterdurchfälle gerade abends geschehen. Dafür ist bei der Nacht auf allen Gebieten öffentlicher Betätigung Ruhe. Nichts regt sich. Es gibt nichts Neues. Nur die Kehrichtwalze zieht wie das Symbol einer verkehrten Weltordnung durch die Straßen, damit der Staub verbreitet werde, den der Tag zurückgelassen hat, und wenn's regnet, so geht auch der Spritzwagen hinterher. Sonst ist Ruhe. Die Dummheit schläft, da gehe ich an die Arbeit. Von fern klingt es wie das Geräusch von Druckpressen: die Dummheit schnarcht. Und ich beschleiche sie und ziehe aus der meuchlerischen Absicht noch Genuß. Wenn am östlichen Horizont der Kultur das erste Morgenblatt erscheint, gehe ich schlafen . . . Das sind so die Vorteile der verkehrten Lebensweise.

Karl Kraus.

Seine Antwort.

Herr K. hat mich, seit ich ihn als einen Mitarbeiter der ‚Wage' kennen lernte, mit überschwänglicher Liebe, Bewunderung, Anbetung verfolgt, das hat mich gerührt und ich habe den talentvollen jungen Menschen, weil ich ihn für sauber hielt, leider nicht weggestoßen. Wenn ich nach Wien kam, holte er mich vom Bahnhof ab, und ließ mich nicht loß, bis ich wieder im Zuge saß. Da er von fast allen, die mir in Wien bekannt und interessant sind, verachtet wurde und wird, verzichtete ich, aus Mitleid mit dem armen Teufel, auf das Vergnügen, diese Menschen zu sehen. Wenn er nach Berlin kam, war er bei mir wie Kind im Hause, saß, ohne Rücksicht auf meine knappe Zeit, stundenlang, halbe Tage lang bei mir. Ungefähr jede Gefälligkeit, die man erweisen kann, habe ich ihm erwiesen. So habe ich ihm fürs erste oder fürs zweite Heft seiner ‚Fackel' (deren ganzen Plan, innere und äußere Gestaltung ich auf sein Bitten mit ihm durchsprach) einen Artikel geschrieben, nicht nur umsonst, sondern auch in dem sicheren Vorgefühl, welchen Haß ich mir dadurch in Wien zuziehen würde. Das geschah auch noch, ich war verfemt und die ‚N. F. P.' lehnte einen Aufsatz Björnsons über mich ab. Für seinen Prozeß mit Bahr habe ich, trotzdem ich Bahr sehr schätze und immer für einen unbestechlichen Menschen hielt, ihm ein Gutachten geschrieben. U. s. w. Seine Bilder, Briefe, Karten strotzen von »Be-

Ich bin ein alter Leser der ‚Zukunft'. Ein alter und treuloser Leser. Mein Vorurteil gegen Herrn Maximilian Harden ist gewiß unter allen Antipathien, die er sich seit der Gründung seiner Zeitschrift erworben hat, die beachtenswerteste, weil er mir persönlich so gar keinen Grund zu ihr gegeben hat. Das belastet in Wien, der Stadt der Verbindungen und Beziehungen, die sich die Niederlassung des Herrn Harden redlich verdient hätte, mein Schuldkonto. In der Reihe verlorener Freundschaften, die dem Lebensweg des Herrn Maximilian Harden unberechtigter Weise das ehrenvolle Dunkel der Einsamkeit verliehen haben, bedeutet mein schroffer Abfall die bitterste Enttäuschung. Bei allen anderen Verlusten konnte er die literarische Verfeindung auf die persönliche reduzieren. Meine Untreue nahm den anderen Weg. Ich habe Herrn Maximilian Harden aus blauem Himmel angegriffen. Welch' tief unbegründete Abkehr! Wie bereute ich es, daß sie notwendig war, wie schämte sich mein Verrat des früheren Glaubens! Ich erkannte damals, daß der Altersunterschied zwischen uns sich umsomehr verengte, als ich mir erlaubte, die Kriegsjahre des Herrn Harden nur einfach zu zählen. Der Fünfundzwanzigjährige hatte neben dem Fünfunddreißigjährigen den Nachteil, aber zehn Jahre später den Vorteil der Jugend. Zuerst konnte er nicht sehen, und dann sah er einen Blinden. Die Jugend sollte sich nur von abschreckenden Bei-

wunderung« und Liebe. Er nennt mich nach einem Wiener Aufenthalt den Unvergeßlichen usw. Daß mir seine Tätigkeit mehr und mehr mißfiel, mußte er merken. Seine ewige Bitte: Ihn und seine ‚Fackel‘ in der ‚Zukunft‘ zu erwähnen, konnte ich nicht erfüllen, zweimal mußte ich ihm Artikel ablehnen. Daß ich sein Vorgehen gegen Bahr, seine Campagne für die . . . . . . widrig fand, verhehle ich nicht. Zu einer Kritik erdreistete er sich zum ersten Male, als ich über die . . . . . die das Berliner Bühnenleben mit ihrer Geldmacht vergiftet hatte, einige unfreundliche Worte schrieb. (Er hatte gemeinen Privatklatsch über die . . . breitgetreten, war seit seinem grotesken Roman mit der . . . . aber empfindlich in diesem Punkt geworden.) Ich antwortete schroff und ließ ihn bei seiner nächsten Anwesenheit nicht mehr zu mir kommen. Seitdem schimpft er . . . Ich bin der Selbe geblieben, der ich in der Zeit seiner Verhimmelung war, habe nur gearbeitet. Sein Blatt habe ich seit zwei Jahren nicht mehr geöffnet, er schickt es mir und es bleibt in dem Umschlag liegen. Ekelhaft war mir's längst, bevor er mich angriff. Jetzt steht er mit ‚N. F. P.‘ und ‚N. W. T.‘ in Reihe und Glied gegen mich. Habeat.

Maximilian Harden

(7. Juni 1908).

spielen erziehen lassen und sich die Vorbilder für die Zeit der Reife aufheben. Was ihr im weiten Umkreis deutscher Kultur sich bietet, ist ein so sicherer und tief fundierter Schwindel, daß selbst die Originale Surrogate sind. Nur die Phantasie wird mit ihnen fertig, zieht sie dem Leben vor. Wie sah der große Einzelkämpfer aus, dessen Meinung gegen jenen Strom schwamm, zu dem sich alle journalistischen Schlammgewässer vereinigen? Er sah aus, wie ich mir ihn schuf, und Herr Maximilian Harden lieferte für meine Erfindung die Gebärde. Ich sah seine Blitze zucken, und hörte seine Donner krachen; denn in mir war Elektrizität. Ich war ein Theatermeister, den das Gewitter, das er erzeugt, erzittern macht. Welchen Respekt hatte ich vor Herrn Maximilian Harden, weil seine Leere meinem Ergänzungstrieb entgegenkam. Solches Entgegenkommen wird zum Erlebnis, bleibt aber nur so lange das Verdienst des Andern, als man für die Werte, die man zu vergeben hat, nicht in sich selbst einen besseren Platz findet. Dann wohnt in den öden Fensterhöhlen das Grauen.

Karl Kraus

(31. Oktober 1907).

Seit längerer Zeit werden in den Kreisen, die sich für literarische Personalien interessieren, Wetten abgeschlossen: Wird er antworten oder wird er nicht? Ich entmutigte die Hoffenden. Er wird nicht, sagte ich allen, die mich fragten und die mit Recht an-

nahmen, daß ich über die Hemmungen des Herrn Maximilian Harden besser informiert bin als er über die Triebe des Grafen Moltke. Er wird nicht. Denn er ist vornehm. Er hält's auch hierin mit der Religion der ‚Neuen Freien Presse', welche die Abtrünnigen mit dem dumpf grollenden Fluch dreimal spaltet: Nicht genannt soll er sein! Und er ist noch viel vornehmer. Denn wer die Betten der Fürstlichkeiten zu lüften gewohnt ist und grundsätzlich nur die Kübel der feinsten Herrschaften hinausträgt, wird nicht zu Leuten hinabsteigen, die weder für die literarischen Aufgaben eines Domestiken Verständnis noch Achtung vor dem Journalisten haben, der seinen Beruf so wenig verfehlt hat. Jeden Morgen beim Aufräumen des Schlafzimmers der Frau Gräfin den Lassalle zitieren, aussprechen, »was ist«, und der Nachbarschaft erzählen, daß der Herr Graf sich wieder einmal gänzlich abgeneigt gezeigt hat, mein Gott im Himmel, wer eine solche Leistung gering schätzt, versteht wirklich nichts von den Angelegenheiten der großen Welt. Wer es ferner nicht begreift, daß ein Nachkomme der Jesaias und Hutten das Recht haben muß, dem Richter, der ihm pariert, »eines Holbein Haltung und Haupt« nachzurühmen, und dem Richter, der ihn verurteilt, die Zuckerkrankheit vorzuwerfen, dem ist nicht zu helfen. Ich, in meiner publizistischen Weltabgeschiedenheit, sage: In die Lücke des deutschen Gesetzes, das dem privatesten Leben des Staatsbürgers den Schutz versagt hat, trete man ihn, daß er darin ersticke, den Kerl, der uns jetzt, nach monatelanger Qual, noch von der »schlimmen Krankheit« erzählt, die jener Graf »in die Ehe mitbrachte«. Indem ich aber so spreche, beweise ich nur, daß ich ein armer Teufel bin, dessen enger Horizont die großen Aufgaben der Politik nicht zu fassen vermag. Es wäre müßig, sich mit mir in eine Polemik einzulassen. Ich spüre ja doch nur den Gestank, den

einer über das Vaterland verbreitet, und merke nicht, daß es fürs Vaterland stinkt. Ich entsetze mich über die kulturelle Scheußlichkeit, nein, über die geistige Minderwertigkeit einer Wahrheitsforschung, die mit Enthüllergebärden die deutsche Moraljustiz antreibt, in zwei Wochen nachzuholen, was sie in fünfundzwanzig Jahren versäumt hat, und die es endlich dahin bringt, daß ein Henkerparagraph verschärft und ein friedlicher Gebirgssee von Untersuchungsrichtern ausgemessen wird. Ich gedenke eines der markantesten Worte Maximilian Hardens: Lieber ein Schweinehund sein als ein Dummkopf! und beklage es tief, daß ihm die Entwicklung der politischen Dinge die Wahl schwerer gemacht hat, als er sich ursprünglich vorgestellt hatte. Denn wer der Freiheit des Geschlechtslebens eine Schlinge legt und sich in ihr verfängt, der ist wahrlich zu bedauern, er überschlägt sich, weiß nicht mehr aus noch ein, und schreibt schließlich Artikel, die zwar von weitem nach erpresserischer Gesinnung riechen, aber in der Nähe sich bloß als die Hilferufe eines ungeschickten Angebers erweisen, den die Konsequenz einer einmal begangenen Lumperei um den Verstand gebracht hat. Er glaubt noch ein Denunziant zu sein, und er ist schon längst der geistige Bundesgenosse des Herrn Riedel, und mitleidig wiederholt der Leser die Frage: Was gieng's dich an, Tropf, damischer! Er sehnt sich nach den alten Zeiten, da ihm eine anonyme Schmähkarte an die Redaktion des ‚Vorwärts' nachgewiesen wurde, durch die er Otto Erich Hartleben aus seinem Kritikeramte drängen wollte, und da er durch das Wort vom Schweinehund die peinliche Situation zur allgemeinen Zufriedenheit klärte. Jetzt zieht er aus Verzweiflung gegen die Schweinehunde vom Leder, weist ihnen täglich irgend eine körperliche Beziehung zu den Fischerknechten nach, doch, ach, längst ist ihm selbst die geistige Mutualität mit dieser

Sorte nachgewiesen. Er muß so tun, als ob er eine innere Befriedigung spürte, so oft ein bayrischer Hiesl unter dem auf ihn einstürmenden Bernstein endlich zugibt, der Fürst habe ihn »die Gaudi, die Lumperei« gelehrt. Und will es das Unglück, daß der Abreißkalender gerade Huttens Geburtstag anzeigt, so ersteht dem deutschen Volk aus diesem Chaos von Wahrhaftigkeit und Ekelhaftigkeit der Anblick einer Bruderschaft, bei der man nicht mehr weiß, ob Bismarck oder dem Riedel die Einigung Deutschlands zu danken und ob unter dem »aufrechten Milchmann« nicht vielleicht doch Lassalle zu verstehen ist.

Er kann nicht mehr zurück. Sein Tagwerk beginnt mit einer gefährlichen Drohung und endet mit einer Enthüllung. Kein deutscher Mann, der sich heute als Ehegatte schlafen legt, kann wissen, ob er nicht morgen als »Kinäde« aufsteht, bei der Nacht kommt alles an den Tag, und auf die Gefahr hin, offene Hosentüren einzurennen, verkündet der Retter des Vaterlandes: »Pardon, ihr Tüchtigen, wird nicht mehr gegeben!« Mindestens soll mit allen abgerechnet werden, die sich der Wahrheit auf ihrem Marsche aus München nach Berlin entgegengestellt haben. Ob unter den Bedrohten auch ich gemeint sei — denn auch »die im schwarzen Schreiberrock« sind in Aussicht genommen —, darum geht seit langem in literarischen Kreisen die Wette. Er wird nicht! sagte ich. Zwar habe ich Schlimmeres getan als die Mitglieder jenes Grüppchens von Berliner »Preßpäderasten«, auf das der Normenwächter nicht ohne tiefere Absicht hinweist. Sie begnügten sich, zu sagen, daß es verfehlt sei, die vermeintliche Gefahr eines politischen Einflusses durch Anspielungen auf die genitalen Irrtümer einiger alten Herren bannen zu wollen. Ich habe diese Taktik als eine politische Tat gelten lassen, und dann erst gezeigt, wie sie der Menschheit ins Gesicht schlägt.

Ich sagte: Der Kerl ist vielleicht wirklich ein Patriot, ein Kulturmensch ist er gewiß nicht. Und ich habe noch Schlimmeres gewagt. An einem Stil, der hier wirklich den Mann bedeutet, die große Unbedeutung dieses literarischen Charakters nachgewiesen. Das war eine Enthüllung, die sich vor die Enthüllungen des Herrn Maximilian Harden stellt; von der er spürt, daß sie ihm die gedankenlose Anerkennung seiner Zeitgenossen gestört hat, und von der ich weiß, daß sie seinen Ruhm unsterblich machen wird. Anstatt mir nun dankbar zu sein, weil seine literarische Eigenart wenigstens in meiner Kommentierung auf die Nachwelt kommen wird, hegt er unauslöschlichen Groll gegen mich und sagt jedem, der es hören will, ich sei treulosen Gemütes, rachsüchtig und handle bloß aus verletzter Eitelkeit. Seitdem ich mit besorgter Miene die Schrecken der Elephantiasis an seinen Satzgliedern nachgewiesen habe, hat sich sein Leiden nicht gebessert. Wie sollte man glauben, daß er in diesem Zustand sich erheben und mir antworten könnte, er leide nicht? Ich habe in meiner Sünden Maienblüte bei ihm zu Mittag gegessen, ich war »wie Kind im Hause«, und jetzt greife ich ihn an. Beides ist sozusagen erweislich wahr, die Tat wie die Reue. Aber was sind alle Leiden eines kranken Rippenfells gegen den Alpdruck einer hochgestiegenen literarischen Jugend, die man einst bewirtet hat und die einem jetzt in die Suppe spuckt? In solchem Zustand rafft man sich zu keiner Polemik auf. Er wird nicht! Mit jedem Satz, den er gegen mich schriebe, würde er meine Feindseligkeit gegen seinen Stil rechtfertigen. Er, der immer gelitten hat, keinen seiner Briefe je ohne das Postskriptum ließ, daß er unsäglich leide, die Fatierung eines Einkommens von 52.000 Mark nie ohne vollständige Gebrochenheit vollzogen hat, in der Festung Weichselmünde mehr als Dreyfus litt und in Danzig sogar

Champagner trinken mußte, um die Leiden der Festung ertragen zu können, er leidet jetzt mehr denn je. Seinen Körper hat Herr Schweninger behandelt, sein Geist leidet unter meiner Massage. Wie sollte sich der Unglückliche zu einer Abwehr aufraffen, der kürzlich einen Leitartikel mit diesem Satz begann: »Vor hundertzwanzig Jahren, als der dicke, pomphaft tronende, aus unkriegerischem Festlärm gern in seichte Salonmystik schweifende Sohn August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im holländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde eine Druckschrift bekannt, die, unter dem Titel ‚Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe', schon fünfzig Jahre vorher entstanden war«. Wer so schreibt, sollte mir antworten können? Er wird nicht. Er weiß, daß ich ihn für ein literarisches Deutschland, das die Größe des Sprechers nicht nach der Länge seiner Stelzen beurteilt, erledigt habe. Er hat auch meinen Nachruf gehört und ahnt, er könnte, wenn er nur im geringsten Miene macht, sich für scheintot auszugeben, eine Schändung seines literarischen Grabes erleben, die das Maß meiner gewohnten Pietätlosigkeit weit übersteigt. Er wird sanft ruhen und sich nicht mit mir in einen Wortwechsel einlassen. Tut er aber doch so, als ob er lebte, so reicht in der Besinnungslosigkeit des Schlachtens, das er sich in Deutschland erlauben darf, seine Klugheit auch heute noch so weit, die Grenzen seiner polemischen Möglichkeit richtig abzuschätzen. Nach siechen Fürsten, die ihre Feder höchstens in einem gefühlvollen Briefwechsel versucht haben und heute in der Charité liegen, langt sein publizistischer Mut. Mich kennt er. Er hat noch vor einem Jahre vor Frank Wedekind, der sich später nach Kräften um eine Versöhnung unvereinbarer Gegensätze bemühte, seine höchste Achtung meines literarischen Wesens bekundet. Die Versöh-

nung mußte leider an der Ungleichheit der gegenseitigen Schätzung scheitern. Wer aber fühlte so tief wie er die Lächerlichkeit des Versuchs, mich zu einer persönlichen Polemik herauszufordern? Nein, aus dem erhofften Hahnenkampf kann infolge Unpäßlichkeit des einen Hahns nichts werden. Er wird krähen, wenn er auf den Mist seiner Affären steigt. Er wird möglicherweise auch vom »feindlichen Federvölkchen« sprechen und selig im Stolz einer Unfähigkeit sein, die zu Diminutiven ihre Zuflucht nimmt. Er wird von einem Bürschchen sprechen, das einst aus seinem Schüsselchen gegessen hat. Vielleicht in einem Wiener Montagsblättchen, wenn zufällig einer auf die gute Idee kommt, ihn zu fragen, was er gern sagt. Beileibe nicht in der ‚Zukunft'. Das könnte die Aufmerksamkeit erregen und Moritz und Rina zur Bestellung der ‚Fackel' verleiten.

Und so geschah es. Immerhin ist es die Antwort des Herrn Harden auf meine Angriffe, wenn sie auch bloß die Antwort auf die Frage eines Redakteurs ist. Er macht seinen Feinden mit Vorliebe außerhalb Preußens den Prozeß. Nur unterscheidet sich mein Fall von dem des Fürsten Eulenburg dadurch, daß ich der Gerichtsverhandlung beiwohnen und dem Zeugen Harden sofort auf die Finger schlagen kann, wenn er sie zum Schwur wider mich erhebt. Für einen Augenblick wird das Niveau meines Hasses gedrückt. Mein Kampf gegen die Verpestung Deutschlands, meine Enthüllung des Mißverhältnisses zwischen einer literarischen Winzigkeit und ihrem Geräusch, mein ganzes öffentliches Bemühen soll zu einer Privataffäre erniedrigt werden, zu einem Ringkampf mit Herrn Harden, den jeder unbefangene Zuschauer für einen Akt der Feigheit halten könnte. Ich muß aus Humanität darauf verzichten, einen mit hundert Kilo Bildung beladenen, auf Stelzen daherkommenden Ritter mit dem Rapier anzugehen. Um es ihm leichter

zu machen, soll ich ihm auf das mir fremde Gebiet der Tatsächlichkeit folgen. Ich bin dazu zu haben, aber man wird mir den Widerwillen glauben müssen, erweisliche Unwahrheiten, die ich längst verdaut habe, zu korrigieren. Immerhin mußte ich darauf gefaßt sein, daß er mir ein paar Zitate an den Kopf wirft, wenn nicht aus den Korintherbriefen, so doch wenigstens aus meinen eigenen. Denn eine ausgesprochene Fähigkeit hat er: er hebt Briefe auf. Ich vernichte sie bloß nicht, mache aber von ihnen kein Aufhebens. Herr Harden wird nachweisen, daß ich ihn einst bewundert habe. Es nützt nichts, daß ich es nicht leugne, nie geleugnet habe und ihm feierlich verspreche, daß ich es nie leugnen werde. Für alle Fälle ist es gut, daß ich die Beweise der gegenseitigen Zuneigung nicht vernichtet habe, und daß ich die Ausdauer besitze, aus dem Chaos meines Archivs zu holen, was ich brauche. Ich gebe zu, daß ich im Kampf der Dokumente den kürzeren ziehen muß und daß meine Zuneigung zu Herrn Harden kompromittierender ist als die seine zu mir. Aber anderseits muß ich doch wieder betonen, daß sein Urteil, das er als reifer Mann über mich gefällt hat, rechtsverbindlicher ist als das Vorurteil eines schwärmerischen Neulings, und es besteht für Herrn Harden immerhin die Gefahr, daß die literarische Forschung von ihm das Lob meines Schaffens beziehen könnte, während sie sicherlich meine Begeisterung für seine Werke als die Meinung eines unreifen Jungen verwerfen wird. Der künstlerische Vorzug, den er vor mir voraus hat: daß er seine Briefschaften besser ordnet und registriert und jedem Gegner durch einen Handgriff beweisen kann, daß man ihm vor zehn Jahren mit »vorzüglicher Hochachtung« geschrieben hat, wird ihm dabei nicht das geringste nützen. Ich erspare ihm auch noch den Handgriff, da ich sogar nie ein Hehl daraus gemacht habe, daß die Hoch-

achtung meiner Briefe mehr als eine Formalität war. Aber ich leide unter der Zudringlichkeit eines Menschen, der nach Jahren auf der alten Bewunderung besteht, die ich ihm nach reiflicher Überlegung entzogen habe. Nicht genug, daß Herr Harden in Bekanntenkreisen über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist — daß sie in mir vorgegangen ist, hält seinesgleichen für ausgeschlossen —, sich bitter beklagt oder wie er sagen würde, »stöhnt«; daß er seinen Besuchern die »persönlichen Motive« auftischt, die er meinen Angriffen zugrundelügen läßt, so flüchtet er jetzt mit seinen Beschwerden noch in die Öffentlichkeit. Ich will ihm entgegenkommen und die Publizität seiner Anklage vergrößern. Schon um die Erfahrung zu verdichten, daß ein Denunziant und Moralphilister sich in keiner Lebenslage verleugnet. Die Antwort des Herrn Harden liegt vor, und siehe, sie ist ganz im Geschmack der Aktionen, denen meine Angriffe gegolten haben. Während ich an meinem Schreibtisch saß, ist Herr Harden unter mein Bett gekrochen. Ich will ihn von der Stelle jagen. Wenn er unfähig ist, meinem öffentlichen Wirken Wunden zu schlagen, so wird er sichs künftig überlegen, Wunden meines privaten Fühlens aufzureißen. Aber wahrlich, man braucht nicht bis zu der Stelle zu gelangen, wo ich sterblich bin und er tückisch wird, um eine Nase voll von diesem Charakter mitzunehmen und von diesem Geiste.

Ich möchte auf die Verstandesarmut zunächst auch hier größeren Wert legen als auf die Lumperei. Jene hilft sich, so gut sie kann. Sie sagt, daß ich, Karl Kraus, einen Brudermord begangen habe. An einem Bruder, den ich einst liebte. Da ich nun weder die Liebe noch den Mord leugne und jene sogar bereue, so sagt sie, der Mord habe ein »persönliches Motiv«: Mein Bruder hat mir einmal einen Apfel, den ich haben wollte, nicht geschenkt. Ich habe also aus Rachsucht gehandelt. Ich empfinde es nun

als eine Zumutung von unbeschreiblicher Ledernheit, die Legende, die der ermordete Bruder in die Welt setzt, zu entkräften und dokumentarisch zu beweisen, daß ich den Apfel bekommen habe. Ich könnte getrost zugeben, daß ich ihn nicht bekommen habe, und die Geistesschwäche dieses Motivs für einen Brudermord zur Diskussion stellen. Aber nicht einmal solcher Mühe müßte ich mich unterziehen. Denn der Gegner selbst scheint den Apfel für faul zu halten und läßt durchblicken, daß viel mehr noch als meine Rachsucht meine Undankbarkeit zu beklagen sei. Ich habe also den Apfel eigentlich doch bekommen. Da er mir verweigert wurde, beging ich einen Mord, und wiewohl er mir gegeben wurde, war ich so undankbar, einen Mord zu begehen. Nun scheint es freilich notwendig, sich endlich für den Undank oder für die Rache zu entscheiden. Beides zusammen dürfte nicht angängig sein. Beide Argumentationen, jede für sich und ihre Verbindung, sind leichtfertiger auf die Dummheit des Lesers basiert, als es erlaubt sein sollte. Aber es glückt trotzdem. Denn wenn ich einen des Taschendiebstahls beschuldigen will und vor versammeltem Volke den Verdacht damit begründe, daß der Mann schielt, so wird vielen die Nachweisbarkeit des Körperfehlers so sehr imponieren, daß sie auch den Diebstahl glauben werden. Ich habe nach einem Apfel vergebens gehascht, das ist meinetwegen erweislich wahr, und jeder ruft: Aha! J e t z t verstehen wir! Aber es gehört schon eine Vereinigung besonderer Charakterschäbigkeit und raffinierten Schwachsinns dazu, das Bild der Situation so darzustellen: Ich, H., habe dem K. Unfreundlichkeiten erwiesen, darum greift er mich an, also aus rein persönlichen Gründen; und dies, wiewohl ich ihm Freundlichkeiten erwiesen habe: ich hätte erwarten können, daß er mich aus persönlichen Gründen schonen würde . . .

Ich könnte mich nun damit begnügen, zu sagen: Aus Dankbarkeit zum Lügner werden, hielte ich für tadelnswerter, als aus Rachsucht die Wahrheit zu sagen. Aber ich werde mich zum Beweise herablassen, daß ich sie aus Undankbarkeit gesagt habe. »Hätt' Wahrheit ich geschwiegen« oder gesprochen, in jedem Fall geschah es aus rein persönlichen Gründen. Anders verstehts der gesunde Menschenverstand nicht und sein publizistischer Diener mutet ihm nichts zu, was er nicht versteht. Daß es anders gewesen sein könnte, ist unmöglich. Ich gebe die Liebe zu und den Mord. Ich gebe auch zu, daß Herr Maximilian Harden »der Selbe geblieben ist« — meinetwegen sogar in dieser Schreibart —, derselbe, der er in der Zeit meiner Verhimmelung war. Daß ich ein anderer geworden sein könnte, daß ich das Recht hatte, zwischen zwanzig und dreißig ein anderer zu werden, das wird im Reiche der erweislichen Wahrheit nicht anerkannt. Sie muß sich, um zu ihrem Ziel zu kommen, mit erweislichen Lügen behelfen. Meine innere Entwicklung, die heute — wenn's niemand hört und sieht — meine Todfeinde in Staunen setzt, wird nach wie vor offiziell auf die Verweigerung eines Apfels zurückgeführt. Er wurde mir zuerst bekanntlich von der ‚Neuen Freien Presse' verweigert und dann von Herrn Harden. Seitdem schimpfe ich ... Aus Juvenal zitieren sie nicht: »Facit indignatio versum« oder »Difficile est satiram non scribere«, um mein Verhältnis zu ihnen dem Publikum klarzumachen, sondern immer nur: »Hinc illae lacrimae!«. Habeant. Aber ich muß leider darauf eingehen. Ich muß die Legende der Rachsucht zerstören, damit die Undankbarkeit übrig bleibe. Ich muß immer wieder die Engagementsanträge, die mir die ‚Neue Freie Presse' gemacht, und die Gefälligkeiten, die mir Herr Harden erwiesen hat, ankreiden, damit auf die dümmste Erklärung für meinen Haß, die

der Intelligenz verständlichste, endlich verzichtet werde. Herrn Harden beruhige ich mit der Versicherung, daß ich jetzt auch beim Anblick jener publizistischen Leistungen, durch die er damals mein Entzücken erregt hat, denselben Brechreiz verspüre, den mir seine heutigen Artikel verursachen. Ich hatte viel nachzuholen. Aber es ging, und auch für jene Lektüre, die ich damals beschwerdelos vertrug, habe ich nachträglich das Gefühl, als ob mir eine Stelze dieses kühnen Turners in den Rachen gesteckt würde. Wenn ich den Artikel, mit dem er die ‚Zukunft‘ eröffnet hat: »Vom Bel zu Babel« mit meinem Eröffnungsartikel »Die Vertreibung aus dem Paradies« — den ich heute Satz für Satz umbauen müßte —, vergleiche, so verstehe ich nicht, wie ich je an Herrn Maximilan Harden etwas anderes als die Fähigkeit bewundern konnte, Temperamentsmangel zu dekorieren, oder höchstens die, beim Schwingen von Riesengewichten aus Papiermaché wirklich zu schwitzen. Herr Harden ist derselbe geblieben. Ich Gottseidank nicht. Aber auch ich »habe gearbeitet«, mehr als Herr Harden. Besser als Herr Harden. Und ich reinige jetzt meine Arbeit vom Schutt des Tages, und entdecke, daß der Schutt mehr künstlerischen Gehalt hat als seine Edelsteine. Ich fühle meinen Verrat vor dem Forum der psychologischen Kritik gerechtfertigt als eine tiefere Treue gegen mich selbst, und die Literaturgeschichte wird sagen, er sei eine Rehabilitierung für meine Liebe. Nicht nach »persönlichen« Motiven werden meine Richter forschen; nichts anderes werden sie sich zu fragen haben, als die Frage, ob die »Persönlichkeit« reich genug war, um sich, wenn auch im Alter der geistigen Entwicklung, so ausgreifende Schwankungen des Urteils zu erlauben. Der Tatbestand reicht über Herrn Harden weit hinaus. Ich denunziere mich. Zwei Dritteile des literarischen Gehaltes meiner Arbeit werfe ich frei-

willig hin, ein Dritteil der Meinung. Damit mir meine Gegner nicht immer nur Widersprüche, sondern einmal auch eine Entwicklung nachweisen. Ich darf mich verleugnen, und mit mir selbst vieles, was andere zur ‚Fackel' beigetragen haben, die heute in meine Lebensanschauung passen wie Wagner in Faust's Entzückung. Den ganzen Plan der ‚Fackel', innere und äußere Gestaltung, hat Herr Harden mit mir durchgesprochen; trotzdem wurde ich ihm untreu. Aber bin ich dem Plan der ‚Fackel', ihrer innern und äußern Gestaltung, treu geblieben? Ich bereue keine meiner Taten; ich verlange nur, daß sie im Zusammenhang beurteilt werden. Ich bereue selbst meine Sympathie für Herrn Maximilian Harden nicht. Aber ich mache ihm den Vorwurf der Undankbarkeit. Denn er hat mich schmählich getäuscht. Er hat untreu an mir gehandelt, denn er hat mir eine Begeisterung zerstört. Ich mußte damals, als sich mein Temperament nur in den schmalen Grenzen sozialer Ethik echauffieren konnte und im Kampf gegen die Korruption die Lebensanschauung eines idealen Staatsbürgertums bejahte, in einem Manne, der um ein paar Jahre früher in der Presse ein Übel erkannt hatte, eine Ausnahmserscheinung sehen. Die Priorität mußte auch dem imponieren, der schon damals die Intensität des Kampfes voraus hatte, wie er jene Erkenntnis der intellektuellen Korruption voraus hatte, die im Journalismus — weit über die volkswirtschaftliche und politische Gefährlichkeit — den Todfeind der Kultur sieht. Die glückliche Zufallsstellung, in die Herr Harden gegen die öffentliche Meinung Deutschlands geraten war, mußte an eine junge Phantasie das Bild eines Kämpfers heranbringen und sie etwa auch zum Widerstand gegen eine Raison reizen, die ihr damals gesagt hätte, daß Herkules sichs am Scheideweg lange überlegt hat und Luther auch anders gekonnt hätte. Die Zeit zur

Enttäuschung war noch nicht gekommen; ich hätte jedem die Gurgel durchgebissen, der mir damals über meinen Harden ausgesprochen hätte, »was ist«. Daß er etwa ein Philister ist, der es glaubt, oder ein Kujon, der es den Leuten einredet: daß einer um einen Apfel bereit war, eine Liebe zu verraten; oder ein Antikorruptionist, der es in Ordnung findet: daß einer für ein Mittagessen in der Villa Harden eine eroberte Erkenntnis preisgibt. Was will denn das Pack von mir? Glaubt es wirklich, daß die Gluten meines Hasses aus »Motiven« stammen? Dann wäre meine Entzündbarkeit ein Wert für sich oder meine Tätigkeit ein mechanisches Kuriosum. Wie, dieser ausgepichte Meinungswechsler, der im Alter von vierzig je nach Bedarf die Homosexualität entschuldigt und bekämpft, den Meineid rechtfertigt und verfolgt, Kolonialminister in den Himmel hebt und sie beschimpft, weil sie öffentlich von ihm abrücken, der, gerade der wagt es, mir eine Entwicklung, die sich aus Gefühltem zu Gedachtem hindurchgeschmerzt hat und die in ein inneres Leben führt, von dem sich freilich die Zettelkastenweisheit nichts träumen läßt, als die Rache eines refusierten Besuches auszulegen? Welch ein großzügiger Dummkopf!

Aber indem er meine Rachsucht zu stark betont, unterschätzt er wahrlich meine Undankbarkeit. Ja, er hat mir für das zweite Heft der ‚Fackel‘ einen Artikel geschrieben, und nicht nur umsonst, sondern auch vergebens. Umsonst: wie hätte ich ihm ein Honorar anzubieten gewagt, da es sich um eine lobende Einführung der ‚Fackel‘ handelte? Ich wußte nicht, daß er auf Bezahlung hoffte, als er meinen Witz und meine Kraft pries, und ich stelle das Honorar nachträglich — mit den in neun Jahren aufgelaufenen Zinsen — zu seiner Verfügung. Vergebens: Er hat sich in diesem offenen Briefe der Wiener Journalistik in einer Art angebiedert, die schielend zwischen mir und jener zu

vermitteln hoffte. Genützt hat's ihm nichts, denn die Verbindung mit mir hat zu der von ihm tief beklagten Verstimmung der ‚Neuen Freien Presse' geführt. Aber auch bei mir hat es ihm nichts genützt; denn ich bin ihm schon damals — in jenem zweiten Heft — verehrungsvoll über den Mund gefahren. Er lügt aber, wenn er behauptet, daß ich ihm dauernd bei der ‚Neuen Freien Presse' geschadet habe. Er lügt, wenn er behauptet, daß ich ihn in Wien durch meine Gesellschaft dermaßen fesselte, daß er zu den interessanten Leuten nicht gelangen konnte. Er hatte immer noch Gelegenheit, sich heimlich zur ‚Neuen Freien Presse' zu schleichen, wenngleich ich nicht in Abrede stellen kann, daß er erst nach unserem Bruch bei Sacher speiste, wo er an der redaktionellen Tafel zwischen den Herren Bacher und Benedikt fetiert wurde. Er spricht die Wahrheit, wenn er sagt, daß ich fast von allen Wiener Leuten, mit denen er gern verkehrt hätte, verachtet wurde und werde. Verachtet werde ich von den Revolverjournalisten, den Bankräubern, den Gesellschaftsparasiten, den talentlosen Literaten und überhaupt von all den interessanten Leuten, von deren Verkehr ich Herrn Harden eine Zeitlang abgehalten habe. Nicht immer wäre mirs gelungen und nicht immer tat ich es. Bei seinem ersten Wiener Aufenthalt, vor mehr als zehn Jahren, damals, als er mir fast den ganzen Tag widmete, war ich in der schlechten Gesellschaft noch nicht verachtet, damals war die ‚Fackel' noch nicht gegründet und Herr Harden konnte sich, ohne beiderseits Anstoß zu erregen, getrost zwischen mir und Herrn Benedikt teilen. Meine Undankbarkeit ist grenzenlos. Denn obschon ich ihn bewundert habe, so kann ich doch nicht leugnen, daß auch er mir volle Anerkennung widerfahren ließ und bei jeder Gelegenheit meiner rühmend gedachte. Und ein ganz so armer Teufel war ich damals nicht mehr. Die

»Demolierte Literatur« war erschienen, hatte ziemlich starkes Aufsehen gemacht und mir außer unerbetenen Rezensionen von Fritz Mauthner, Friedrich Uhl, Conrad und anderen auch die besondere Anerkennung des Herrn Harden eingetragen. Auch in jenem unbezahlten Artikel im zweiten Heft der ‚Fackel' nannte er sie eine »allerliebste Satire«, sprach darin von meinem »starken Talent und der neidenswerten Frische meines Witzes«, freute sich »meines Mutes und meiner jungen, frischen Kraft, die sich im ersten Heft der ‚Fackel' so pantherhaft heftig in Zorn und Spott austobt«. Freilich wäre dieses hohe Lob wertlos, wenn es nur in der Erwartung eines Honorars geschrieben war und die wahre Meinung des Herrn Harden über den armen Teufel, der damals keines gezahlt hat, erst jetzt an den Tag kommt. Ich lebte in dem Glauben an eine gegenseitige Anerkennung, wenn auch die meine, die des um zehn Jahre jüngeren und um hundert heftigeren Naturells, sicherlich den ungestümeren Ausdruck fand. Wenn er nach Wien kam, verständigte er mich rechtzeitig von seiner Ankunft und ließ mich nicht los, bis er wieder im Zuge saß. Seine Bilder, Briefe, Karten strotzen von wärmster Anerkennung und Liebe. Seine Bücherwidmungen lassen mir alle Ehre widerfahren und in seinen Conferencen war die Auskunft über mich und meine literarische Rolle recht schmeichelhaft. Ich kann mirs nicht denken, daß das herzlichste Mitleid mit einem armen Teufel eine jahrelange Korrespondenz und den Verzicht auf die schöne Beziehung zur ‚Neuen Freien Presse' gelohnt hat. Es ist mir peinvoll, mich auf das Niveau eines Tatsachenkampfes herunterzulassen und im Wust meiner Papiere nach Beweisen dafür zu suchen, daß ich Herrn Harden meine Bewunderung nicht wie ein Betteljunge seine Schuhriemen aufdrängte, und daß er mir nicht Mitleid, sondern Freundschaft und hohe Anerkennung gezollt hat. Es

ist mir widerwärtig; aber da man solche Wahrheitsucher nur mit Tatsachen abspeisen kann, so ist es geboten, jede einzelne Behauptung des Herrn Harden als Lüge zu erweisen. Es wäre mir nicht im Schlafe bei der Lektüre seines Sardanapal-Artikels eingefallen, ihm seine einstige Hochschätzung meines Könnens zum Vorwurf zu machen. Aber weil er mit meinen Jugendsünden renommiert und die Mutualität ableugnet, muß ich zu den Dokumenten greifen. Hat er also aus Mitleid sich von einem armen Teufel seine kostbare Zeit stehlen lassen, oder hat er vielleicht gefunden, daß meine Gesellschaft ihn für den Umgang mit den Wiener interessanten Leuten entschädige? Von einem gemeinsamen Bekannten, der mich damals noch nicht verachtet hat, heißt es am 30. November (ohne Angabe des Jahres):

. . . schrieb mir einen bösen Brief: Ich hätte mich nur um Sie gekümmert . . . Ich hoffe, die zwei Tage waren Ihnen nicht unangenehm . . . Wie sehr wünsche ich Ihnen Frohsinn und Kraft! In Prag wird die ‚Fackel' viel gelesen. Und ich sagte, wie gern ich Sie habe . . .

26. August 1903.

. . . Schade, wir hätten auf Helgoland 3—4 schöne Tage verlebt . . . Vor 15. September braucht die ‚Fackel' nicht zu leuchten. Dann umso heller . . .

30. August 1903.

. . . Vielleicht geht's, daß wir später mal auf ein zehntägiges Billet zusammen Paris sehen? Das wäre herrlich. . .

Nun ja, gemeinsame Reisen. Aber in Berlin, wo man zu tun hat, wird man doch nur belästigt. Stundenlang, halbe Tage lang saß ich ihm, ohne Rücksicht auf seine knappe Zeit, im Hause. Zwar, eine Depesche nach Wien lud mich, wenn ich die Absicht kundgegeben hatte, nach Berlin zu kommen, »für ein Uhr zum Mittagbrot«. Aber dann war ich nicht fortzubringen:

7. März 1900.

. . . Ich freue mich sehr, wenn Sie kommen, sehr sogar. Wie wäre es, wenn wir hier (1. April) den Geburtstag der ‚Fackel' feierten? Dann kämen Sie am 28. März. Los von Wien!

Hotel Kaiserhof, 17. April 1903.

Journée des dupes. Der Mann unten sagt auf wiederholte Frage: Herr K. ist zu Haus. Als ich keuchend vor Nr. 223 stehe, ist die Tür verschlossen. Schade . . .

17. April 1903.

Ich ließ 9 früh bei Ihnen antelephonieren und sagen, daß ich Sie um 12 erwarte, zu Mittag zu bleiben bitte, da ich nachmittags in die Stadt müsse. Es wurde, mit m. Namen und Telephonnr., aufgeschrieben und teleph. wiederholt. Von 12—12 ¾ wartete ich, dann ging ich Ihnen entgegen bis ½2. Schade. Wir wären von 12—4 zusammengewesen. Nun ist alles umgeworfen und ich komme um das Vergnügen, Sie noch einmal zu sehen. Sie hätten hier Schweninger für Ihren Finger konsultieren können . . .

15. Oktober 1903.

. . . Die Aussicht, Sie bald einmal hier zu sehen, freut mich sehr. Und nicht minder die Damen. Alles Gute!

29. Oktober 1903.

. . . ich habe sehr bedauert, daß ich Sie (Anm.: im Hotel) verfehlte und nachher nicht mehr erreichen konnte. Sonst hätte ich den Tag frei gehabt.

Wer hat die Freundschaft verraten? Der sie ablegte, da er sich ihr entwachsen fühlte, aber zugibt, daß er sie einst trug? Oder der später höhnt, sie sei ein Narrenkleid gewesen? Er beschimpft die Freundschaft; ich bereue sie bloß. Ich sage, daß ich mit Herrn Harden befreundet war, bis ichs nicht mehr sein konnte. Er sagt, daß er aus Mitleid mich ertrug, bis er Undank erlebte. Aber der arme Teufel, der sich ihm aufdrängte, hat außer den gedruckten Versicherungen höchster Bewunderung wiederholt briefliche Beweise der Achtung und Anerkennung empfangen. Ich finde nur ein paar, vielleicht nicht einmal die stärksten.

30. März 1899.

Liebster Kraus, . . . eben, 2 Uhr, kommt die ‚Fackel'. Tausend gute Wünsche! Ich lese sie sofort und schreibe Ihnen.

1. April 1899.

. . . Meinen und Bertholds Glückwunsch zum trefflichen ersten Heft. Excelsior! . . , Ich mache Notiz, sobald Notizbuch erscheint. Herzlichen Ostergruß.

9. April 1899.

... Sie haben Recht, ich auch — und so soll's in guten Dramen sein. Herzlichen Dank für Ihren Brief und besten Glückwunsch zum großen Erfolg. Qu. felix faustumque sit.

5. Mai 1900.

.... Sehr freute ich mich über ihre Enthüllung der Münchener Sonnenthalaffäre. Eine niedliche Bande. Daß sich das Publikum das gefallen läßt, ist das einzig Traurige... Schade, daß Sie nicht hier jetzt (Anm.: Anwesenheit des Kaisers von Österreich) Ihre Schmöcke an der Arbeit sehen können.... Schonen Sie Ihre Kraft!

12. Mai 1900.

(Verteidigt sich gegen die Beschuldigung der ‚Zeit‘, er unterhalte gute Beziehungen zur ‚Neuen Freien Presse‘)... Das ist Alles. Oder noch die Visitenkarte an Speidel: »sendet dem starken deutschen Stilmeister herzl. Glückwünsche«. Und das tat ich, weil Sie gesagt hatten, er spreche gut über Sie... Herzlich grüßt Sie, lieber Karl, Ihr H.

13. Mai 1900.

... Ihre Abwehr kontra ‚Arbeiterzeitung‘ scheint mir recht wirksam. Und sehr gut sind die Theatersachen...

2. Juni 1900.

... ‚Arbeiterzeitung‘ gegen Sie bübisch gemein.... Freue mich, daß wir über »Pauline« einig sind.

6. Juni 1900.

Herzlichen Dank, lieber Don Karl, für den Ruf vom Semmering. Daß Sie nach der Büberei gleich den Beitrag von Liebknecht hatten, war ein famoser Trumpf, den ich gern in Ihrer Hand sah. Ich bin neugierig, zu hören, was Sie über die Wahlen sagen werden...

24. Dezember 1900.

Herzlich danke ich Ihnen für das liebenswürdige Weihnachttelegramm, das eben kam, als ich Ihnen einen Gruß senden wollte. Wie mag es Ihnen gehen? Ist die Depression gewichen? Ich glaube es, denn Ihr »Goethe« ist frisch und allerliebst. Von Herzen wünsche ich, das neue Jahr möge Ihnen Befreiung von Sorgen und frohe Arbeitkraft bringen. Sie sind jung, haben in ganz kurzer Zeit Außerordentliches erreicht — und werden nicht eingesperrt... Es würde mich, uns sehr freuen, wenn Sie vor meiner Abschiebung nochmals herkämen. Herzlichen Händedruck und: Prosit Neujahr! Ihr alter H.

9. Jänner 1901.

.., Ich freue mich auf die wiener Wahl-Fackel...

28. November 1902.

... Altersunterschied, mein Herr. J'ai passé par là; deshalb dünkt der leise Groll, den ich in Ihren Worten spüre, mich nicht gerecht....

Also ich hoffe, Sie bald hier zu sehen. Und zu hören, daß Sie nicht ganz so wüthend auf mich sind, wie mir's scheint. Glauben Sie mir's: ich bin arg zerbrochen und wünsche Ihnen vom Herzen, diese Erlebnisse möchten Ihnen erspart bleiben.

Bismarcktag 1903.

Herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Zuruf. Rara avis. Ich glaubte schon an völlige Ungnade. Sprach neulich mit Berger, der 5½ Stunden bei mir war, viel über Sie...

Ostern 1903.

... Maxa war ganz stolz und gerührt; drei Karten: Schweninger, Kraus, Mauthner. Für vier Lebensjahre Alles Mögliche.

1. Mai 1903.

... S. J., der sehr entzückt über Ihr Beisammensein schrieb. war bis 1. 5. bei der ‚Zeit' . . . Ich denke ernstlich an die ‚Fackel' (Anm.: vermutlich wegen eines versprochenen Beitrags) . . . Bald mehr.

8. Mai 1903.

... Ich habe eine üble Nervenerkrankung. Aber Sie haben mir ja oft hier gesagt, ich ›jammerte immer‹. Wenn ich im Narrenhaus sitze, wird's Ihnen leid tun. Behandelt haben Sie mich ja neulich ganz human, wofür ich dankbar bin. Übrigens war dieser Absatz der ‚Fackel' besonders gut geschrieben. Aufrichtig wünsche ich Ihnen gute Tage; und Nächte.

10. Dezember 1903.

... Die Weiß-Sache freilich stark; a b e r s o l l m a n S a c h e n n a c h 28 J a h r e n a u s g r a b e n? ... Die ‚Fackel' zeigt, daß Sie frisch und munter sind. Das freut mich aufrichtig.

19. Dezember 1903.

Lieber Herr K., Ihre Notiz über W. ist das Allerliebsteste, was ich lange von Ihnen las. Ganz reizend. Neulich war Berger bei mir. Wir sprachen von Ihnen . . .

Daß ihm meine Tätigkeit mehr und mehr mißfiel, mußte ich demnach merken. Meine ewige Bitte, mich und die ‚Fackel' in der ‚Zukunft' zu erwähnen, konnte er nicht erfüllen.... Ich weiß nicht mehr, ob ich ihn darum gebeten habe. Möglich ist es, daß ich ihn an eine Zusage, es zu tun, erinnert habe. Diese Zusage war freiwillig gemacht. Das scheint wohl aus dem Briefe, den er am Tage der ersten Ausgabe der ‚Fackel' schrieb — 1. April 1899 —, hervorzugehen: ›Ich mache Notiz, sobald u. s. w.‹ Warum sollte ich es damals nicht gewünscht haben? Wenn er es

nicht tat, so muß er gefürchtet haben, was ich hoffte: daß der ‚Fackel‘ Eingang in Deutschland verschafft werde. Wenn er es im Jahre 1899 nicht tat — warum sollte ich ihn 1904 erst dafür angegriffen haben? Ich glaube nicht, daß ich je später auf den Wunsch zurückkam. Tat ich's, welchem Esel würde die Versagung einer Notiz meine Angriffe plausibel machen? Höchstens, daß das Motiv der Versagung — um auf ein »starkes Talent« das deutsche Publikum nicht aufmerksam zu machen — zu meiner Erkenntnis von dem Wesen des Mannes beigetragen hätte. Aber auch hier läßt sich eine Gegenseitigkeit nicht in Abrede stellen. Ich weiß nicht, ob ich Herrn Harden mit der Bitte, die ‚Fackel‘ zu nennen, zudringlich wurde. Vielleicht hatte ich einmal wirklich Anspruch darauf: eine wichtige Äußerung Liebknechts in der ‚Fackel‘ hatte er ohne Quellenangabe zitiert. Aber ich bin in der angenehmen Lage, zu zeigen, wie schwer es Herr Harden trug, in einer ihm wichtigen Sache — gleichfalls Liebknecht betreffend — in der ‚Fackel‘ nicht genannt zu werden.

31. Dezember 1899.

Lieber Herr Kraus, ich wünsche Ihnen ein gutes Jahr. Und, daß Keiner komme und sage: Siehe, in Sachen Liebknecht, den er allwöchentlich als Finder neuer Weisheit preist, hat auch er, der stets über »Totschweigen« redet, totgeschwiegen. Bleiben Sie gesund und freuen Sie sich Ihres Lebens Einen Gruß von H.

Ich ahnte, daß er sein Monopol als Antidreyfusard durch Liebknechts ‚Fackel‘-Publikation gefährdet sah. Aber Liebknecht braucht nicht gegen den im folgenden bittern Brief erhobenen Vorwurf geschützt zu werden.

5. Jänner 1900.

Lieber Herr Kraus, mir ist's nur spaßhaft. Seit Jahren führe ich diesen Kampf, habe dabei Abonnenten (und Freunde, wie Björnson) verloren und Beschimpfungen gewonnen. Da gibt mein früherer Freund Dr. Berthold dem alten Liebknecht meine Artikel (Zolas Fall u. s. w.). Il s'emballe, wiederholt alle meine Argumente, fügt Einiges hinzu, was mir töricht scheint, und wird nun in der ‚Fackel‘ stets als Einer hin-

gestellt, der den Mut gehabt habe, der Katze die Schelle umzuhängen, und der deshalb »totgeschwiegen« werde. Im Grunde ist's gleich. Aber durfte ich es Ihnen gegenüber nicht scherzend erwähnen? Hier hat man viel darüber gelacht, meinen Todfeind L. in meiner Garderobe zu sehen. . . .

In der ‚Fackel' war bloß von der Verlegenheit der sozialdemokratischen Presse die Rede gewesen, die Liebknechts Artikel totschwieg. Natürlich hat dieser nie die Informationen des Herrn Harden gebraucht, ihm war es eine Angelegenheit des Temperaments. Die Garderobe des Herrn Harden hätte ihn gewiß lächerlich gemacht — ungefähr: Ein Ritter im Ballerinenkleid. Aber Herr Harden legte auf die Anführung seines Verdienstes in der ‚Fackel' großen Wert. Aus einer Unterlassung solcher Art leitet er Todfeindschaften ab. Darum mag er glauben, daß ich die angebliche Ablehnung zweier Artikel aus meiner Feder nicht verschmerzen konnte. Ich erinnere mich nur an einen, gebe aber zwanzig zu. Die Verteidigung wäre hier abgeschmackter als der Vorwurf. Wenn Herr Harden mir Manuskripte ablehnte, so konnte mir dies höchstens wieder seinen inneren Widerstand gegen die Förderung eines von ihm anerkannten »starken Talents« deutlich machen, also einen beruflichen Zug von Mißgunst, den man kaum an irgend einem deutschen Publizisten vermissen, ihm kaum übelnehmen wird. Aber soll es eine Abkehr so vehementer Art wie die meine begründen? Ich weiß nur davon, daß ich ein einzigesmal, auf wiederholte Aufforderung des Herrn, ihm einige Bemerkungen sandte, von denen ich voraus wußte, daß sie für seine Leserschaft zu starke Kost bedeuten würden. Es machte mir damals schon Spaß, Herrn Harden mit ein paar Unmöglichkeiten erotischer Psychologie zu versuchen. Aber ich wollte auch seinen Wunsch erfüllen und schrieb etwa, wenn ers nicht mehr in die nächste Nummer nehmen könne, erbäte ich sofortige Rücksendung. Er antwortete — gewiß wars nur höfliche Ausflucht —, es

sei zu spät gewesen. Wir blieben trotzdem in freundschaftlichem Verkehr. Aber es nagte, wie ich jetzt erfahre, an meinem Herzen. Wenns mir um die Mitarbeit an der ‚Zukunft‘ gegangen wäre, hätte ich in fünfjähriger Beziehung wohl öfter die Gelegenheit gesucht anzukommen. Herr Harden »mußte« mir etwas ablehnen. Einen Schriftsteller, dem er Geist, Humor, Kraft, Grazie mündlich, brieflich und auf Druckpapier nachrühmte, soll er für unwürdig gehalten haben, neben den Beiträgen seiner lyrischen Advokaten Platz zu finden. Das glaubt er selbst nicht. Ich habe seit zwölf Jahren keiner deutschen Zuschrift unaufgefordert einen Beitrag geschickt. Wenn ich je für ein anderes Blatt neben der ‚Fackel‘ schrieb, so geschah es auf Grund ehrenden Anerbietens. Ich glaube nicht, daß selbst noch im Jahre 1903 meine Zumutung, mitzuarbeiten, irgend ein deutsches Blatt unglücklich gemacht hätte. Und kein Vollsinniger wird glauben, daß die Verweigerung eines Artikels — ich erinnere mich nur an einen, aber Herr Harden scheint solche Motive rechtzeitig gesammelt zu haben — den Brudermord verursacht hat. Herr Harden überschätzt durchaus meine Rachsucht auf Kosten meiner Undankbarkeit. Er hielt schon fünf Jahre vor diesem Ereignis so außerordentlich viel von mir, daß er spontan an Herrn Benedikt eine Visitkarte schrieb, auf der er mich als den einzig Berufenen empfahl, das Erbe des Satirikers Daniel Spitzer in der ‚Neuen Freien Presse‘ anzutreten. Herr Benedikt machte mir bald darauf den Antrag. Ich gründete die ‚Fackel‘, habe also auch gegen ihn undankbar gehandelt. So treulos war ich gegen Herrn Harden, der mich empfahl, und gegen die ‚Neue Freie Presse‘, die mich wollte, daß ich es vorzog, mir über beide klar zu werden. Als mir die Tätigkeit des Herrn Harden mehr und mehr zu mißfallen anfing, schrieb ich es. Er seinerseits, der mit

mir in demselben Fall war, schrieb es nicht. Aber er meint, ich müsse es doch gemerkt haben. So hat er zum Beispiel mein Vorgehen gegen Bahr »widrig« gefunden. Er lieferte mir zwar ein Gutachten gegen ihn, aber er gab mir doch deutlich zu verstehen, daß er mein Vorgehen widrig finde. Zum Beispiel:

14. Februar 1901.

L. K. . . . Gern, offen gestanden, mische ich mich nicht hinein. Und anders könnte ich's nicht. Will Ihr Anwalt den Brief so, wie er ist, in toto benützen, dann ist's mir recht . . . Aber Sie brauchen mehr Gutachten. Lammasch! U. s. w. Die Mausefallen in m. Brief werden Sie nicht übersehen. Kann Hofmannsthal nicht auch seine Ansicht sagen? Müller-G.! Der wird auch was von Laube wissen. Ihr Anwalt wird doch versuchen, Bukovics unter den Zeugeneid zu kriegen. Da wäre über die »Zumutungen« (Anm.: Zumutungen der Kritiker an einen Theaterdirektor) wohl Manches herauszupressen. Nachdem ich mit Bahr eben freundschaftl. Briefe gewechselt, muß ich mich anständiger Weise persönlich zurückhalten. Das kann auch Ihrer Sache nur nützen . . . Ein »H. St.« heute im ‚Tag' gegen Sie, ohne Namen, perfid, à la G. . . . Ich meine: es wäre gut, wenn unter irgend e. geschickten Vorwand angesehene, den Geschwornen sympathische Leute als Zeugen über diese Art von Preßherrschaft vernommen werden könnten. Geht's nicht — schade. Steht in Bahrs alten Büchern nichts gegen ähnliche Korruption? . . Blumenthal polemisiert ja immer gegen B. Am Ende? Schreiben Sie doch an ihn (Tiergartenstraße), er habe doch Kritikeramt, trotz Erfolgen, aufgegeben, ob er nicht Inkompatibilität finde. Weidmannsheil, nochmals! . . .

Herr Harden hat also meine Kampagne gegen die Vereinigung des Kritiker- und Autorenberufs widrig gefunden. Er lügt. In Wahrheit nahm er Herrn Bahr bloß gegen den Vorwurf in Schutz, daß er nicht immer Originales drucken lasse. (Ein in dem zitierten Brief ausgelassener Satz lautet: »Bahr ist doch viel begabter als Bracco. Wie sollte er den plagiieren!«) Daß Herr Harden die Aktion selbst gut, heilsam und notwendig fand, ist erwiesen. Aber ich mußte »merken«, daß er sie mißbilligte; und darum griff ich ihn vier Jahre später an. Er wiederum merkt, daß ich ihm mein Blatt noch heute schicke. Er lügt natürlich. Meinen ersten Angriffen hat er mit einer Einstellung

des Tauschexemplars der ‚Zukunft‘ geantwortet. Ich habe die Komik dieses Schrittes damals festgestellt. Darum mußte ich es verschmähen, meiner Expedition den Auftrag zu gleicher Kinderei zu erteilen. Als ich im folgenden Jahre einmal die Liste der Personen durchsah, die die ‚Fackel‘ durch Gefälligkeit bekommen, ließ ich natürlich die Karte, auf der sein Name stand, ablegen. Er bekommt die ‚Fackel‘ seit Jahren nicht. Wenn er sie trotzdem lesen sollte, kann ich nichts dafür. Für die Widrigkeiten, die ihm jetzt aufstoßen, bitte ich ihn nicht um Entschuldigung. Und die früheren habe ich nicht gemerkt. Doch, eine: er fand meine Kampagne für die . . . widrig. Gemeint ist der Fall Hervay. Nach meinem ersten Artikel schrieb er mir mit einem Kompliment seine Ansicht, daß die Dame, die er kannte, anders sei, als ich sie darstelle, gar nicht fein und mondain. Ich antwortete, daß dies nichts an meiner Auffassung des Falles ändern könnte. Es komme darauf an, wie die Frau auf den österreichischen Bezirkshauptmann gewirkt habe, der sie sein »Märchen« nannte. Je unbegründeter eine solche Bezeichnung sei, umso mehr sei meine Auffassung am Platz. Nicht über die Frau, sondern zur Psychologie des Mannes hätte ich geschrieben und über die Wirkung, der die Welt Mürzzuschlags erlag. »Und schließlich — vielleicht hatte sie doch bessere Unterwäsche als die Mürzzuschlagerinnen.« Das war meine letzte Korrespondenz mit Herrn Harden, Sommer 1904. Mir gings um eine Erkenntnis, ihm um eine Information. Es war die erste publizistische Äußerung, die mir auch die Gegner gewann. Jede Post brachte Anerkennungen. »Ein Leser, der nicht sehr oft Ihr Anhänger sein kann, beglückwünscht Sie zu der Einsicht, zu dem Mute und zur Fähigkeit, im Kleinen das Große zu erkennen, die Ihr Artikel über Hervay kundgibt«, schrieb mir Professor Freud, den ich

nicht kannte. Eine tatsächliche Richtigstellung schrieb mir Herr Harden, den ich erkannte. Sein eigener Artikel über die Sache, den ich heftig angriff, war damals noch nicht erschienen. Jener freundschaftlichen Auseinandersetzung folgte nur mehr — nach Karlsbad — eine Karte mit dem Bilde seines Töchterchens:

20. Juli 1904.

Guten Tag wiener Onkel! Es grüßt Deine Grunewaldnichte Maximiliane Harden.

Das war — abgesehen vom väterlichen Stileinfluß — ein durchaus erfreulicher Gruß. Seitdem habe ich nichts gehört. Herr Harden spricht von einer »schroffen Antwort«, die sein letztes Zeichen gewesen sei. Jene Karte kann er nicht meinen, wiewohl sie sein letztes Zeichen war. Er meint also ein anderes, das ich nicht empfangen habe. »Zu einer Kritik erdreistete er sich zum ersten Male, als ich über die .... einige unfreundliche Worte schrieb«. Gemeint ist mein Ausfall gegen ihn wegen seines Artikels über die eben verstorbene Schauspielerin Jenny Groß. Diese Kritik, die zugleich seine Haltung im Fall Coburg betraf, erschien Anfang Oktober 1904. Herr Harden »antwortete schroff und ließ mich bei meiner nächsten Anwesenheit nicht mehr zu sich kommen«. Seitdem schimpfe ich. Herr Harden lügt. Es ist die letzte in der Reihe der erweislichen Unwahrheiten, durch die er meinen Abfall praktisch zu motivieren sucht. Eine einfache, glatte Lüge. Der schroffe Brief ist verloren gegangen. Wenn Herr Harden eine Abschrift haben sollte, möge er sie vorweisen. Aber der Brief ging mit Recht verloren. Welchen Sinn hätte er gehabt? Hätte ich ihn erhalten, wie sollte er meinen späteren Angriff begründen, da er doch die Folge eines früheren Angriffs ist? Ich schimpfte, er antwortete schroff, seitdem schimpfe ich. Das ist dümmer, als notwendig wäre. Wie kann schroffe Ablehnung meines Ver-

kehrs die Ursache meiner Angriffe sein, wenn sie die Antwort auf meine dreiste Kritik bedeutet? Meine Dreistigkeit hatte zugegebenermaßen einen Vorsprung. Und wer wird mir zutrauen, daß ich nach einem heftigen Ausfall gegen Herrn Harden und nach einer schroffen Antwort von seiner Seite noch den Versuch gemacht habe, in den Grunewald einzudringen und Herrn Harden die Nachmittage wegzunehmen? Er »ließ mich nicht mehr zu sich kommen«. Das ist eine Lüge, wenn es besagen soll, daß ich kommen wollte, aber eine Wahrheit, weil er mich ja auch jetzt nicht »zu sich kommen läßt«, jedenfalls eine Zweideutigkeit. Ich soll nach meiner publizistischen Abweisung seines Verhaltens im Fall der toten Jenny Groß noch auf den Verkehr in seinem Hause aspiriert haben: ich hatte ihm beiläufig vorgeworfen, daß er vom Leichnam einer Frau Profit ziehe, indem er sie der Verwertung ihres Leibes bezichtige . . . Ich habe seit dem Sommer, der meinem Angriff vorherging, weder von ihm noch hat er von mir eine Zeile, ein Lebenszeichen erhalten, weder aus Wien noch während einer späteren Anwesenheit in Berlin. Ich erdreistete mich der Kritik in den Fällen Groß und Coburg, ich erdreistete mich anderer Kritik in spontaner Undankbarkeit. Wer mich für irrsinnig hält, wird glauben, daß ich dazwischen den Versuch machte, zu Herrn Harden zu kommen. Auf diesen Versuch wäre eine schroffe Antwort glaubhaft. Besitzt Herr Harden ein Dokument von meiner Hand, das ihm nach meinem Eintreten in der Sache Groß meinen Wunsch, ihn zu besuchen, kundgab, durch das ich ihm etwa meine Anwesenheit in Berlin anzeigte? Dann möge er es produzieren. Tut ers, so beeide ich, daß es gefälscht ist. Glaubt er trotzdem, daß es echt ist, so kann er mich, seiner Lieblingsneigung folgend, wegen Meineids anzeigen. Sieht man nicht die klägliche Motivenkleisterung für den unerklärlichen Sprung

der Freundschaft? Der Gedankengang ist: Ich habe geschimpft, folglich läßt er mich nicht zu sich kommen, folglich schimpfe ich. Aber so einfach ist die Sache nicht, und mein Rückzug aus dem Grunewald hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Hinauswurf aus dem Sachsenwald. Ich habe dort zwar manchmal Vanilleneis bekommen, mir aber nie durch einen Vertrauensmißbrauch den Zorn des Hausherrn zugezogen, und kein Graf Finckenstein, Mitglied des preußischen Herrnhauses, lebt, der behaupten könnte, daß mir infolge einer nicht genehmigten publizistischen Aktion das Haus verboten worden sei. Ich will Herrn Harden verraten, was mir schon vor meinem öffentlichen Auftreten gegen die Sexualschnüffelei, die mir inzwischen »widrig« geworden war, den Entschluß nahegelegt hat, den Grunewald nicht mehr aufzusuchen. Es hängt wohl mit einem Vertrauensmißbrauch zusammen, aber mit einem, den der Hausherr am Gewissen hatte. Als ich das letzte Mal über seine dringende Bitte ohne Rücksicht auf seine knappe Zeit bei ihm weilte, sprach ich mit ihm über den dürftigen belletristischen Teil der ‚Zukunft' und fragte, warum seiner angesehenen Revue nicht bessere Beiträge zukämen. In der letzten Nummer war nämlich eine besonders schwache Skizze eines Wiener Autors und liebenswürdigen Menschen (der inzwischen gestorben ist) erschienen. Herr Harden erwiderte: »Sehen Sie, und der Mann beklagt sich noch, daß ich ihm zu wenig Honorar geschickt habe«. Fragte mich, indem er mir einen grausam niedrigen Betrag nannte, ob das nach meiner Ansicht denn nicht genug sei. Vor der peinlichen Alternative, meinem Gastgeber den notorischen Geiz des reichen Verlegers der ‚Zukunft' zu bestätigen, oder über das wirtschaftliche Interesse eines Bekannten zu entscheiden, sagte ich: Diesen Beitrag da halte ich für wertlos, nimmt man aber auf den Namen des

Autors Rücksicht, so scheint mir die Rekrimination berechtigt. Als ich einige Tage später in Wien meinen Bekannten traf, grüßte er unfreundlich. Auf meine dringende Frage nach der Ursache seiner Veränderung wies er mir eine lange Abhandlung des Herrn Harden vor, in der dieser mit einer Emsigkeit, als ob es die Anlegung einer homosexuellen Zeugenliste gälte, seinen Honorarsatz verteidigte und sich auf mich als Sachverständigen berief, der gleichfalls gemeint habe, der Betrag sei entsprechend. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich Herrn Harden einen Vorwurf gemacht habe, glaube es aber. Vielleicht schrieb i c h jene »schroffe Antwort«, auf die kein Besuch mehr gefolgt ist. Jedenfalls begann sich damals meine Speicheldrüse zu füllen. Sie zögerte noch, und im Sommer wurden ein paar Grüße gewechselt. Im Oktober erfolgte mein erster Angriff. Inzwischen hatte sich die Kluft zwischen seinem mehr auf nationalökonomische Fragen und meinem mehr auf Dinge des inneren Lebens gerichteten Interesse geöffnet. Der Anstoß, auszusprechen, was ist, waren die Fälle Coburg und Groß. Ich hab's gewagt, wiewohl ich selbst ein unreines Gewissen in diesem Punkt hatte. Ich habe nämlich »gemeinen Privatklatsch über die . . . breitgetreten«. Was soll das heißen? Wen meint der Herr? Wann habe ich dergleichen getan? Ich zerbreche mir den Kopf und erinnere mich, daß ich einmal ein Feuilleton, das Frau Odilon geschrieben oder einem Berliner Journalisten in die Feder diktiert hatte, in der ‚Fackel' berührt habe. Natürlich so, daß ich das Privatleben der Schauspielerin gegen die publizistische Ausschrotung geschützt, nicht selbst der Sensation preisgegeben habe. Damals hatte ich nur den Standpunkt gegenüber der journalistischen Gefahr bezogen, mich noch nicht zur Bejahung eines solchen Privatlebens an und für

sich durchgerungen. Später habe ich das Dasein von Freudenspenderinnen, auch von solchen, die nicht aus der Fülle einer Natur schöpfen, auch von jener Toten, gegen die sich Herr Harden verging, für wertvoller gehalten, als die Tätigkeit eines Leitartikelschreibers. Verunglimpft hätte ich eine solche Frau nie, auch im Leben nicht. Was Herr Harden breitgetretenen Privatklatsch nennt, kann sich nur auf die gegen das Schmocktum gekehrte Zitierung einiger Sätze aus dem Feuilleton der Frau Odilon beziehen. Und wem — ratet — verdankte ich die Kenntnis des Feuilletons? Herrn Harden, der es mir, dicht besät mit hämisch kommentierenden Bleistiftnotizen schickte, mit Beweisen einer Orientiertheit über die Herkunft und den Wert von Realitäten, die auch in späteren Briefen wiederkehrte und ein Material an mich zu vergeuden schien, für das Herr Lippowitz dankbar gewesen wäre. Von dem Verkehr mit diesem, der gewiß zu den interessanten Wiener Leuten gehört, die mich verachten, habe ich Herrn Harden abgehalten. Ich bedaure es und kann nur zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich ihn bald freigegeben habe. Er wurde ein Intimus des Korrespondenten, den Herr Lippowitz in Berlin hat, und geht heute mit ihm und den Polizeihunden Edith und Ruß gemeinsam auf die Jagd nach Sittlichkeitsverbrechern. Ich habe ihm den Schaden, den er durch seine Verbindung mit der ‚Fackel‘ erlitten hat, durch meinen Verrat reichlich vergütet. Ich gebe zu, daß ich damals sein Lob meines Witzes nicht honoriert habe, ich bedaure auch, daß ich ihn um ein Lob des nach Dreyfus wieder versöhnten Björnson, das aber vielleicht sogar der ‚Neuen Freien Presse‘ zu schwachsinnig war, gebracht habe. Gewiß, ich habe seine Beziehungen zu den Wiener Preßleuten eine Zeitlang lahmgelegt. Aber heute ist längst alles wieder gut und die Meinung,

,Neue Freie Presse' und ,Neues Wiener Tagblatt' hielten es mit mir gegen ihn, ist gewiß nur ein Wahn des Verängstigten, der sich noch verfolgt glaubt, da längst schon die schmierigsten Hände hilfreich sich ihm entgegenstrecken.

Einer hat eine Wahrheit gesagt; aber das tat er nur, weil man seinen Gruß nicht erwidert hat. Die Enthüllung enthüllt den andern. Wer die Wahrheit erlitten hat, beweise, daß sie unwahr ist oder er schweige, ehe er zu so jammervoller Motivierung ausholt. Und wenn einer von der Hetzjagd auf das Privatleben der deutschen Generale noch so kaput ist, solch trostlose Beweise geistiger Ermüdung dürfte er nicht von sich geben. Aber wenn er, um doch in Ehren zu bestehen, sich von der mißglückten Motivensuche in mein Privatleben zurückzieht, weil er glaubt, daß der gewohnte Weg zum Ziel führen könnte, dann, sage ich, hat er mich überhaupt nie gekannt. Ob ich aus dem oder jenem außer der Rache liegenden Motiv so oder so schreibe, das mag er prüfen und er mag, solange ich mich nicht auf einen lästigen Dokumentenbeweis einlasse, mit meiner Entlarvung dem gesunden Menschenverstand, der sichs längst gedacht hatte, imponieren. Zieht er aber zur Erklärung meines kritischen Erdreistens auch meinen »grotesken Roman mit der...« heran, seit welchem ich empfindlich in diesem Punkt geworden sei, so hört für mich die Geneigtheit zu einer literarischen Erledigung solchen Einwands auf. Denn hier ist der Punkt, wo ich noch heute empfindlich bin. Und ich sage Herrn Harden: Die ganze Lächerlichkeit seiner Erwiderung hat ihren Reiz für mich verloren. Aber um dieses einen Satzes willen lasse ich ihn nicht mehr los. Hier ist er in der Bahn, auf der er heute in Deutschland mit vollem Dampf fährt; aber durch meine Reiche kommt er nicht unbeschädigt. Hier ist die Gemeinheit am Ende. Und sie zeigt noch einmal,

was sie kann. Jetzt erst fühle ich ihre Möglichkeiten, jetzt erst begreife ich den Plan, der ihren Vorstößen gegen das privateste Erleben zugrundeliegt: Die Unfähigkeit, vor dem Geist zu bestehen, vergreift sich am Geschlecht. Mein grotesker Roman lag Herrn Harden nicht als Rezensionsexemplar vor, aber er wußte von ihm, weil ich ihn besuchte, wenn ich auf einer Reise zu einem Sterbebett in Berlin Station machte. Für die groteske Art dieses Romans leben Zeugen wie Alfred v. Berger und Detlev v. Liliencron. Deutschlands großer Dichter weiß, wo der Roman beendet liegt, und hat das Grab in seinen Schutz genommen. Herr Harden in seinen Schmutz. Ich aber sage ihm: Ein Roman, den der Andere grotesk findet, kann mehr Macht haben, eine Persönlichkeit auszubilden, als selbst das Erlebnis, von einem Bismarck gerufen, von einem Bismarck hinausgeworfen worden zu sein. Aus den Erkenntnissen dieses grotesken Romans erwuchs mir die Fähigkeit, einen Moralpatron zu verabscheuen, ehe er mir den grotesken Roman beschmutzte. Was weiß er denn von diesen Dingen? Von ihm hätte ich nicht gelernt, die unauslöschliche Schmach dieses Zeitalters zu fühlen, dessen Männer in Iris-Beete spucken. Bei dem Gedanken zu erbleichen, welcher Art von Menschheit Frauenschönheit als Glücksgeschenk in den Schoß gefallen ist. Herr Harden ist tot, aber der groteske Roman lebt. Er hat die Kraft, immer wieder aufzuleben, und ich glaube, ich verdanke ihm mein Bestes. Wenn ich gegen dieses Heroengezücht losziehe, so ist's mir, als ob mir die Tinte noch heute aus leuchtenden Augen flöße. Ich tauche meine Feder nicht in das Spülwasser aristokatischer Wirtschaften. Wäre ich einer von jenen, die heute in Deutschland unter einem ungerufenen Domestiken leiden, ich würfe die Feder hin und forderte diesen vor meine Klinge, aber ohne ihm meine Zeugen zu schicken und ohne ihm Zeit zu lassen, im Lexikon

nachzuschlagen, wie sich die Duellregeln historisch entwickelt haben. So gelobe ich ihm dieses: Für seine Kritik meines grotesken Romans wird er mir Rede stehen. Nicht in seinem Blatte. Denn dies könnte meine Gegenrede bewirken, und er ist von meiner Unerschöpflichkeit überzeugt. Er wird nicht. Aber jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sich dem Motiv des Undanks wirklich das der Rachsucht gesellt. Die vertrete ich nicht publizistisch. Ich verspreche ihm nur: Wenn er wieder einmal nach Wien kommen sollte und Frauenvereine durch das Feuerwerk seiner Belesenheit aufregen wird, wenn er sich am Schlusse des Vortrags mit Fragezetteln bewerfen und seine Gedankenabwesenheit in Form von Geistesgegenwart bewundern läßt, dann wird ihm diese Frage gestellt werden: Halten Sie den für einen Schuften, der ohne Nötigung an das privateste Fühlen eines Anderen greift, und ohne das Bedenken, selbst ein Grab zu beschmutzen? Und verdient nach Ihrer Ansicht der, der solches tut, nicht zwei Ohrfeigen? Sollte Herr Maximilian Harden dann noch gestimmt sein, auszusprechen, was ist, so werden ihm bei Gott und in Gegenwart des Frauenvereines jene zwei Ohrfeigen versetzt werden. Er ahnt gar nicht, und niemand ahnt es, welcher Gesetzesübertretungen ich fähig bin, wenn es gilt, einen grotesken Roman gegen einen unberufenen Rezensenten zu schützen!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.